Sch. Widentphr. p. 590.

Epist. 870-1

<36622415760016

S

<36622415760016

Bayer. Staatsbibliothek

2. B.

z. L.

Encycl. 870 (1

Johann Chriſtoph Stockhauſens

Sammlung vermiſchter Briefe.

Bernigeroth del. et sc. 1751.

Dritte Ausgabe.

Mit Königl. Pohln. und Churf. Sächſ. allergnädigſter Freyheit.

Helmſtädt,
bey Chriſtian Friederich Weygand. 1758.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Allerdurchlauchtigſte, Großmächtigſte Fürſt und Herr, Herr Friedrich Auguſt, König in Pohlen ꝛc. des heiligen Römiſchen Reichs Erz-Marſchall und Churfürſt zu Sachſen, auch Burggraf zu Magdeburg, hat, auf Chriſtian Friedrich Weygands, Buchhändlers zu Helmſtädt, beſchehenes unterthänigſtes Anſuchen, gnädigſt bewilliget, daß er nachgeſetzte Bücher, benanntlich:

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

als auch

Johann Chriſtoph Stockhauſens Sammlung vermiſchter Briefe 8vo, ſo viel Theile, als davon herauskommen werden,

unter Höchſtgedachter Sr. Königl. Majeſtät und Churfürſtl. Durchl. Privilegio drucken laſſen und führen möge, dergeſtalt, daß in Dero Churfürſtenthum Sachſen, deſſelben incorporirten Landen und Stiftern kein Buchhändler noch Drucker oberwehnte Bücher in den nächſten, von unten geſetzten dato an, zehen Jahren, bey Verluſt aller nachgedruckten Exemplarien und bey dreyßig Rheiniſchen Goldgülden Strafe, welche denn zur Helfte der Königlichen Renth-Cammer, der andere halbe Theil aber ihm, Weyganden, verfallen, weder nachdrucken, noch auch, da dieſelben an andern Orten gedrucket wären, darinnen verkauffen und verhandeln, worgegen er mehrgemeldte Bücher fleißig corrigiren, aufs zierlichſte drucken, und gut weiß Pappier darzu nehmen zu laſſen, auch ſo oft ſie aufgelegt werden, von jedem Druck und Format zwanzig Exemplaria in Sr. Königl. Majeſtät und Churfürſtl. Durchl. Ober-Conſiſtorium, ehe ſie verkaufft werden, auf ſeine Koſten, einzuſchicken ſchuldig, und dies

Privilegium Niemanden, ohne Höchſtgedachter Sr. Königl. Majeſtät und Churfürſtl. Durchl. Vorwiſſen und Einwilligung, zu cediren befugt ſeyn ſoll; Geſtalt er bey ſolchem Privilegio auf die bewilligten zehen Jahre geſchützet und gehandhabet, auch da dieſem jemand zuwider handele, und er um Execution deſſelben anſuchen würde, ſolche ins Werk gerichtet und die geſetzte Strafe eingebracht werden ſoll; Jedoch daß er, und zwar bey Verluſt des Privilegii, ſowohl von jetziger, als von jeder künftigen neuen Auflage, die geſetzte Anzahl derer Exemplarien richtig liefere. Immittelſt, und zu Uhrkund deſſen, iſt dieſer Schein, bis das Original-Privilegium ausgefertiget werden kann und ſtatt deſſelben, in Sr. Königl. Majeſtät und Churfürſtl. Durchl. Kirchen-Rath und Ober-Conſiſtorio unterſchrieben und beſiegelt, ausgeſtellet worden, welchen er durch den beſtalten Bücher-Inſpectorn, Chriſtian Ernſt Hauboldten, denen Buchhändlern zu inſinuiren, widrigen Falls die Inſinuation vor null und nichtig erkannt werden ſoll. So geſchehen zu Dreßden, am 13. Maii, 1754.

(L. S.)

Gottlob Henrich Heydenreich.

Chriſtian Friedrich Teucher.

Vorrede.

An den Leſer.

Der Beyfall iſt für einen Verfaſſer ſo was angenehmes, daß er ihn immer gern noch einmal verdienen will, bis er ihn endlich darüber oft gar verlieret. Ich hatte erfahren, daß meine Grundſätze zu Briefen eine glücklichere Aufnahme erhalten hätten, als ich ſelbſt zu hoffen getrauete, und dieſes beſtärkte mich in dem Entſchluß, die damals in der Vorrede angekündigte Briefſammlung der Welt vorzulegen. Sie erſcheint hiemit in derje-

nigen Geſtalt, wie ſie meiner erſten Abſicht gemäß war, und ich kann ihr kein gröſſeres Glück wünſchen, als daß ſie der Erwartung und dem guten Geſchmacke des Leſers eben ſo gemäß ſeyn möge. Ich weiß, daß ich Leſer finden werde, welche nichts verzeihen; ich weiß auch, daß ich Leſer erhalten werde, welche viel Nachſicht haben. Dieſe Vorſtellung hat mich weder zu nachläßig noch zu ſchüchtern bey meiner Arbeit gemacht, wobey mir inſonderheit eine gar zu große Bemühung der Kunſt gefährlich ſchien.

Die Sammlung, die ich hier dem Leſer anbiete, enthält deutſche Originale und Ueberſetzungen aus den Franzoſen. Die deutſchen Originale ſind theils von fremden Händen, theils von meiner eigenen Feder. Die Fremden habe ich aus den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, aus den Bremiſchen Beyträgen, und aus der Sammlung vermiſchter Schriften entlehnet, wozu noch eins aus den Danziger Sendſchreiben hinzugekommen iſt. Dieſe Stücke verdienten nicht nur die getroffene Wahl wegen ihrer

rer Schönheit an und für ſich ſelbſt, ſondern auch um deswillen, daß ſie unſern Deutſchen noch immer bekannter werden möchten, als ſie bisher wirklich ſind. Es iſt wahr, dieſe vortrefliche Monathſchriften haben zur Ehre unſers Geſchmacks viele Liebhaber und Leſer gefunden; aber wenn ich verſichere, daß man ſie auch in manchen Bücherſchränken des Frauenzimmers, und ſogar ſolcher jungen Gelehrten, die ſich den ſchönen Wiſſenſchaften widmen, vergebens geſucht habe, ja daß ich mehr als eine Stadt kenne, darinn man ſie gewiß nicht über zweymal antrifft: ſo wird es vermuthlich nicht ſo überflüßig ſcheinen, daß ich die meiſten darinn vorkommenden Briefe hier habe einrücken laſſen, um zu verſuchen, ob ſie durch dieſes Mittel noch mehrere Kenner erhalten möchten: und es liegt nicht an meinem Wunſche, daß der ganze Band nicht mit ſolchen Briefen angefüllet ſeyn kann. Die Verfaſſer werden mirs um der guten Abſicht willen verzeihen, daß ich mit ihren Arbeiten ſo verfahren habe: und diejenigen, die mich deswegen tadeln,

werden mich ſchwerlich zu einer Bereu=ung dieſes Unternehmens bringen. Es braucht eben kein großer Kunſtrichter zu ſeyn, der mir den Einwurf macht, daß es wenig Mühe bedurft hätte, ein Buch von fremden Arbeiten zu ſamm=len. Ich weiß, daß es ein ſehr kleines Verdienſt iſt, zu ſammlen und zu überſe=tzen. Ich ſuche auch von dieſer Seite kein Lob; und wenn ich nur nicht ſchlecht gewählt, und nicht unglücklich überſetzt habe; ſo iſt das der ganze Antheil, wo=mit ich bey der guten Aufnahme des Werkes, vollkommen zufrieden bin. Weder die Eigenliebe, noch die Autor=ſucht, werden mich jemals hindern, das Gute befördern zu helfen, wenn ich mir auch ſchon die Ehre der Erfindung da=von nicht zuſchreiben darf.

Was meine eigene Briefe betrifft, die ich mit untergemiſcht habe; ſo muß ich ſagen, wie ſie in dieſe Sammlung ge=kommen ſind. Ich habe niemals die Abſicht gehabt, ſie drucken zu laſſen, und nach meinem erſten Entwurfe ſollten blos fremde Arbeiten in dieſem Buche

erſchei=

erſcheinen. Ein guter Freund, an den viele von dieſen Briefen gerichtet ſind, ſetzte mich in die Verſuchung, zum erſtenmal an ihre öffentliche Bekanntmachung zu denken. Er verlangte, daß ich ſie beſonders herausgeben ſollte: aber ſo viel mochte ich nicht wagen; es iſt ohne Zweifel genug, daß ich mich ſo weit habe verleiten laſſen, ſie unter zu ſtecken; und vielleicht ruft mir noch jemand zu, was einem gewiſſen franzöſiſchen Schriftſteller bey einer ähnlichen Gelegenheit geſagt ward:

le Public n'eſt pas votre Ami.

Indeſſen, da ſie einmal da ſind, ſo bleibt mir nichts weiter übrig, als noch einige Umſtände zu ihrer Erläuterung zu ſagen. Sie ſind ſo, wie ſie ſind, bis auf einige wenige ausgenommen, an wirkliche Perſonen geſchrieben worden. Ich weiß nicht, ob dieſes ihnen einigen Werth giebt: ſo viel weiß ich, daß ich mich nicht ſo leicht würde haben bereden laſſen, erdichtete Briefe zu ſchreiben, als dieſe wahren in den Druck zu geben.

 Man

Man ſchreibt dergleichen Briefe nach=läßiger, es iſt wahr; aber man ſchreibt ſie auch gemeiniglich natürlicher, und ein Brief kann nicht natürlich genug geſchrieben ſeyn. Ich habe die Namen der Perſonen ausgelaſſen, an die ich geſchrieben habe; dieſe Beſcheidenheit war ich ihnen ſchuldig; die Neugierig=keit mancher Leſer, die gerne Erklärun=gen machen, wird auch dadurch um de=ſtoweniger aufgehalten. Die Titula=tur, die in Deutſchland eingeführet iſt, giebt einem Briefe viel Zwang, und daher habe ich ſie beyſeite geſetzt. Die meiſten Briefe ſind ohnedem an gute Freunde und ſolche Perſonen gerichtet, die über dieſe Kleinigkeiten gerne weg=ſehen. Sie ſind endlich auch zu ver=ſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Umſtänden geſchrieben, welches ich um der Wahrſcheinlichkeit willen erinnern muß, die man ſonſt hier und da in Zwei=fel ziehen möchte.

Ich komme auf die Ueberſetzungen. Dieſe ſind aus dem Voiture, Buſſy, Bellegarde, Fleſchier, Racine, Geneſt,

Fontenelle, Baumourier, St. Evremont, Patru, Vattel, aus den *Lettres philoſophiques*, die von dem Verfaſſer der ſchönen *Conſeils ſur l'Amitie* herrühren, aus den *Lettres hiſtoriques & galantes*, und den *Lettres Perſanes*, hergenommen. Voiture gehöret mit unter diejenigen Schriftſteller, die im Anfange zu ſehr erhoben, und hernach zu ſehr getadelt worden. Ich habe durch die Darſtellung einiger Briefe von ihm, zeigen wollen, daß er wirklich Hochachtung verdient, und daß er eher zu viel Witz haben will, als daß es ihm daran fehlen ſollte. Aus dem Buſſy habe ich nicht ſo viele Briefe überſetzt, als ich im Anfange Willens war; ich bemerkte, daß man eine gute Kenntnis von ſeinen eigenen Lebensumſtänden, von den Perſonen, an die er geſchrieben, und von der Geſchichte ſeiner Zeit haben müſte, um ſie recht zu verſtehen. Auſſerdem entgehen dem Leſer viele Schönheiten. Ich hätte zwar manches durch Noten erläutern können: aber ich fand dieſes aus verſchiedenen Urſachen nicht für rath-

rathſam. Ich habe alſo nur ein kleines Stück von ſeinem Briefwechſel mit der witzigen Frau von Sevigni zur Probe überſetzt. Eben das hat mich verhindert, den Briefwechſel des Racine mit dem Boileau herzuſetzen; ſie reden von ihren gelehrten Angelegenheiten, und alle Augenblick kommt etwas, das nicht verſtändlich genug iſt, wenn man dieſe beyden Männer nicht vollkommen kennet. Aus den Raciniſchen Briefen habe ich den von Guilleragues und vom Tallemant überſetzt; jener iſt wegen der poetiſchen Gegenden merkwürdig, die Homer beſungen hat: dieſer kann manchem zeigen, der nimmer mit dem Boileau zu vergleichen ſteht, wie ſehr die Satyre von der Tadelſucht unterſchieden iſt. Von dem Racine habe ich zween Briefe an ſeinen Sohn behalten; man wird daraus ſehen, daß Racine immer Racine bleibt, auch da, wo er als ein zärtlicher Vater redet; und es ſind in dieſen paar Briefen verſchiedene Erinnerungen, die jungen Leuten überhaupt nützlich ſeyn können. Werden

den Fleſchier nur einigermaßen aus ſeinen Reden kennet, dem wird es lieb ſeyn, daß auch von ihm einige Briefe erſcheinen, die das Herz dieſes großen Mannes kenntlich machen. Die Beſchreibung von Tribur iſt ein ſo ſchönes Gemählde, daß ich nicht habe unterlaſſen können, es mit einzurücken. Die gelehrten Briefe des Bellegarde, die moraliſchen des Vaumourier, und die kleine Geſchichte von der Mahlerey, werden in dieſer Sammlung vermuthlich nicht ungelegen kommen. Bellegarde war ein Mann, der viel Witz und eine große Verehrung gegen die Alten hatte, und man kann aus ſeinem Beyſpiele nicht genug lernen, die Alten hochzuſchätzen: Die Briefe des Vaumourier verdienten wegen der guten Gedanken bekannter zu ſeyn. Aus den *Lettres philoſophiques ſur les Phyſianomies* und aus den vermiſchten Werken des Herrn v. Vattel, habe ich nur einige überſetzt; ſie ſind ſehr geiſtreich, aber ſie ſind ſehr ſchwer zu überſetzen, und verderben faſt allemal in der Ueberſetzung: der franzöſiſche Ausdruck

in

in philoſophiſchen Materien iſt gar zu weit von dem deutſchen entfernt; und man wird dieſe Briefe allemal beſſer im Original leſen. Aus dem Herrn von Fontenelle habe ich nach der Ueberſetzung des Herrn Hofraths von Steinwehr, zween Briefe mit eingerücket, die mir immer noch von den beſten vorgekommen ſind. Sie würden alle in ihrer Art unvergleichlich ſeyn, wenn nur der Verfaſſer nicht immer ſinnreich ſeyn wollte, wie ihn St. Mard deswegen getadelt hat. Viele andere Briefe ſind mehr zur Abwechſelung und zur Gemüthsergetzung, als wegen des merkwürdigen Innhalts, mit eingeſchaltet worden, und ich hoffe, man wird ihnen die Stelle gönnen, die ſie erhalten haben. Es würde freylich verſchiedenes weggeblieben ſeyn; ich würde verſchiedenes umgetauſcht haben; wann ich mich nur nach einer Gattung von Leſern hätte richten ſollen: Allein ich habe ſehr oft in Gedanken fragen müſſen:

Quid dem? quid non dem? renuis tu,
quod jubet alter;

Ich

Ich habe noch viele ſchöne Briefe vor mir gehabt, die aber als Abhandlungen über allerley Materien aus der Morale und Geſchichte, dieſe Sammlung über ihre Grenzen würden erweitert haben. Ich weiß, daß noch viel Gutes in dieſer Sammlung fehlet; es ſind z. E. keine Briefe von den Römern, Italiänern und Engelländern darinn geliefert worden, darunter viel Merkwürdiges, Angenehmes und Brauchbares anzutreffen iſt. Allein, man muß es erſt mit einer Probe verſuchen, und wenn der Leſer mit dieſer nicht ganz unzufrieden iſt; ſo wird es nicht zu ſpät ſeyn, den angefangenen Vorſatz einmal weiter auszudehnen.

Die Briefe, welche in dieſem Bande erſcheinen, ſind nach keinem Geſchlechtsregiſter in beſondere Klaſſen vertheilet worden; ſondern ſie folgen aufeinander ohne Zuſammenhang der Materien, damit der Leſer durch die Mannichfaltigkeit und Abwechſelung vor dem unausbleiblichen Ueberdruß, der bey jener ängſtlichen Ordnung einfällt, möchte

ver=

verwahret werden. Man hat auch nicht darauf Acht gehabt, dieſes Buch als einen allzeit fertigen Briefſteller einzurichten, und nur allgemeine trockene Exempel zu ſolchen Briefen zuſammen zu bringen, die man im eigentlichen Verſtande Compliment- und Gelegenheitsbriefe zu nennen pflegt, und die zum Abſchreiben junger Leute gemacht werden. Ich habe nur auf die Beförderung des Nutzens, des Vergnügens und Geſchmacks bey dieſer Arbeit geſehen, die ich den angehenden Liebhabern der ſchönen Wiſſenſchaften widme. Sie iſt ſchon belohnt genug, wenn ſie dieſe Abſicht auch nur halb erreichen ſollte. Helmſtädt, am 12ten des Herbſtmonats,

1751.

Verzeich-

Verzeichniß
der in dieſer Sammlung enthaltenen Briefe.

Im erſten Buche.

I. Schreiben an einen Freund, über das Heldengedicht der Meßias Seite 1
II. An einen Freund auf dem Lande 34
III. An ein Frauenzimmer, über den Tod ihres Hundes 37
IV. An ein Frauenzimmer, über die zärtlichen, großmüthigen uneigennützigen Empfindungen 41
V. An ein Frauenzimmer, nebſt der verliebten Ode eines Frauenzimmers an ihren Freund 57
VI. Antwort auf das vorhergehende Schreiben 62
VII. Dankſagung an einen Freund 64
VIII. An Calliſte, über das Spiel 66
IX. Antwort auf das vorhergehende nebſt einem Traume 68
X. An den Grafen von Buſſy, von der Frau von Sevigny 84
XI. An die Frau von Sevigny, von dem Grafen von Buſſy 87
XII. An den Grafen von Buſſy, von der Frau von Sevigny 88
XIII. An die Frau von Sevigny, von dem Grafen von Buſſy 90
XIV. Klage über die Kaltſinnigkeit eines Gönners 91
XV. Schreiben einer ſterbenden Mutter an ihre Tochter 97

XVI. Charakter eines Freundes Seite 116
XVII. An ein Frauenzimmer, von der Natur der Liebe 120
XVIII. An ein Frauenzimmer, von ihren Gedichten 134
XIX. An eben dieſelbe 137
XX. An einen Freund 139
XXI. Geſchichte der Mariane 141
XXII. An ein Frauenziṁer, von einigen Begebenheiten 153
XXIII. An die Frau von Sevigny, von dem Grafen von Buſſy 167
XXIV. Antwort der Frau von Sevigny 168
XXV. Silvander an Germanen, von der Philoſophie in der Liebe 173
XXVI. German an Silvandern, die Antwort 175
XXVII. An ein Frauenzimmer, von Lorchens Charakter 178
XXVIII. An ein Frauenzimmer, von guten Einfällen 185
XXIX. An ein Frauenzimmer, von einigen Charaktern 197
XXX. Von der Phyſionomie, beſonders von der Geſichtsfarbe 202
XXXI. Von der Sprache der Augen 210
XXXII. An Chloen, wider die Liebe 216
XXXIII. Abelards kurze Geſchichte, und ein Brief von Heloiſſen an Abelarden 224
XXXIV. An einen Freund, von den Annehmlichkeiten des Landlebens 247
XXXV. An Carolinen, wegen des Alciphrons und Ariſtenäts, nebſt ein paar überſetzten Briefen aus dieſen Schriftſtellern 257
XXXVI. An einen Freund, von den Eigenſchaften eines wahren Freundes 267
XXXVII. An ein Frauenzimmer, von Voiture 270
XXXVIII. An einen Freund, von eben demſelben 273
XXXIX. Von dem Herrn von Fontenelle, über die Liebe in ungleichen Ständen 274
XL. Von eben demſelben, wegen einer ſinnreichen Schönen 277

XLI.

XLI. An ein Frauenzimmer, von den Lettres Turques, nebſt einem überſetzten Schreiben aus dieſen Briefen Seite 279
XLII. An Phyllis, über ihre Gleichgültigkeit 291
XLIII. Phyllis Antwort 294

Im zweyten Buche.

I. An Herrn S**, ob das Trauerſpiel dem Luſtſpiele vorzuziehen ſey 297
II. An ſeinen Freund, von einer Reiſe nach ſeinem Vaterlande 302
III. Von dem Glücke, aus den Briefen des Herrn von Vaumourier 311
IV. Von den Wohlthaten, aus eben demſelben 314
V. Von der Mahlerey, aus eben demſelben 318
VI. Eine kurze Beſchreibung von China, aus eben demſelben 319
VII. Von der Art zu lieben in Kalifornien 333
VIII. An ein Frauenzimmer, von den ſinnlichen Ergetzlichkeiten, beſonders vom Tanzen 366
IX. Von den poetiſchen Gegenden, an den Herrn Racine von dem Herrn von Guilleragues 390
X. Beſchwerungsſchreiben des Abts Tallemant an den Herrn Boileau 393
XI. An ein Frauenzimmer, von den Vorzügen des Herbſtes vor dem Frühling 397
XII. An ein Frauenzimmer, wegen eines Traums 400
XIII. Antwort auf das vorhergehende Schreiben 402
XIV. Wegen eines ungegründeten und unzeitigen Haſſes an Herrn S** 403
XV. Vergleichung der Alten und Neuern, aus dem Bellegarde 405
XVI. Beſchreibung des alten Tiburs, oder heutigen Tivoli in Italien, von dem Herrn Geneſt 417
XVII. An einen Freund, eine Dankſagung 424

XVIII.

XVIII. An ein Frauenzimmer, über den Tod ihrer Freundinn Seite 426
XIX. An einen vornehmen Gönner 428
XX. Abbildung eines Großmüthigen, an Herrn F** 429
XXI. Von dem Herrn Racine an ſeinen Sohn 431
XXII. Von eben demſelben, an eben denſelben 433
XXIII. An einen unglückl. Freund, ein Troſtſchreiben 435
XXIV. An einen Freund, von dem Charakter eines neuen Edelmanns 449
XXV. An ein Frauenzimmer, ein Vorſchlag zur Heirath 452
XXVI. An einen Freund, von der Laura des Petrarchs 454
XXVII. An eine Dame, ein Empfehlungsſchreiben 456
XXVIII. An einen Freund, von dem Hochmuthe einiger Perſonen 458
XXIX. An den Herrn von Montauſier, von Patru 460
XXX. Von dem Charakter der Spanier, aus den *Lettres Perſanes* 462
XXXI. Von einem ſehr unangenehmen Charakter, an einen Bekannten 469
XXXII. An ein Frauenzimmer, von dem Romanleſen 470
XXXIII. An einen Freund, von gewiſſen Geſellſchaften 474
XXXIV. An einen Freund, über verſchiedene Sachen 475
XXXV. An eben denſelben, von einem Trauerſpiele 478
XXXVI. An eine Dame, ein Empfehlungsſchreiben 481
XXXVII. An einen Freund, ein Berichtſchreiben von Damons Tode 483
XXXVIII. Vom Biſchof Fleſchier an den Grafen von Calviſſon 490
XXXIX. Von eben demſelben, an einen Parlamentsrath 491
XL. Von eben demſelben, an den Abt Jarry 492
XLI. Von dem Hrn. von Montauſier, an den Dauphin 493
XLII. Von St. Evremont, an den Grafen von Lionne 494
XLIII. Von eben demſelben, an den Herrn von Crequi 496
XLIV. An einen vornehmen Gönner, von dem Zuſtande der Univerſität Helmſtädt 501

Ver=

Vermiſchte Briefe.

Erſtes Buch.

Erſter Brief.

An einen Freund.

Sie fragen mich, ob ich den Meßias geleſen habe, und was ich von dieſem Heldengedicht halte? Ich kann Ihnen darüber keine Critik nach der Mode ſchreiben; aber mein Brief wird darum nicht weniger lang werden; denn ich ſchreibe Ihnen meine Empfindungen, und dieſe ſind nicht alle ſobald geſagt. Schon vor zwey Jahren hörte ich dieſes Gedicht rühmen, ohne es geleſen zu haben. Ich kaufte alsbald denjenigen Theil davon, der damals erſt zu haben war, ich las es, und fand es ſchön, nicht aus einem Vorurtheil, daß es Männern von Geſchmack gefallen hatte, mit denen man immer gern in Geſellſchaft ſtehen will; ſondern aus einem mehr überzeugen-

den Gefühl des Herzens. Allein ich weiß nicht, ob das Ungewöhnliche der Versart, oder die Begierde zu leſen, welche die Aufmerkſamkeit oft flüchtig macht, oder der weggelaſſene Reim, Schuld daran war, daß ich die Schönheiten des Gedichts beym erſten Durchleſen nicht ganz empfand: So viel weiß ich, daß es mir jemehr gefällt, je länger ich es leſe. Das Gedicht bleibt für mich unerſchöpflich, und wenn es wahr iſt, daß die Gewohnheit die Empfindungen mindert, ſo leydet es hier eine Ausnahme. Eine Stelle, die mich zehenmal gerühret hat, läßt mich nicht kalt, wenn ich ſie zum eilftenmal leſe, und je mehr ich mich bemühe dem Dichter nachzudenken, deſto erhabner, deſto neuer, deſto rührender wird er für mich: Er führet mich zu einer Höhe der Gedanken, zu der ich meine Sele kaum fähig hielt. Allzeit prächtig, allzeit fühlbar, nimmt er meine ganze Sele ein, und läßt nicht das geringſte Leere darinn übrig, wenn ich ſein Lied in ſtiller Entzückung leſe. Wie neu, wie unvergleichlich ſind nicht alle ſeine Gleichniſſe und Bilder? Sie werden kein einziges verbrauchtes bey ihm antreffen. Oft, wenn er in mein Temperament denket, (verzeihen Sie

mir dieſen Ausdruck; ich weiß es nicht genauer zu ſagen), befällt mich ein Schauer, das Blut tritt mir zurück bis ich einige Thränen geweint habe, die die Natur verlangt, und dann geräth es in Wallung. Wie groß, wie zärtlich, wie ſchön, erſcheinet mir nicht Lebbäus in ſeiner ädlen Melancholie! Und ich weiß ſelbſt nicht, was ich fühle, wenn ich den ſchlummernden Johannes am Oelberge erblicke, wie er von JEſu träumet. Was vor eine rührende Scene machen die beyden Auferweckten, Lazarus und Cidli! Alles was die Liebe göttliches hat, was ſo wenigen Sterblichen empfindbar iſt, das ganze Syſtem einer Liebe, zu deren Ausdruck eine gewöhnliche Sprache zu arm iſt, liegt hier ausgedrückt. Wie beredt iſt das Stillſchweigen des wehmüthigen Joſephs von Arimathia! Wie lebendig der Schmerz des Nikodemus! Wie durchbohrend wird der Anblick des leydenden Erlöſers, wenn die Stimme des ſchweren Gerichts von Tabor über ihm donnert! Die erkenntliche Seele zerflieſſet, wenn ſie ihn zwiſchen Golgatha und dem Grabe Joſephs reden höret. Doch ich müſte Ihnen das ganze Gedichte herſchreiben, wenn ich Ihnen alle Schönheiten daraus

aus ſagen wollte. Sehen Sie, mein Freund, das ſind die Wirkungen, die der Meßias noch täglich in mir macht, und ich bin darüber ſtolz.

Nichts überzeugt mich ſo ſehr, daß der Geſchmack der Menſchen verſchieden ſeyn müſſe, als die mancherley Urtheile, die ich in Geſellſchaften über dies Gedichte ſprechen höre. Einige beluſtigen mich, andere erwecken mich zum Mitleiden, und noch andere entgehen meiner Aufmerkſamkeit. Unter denen, die es loben, giebt es ſolche, die es mit einer gezwungenen und froſtigen Art thun, weil ſie entweder zu viel Hochachtung für ſich ſelbſt haben, und den Weyrauch nur für ſich wollen brennen laſſen; oder weil ſie die ſtarke Parthey des Dichters fürchten, und ihren Geſchmack nicht verdächtig machen mögen, um ihren Tadel zu ſagen: Es giebt auch ſolche, die es nur darum loben, weil es gelobt wird, ohne daß ſie es geleſen haben. Den erſteren kann ich es recht anſehen, daß ſie ſich wehe thun, und man erweiſet ihnen einen Gefallen, wenn man die Unterredung bald verändert: Die letzteren ſehen ſo hiſtoriſch dabey aus, daß man gar bald den Mangel der Empfindung in ihnen merket. Sie ſagen ſo etwas, um nur nach der

Mode zu ſeyn. Diejenigen die es tadeln, thun es aus ungleichen Gründen! Einige aus einem verwöhnten Gehör, und einige aus einer Trägheit oder allzugroſſen Flüchtigkeit im Denken. Dieſe Leute gefallen mir noch beſſer, als jene Lobredner; denn ſie ſagen doch wenigſtens ihre Meynung offenherzig. Es giebt aber freylich auch ſolche, die es nur aus einer heßlichen Tadelſucht beurtheilen.

Meine Kunſtrichter, die den Grund ihrer Critik im Körper haben, ärgern ſich nur an dem ausgelaſſenen Reim und an der Versart des Gedichtes. Noch neulich ſagte mir ein Mann, den ich ſonſt wegen ſeiner guten Einſichten hochſchätze, es ſey nichts mehr zu bedauren, als daß die Meßiade ohne Reim geſchrieben ſey, und er halte dies vor einen wahren Fehler des Gedichtes: ich mochte dagegen vorſtellen, was ich wollte; er berief ſich immer auf ſein eigenſinniges, oder wie er es nennte, auf ſein zärtliches Gehör. Ich weiß, liebſter Freund, daß Sie ſelbſt für den Reim gut geſinnet ſind, und ich muß Ihnen gleich den Verdacht benehmen, als ob ich darüber mit ihnen Krieg anfangen wollte. Nein, ich verwerfe den Reim in unſerer Sprache nicht

überhaupt: aber man muß ihn auch für nichts mehr halten, als er wirklich iſt. Er iſt eine äußerliche zufällige Vollkommenheit, und befördert die Harmonie der Töne. So lange es möglich iſt, den Reim ohne einen Gedankenzwang beyzubehalten; ſo gebe ich ſelbſt den Rath, daß man reimen ſolle. Aber er verdienet es niemals, daß man ihm zu gefallen einen Gedanken aufopfert: das hieſſe die Magd ſeiner Gebieterin vorziehen. Ich würde nicht böſe darüber ſeyn, wenn die Meßiade, ſo wie ſie iſt, auch in Reimen geſchrieben wäre: Allein ich würde dem Reim gewiß ewig gram werden, wenn er uns in dieſem unvergleichlichen Gedichte einen einzigen ſchlechteren Gedanken verſchaffet hätte. Und ich habe alle Urſache zu glauben, daß es nur zu oft würde geſchehen ſeyn, wenn der Dichter ſo gewiſſenhaft für das Ohr hätte ſorgen wollen. Der Reim ſtiehlt viele gute Gedanken und man darf es nur verſuchen, wenn man gut denket, und den Werth der Gedanken einzuſehen weiß. Warum iſt man doch nicht ſo verwöhnt, wenn man die Meiſterſtücke des griechiſchen und römiſchen Dichters ließt? Man antwortet, weil ihre Sprache ſanftfließen-

der

der und zärtlicher ſey, als die deutſche, ſo könne man hier den Mangel des Reims vertragen. Sollte wohl nicht ein wenig zu viel Liebe zu dem Alterthum und zu dem Ausländiſchen an dieſem Urtheil helfen? Doch ich gebe es zu, daß der Reim etwas beytragen könnte, ein deutſches Gedicht ſchöner zu machen, als die Sprache noch unförmlich war, und in ihrer erſten Rauhigkeit vergraben lag: Man führte vermuthlich den Reim um deswillen ein, damit man dieſe Unvollkommenheit dadurch etwas erträglich machen möchte. Die Gewohnheit pflanzte ihn fort, und wenn ich nicht ſehr irre, ſo muß man ein gutes Theil der Gründe eben dieſer Gewohnheit zuſchreiben, womit man für den Reim ſtreitet. Wäre man niemals darauf gefallen, zu reimen: ſo würden unſere Gedichte darum nicht weniger ſchön ſeyn. Es iſt ganz etwas anders mit dem Wohlklange des Sylbenmaaßes, als mit dem Reim; jenes befördert die Stärke eines Gedichtes augenſcheinlich. Der vortreffliche Hr. **Klopſtock** hat dieſes meiſtentheils ſehr ſorgfältig beobachtet, ohne daß er die Kunſt merken läßt. Seine Verſe fließen faſt überall dem Geiſt der Gedanken gemäß. Z. E. wenn Gamaliel in ſeiner Rede ausruft:

Gott ſpricht zu dem Gewitter, zerſchmettr' ihn! und zu dem Sturmwind:
Hauche ſein ſinkend Gebein, wie Staub, in alle vier Winde!

So weiß ich nicht, ob der Sylbenfall der Sache gemäßer hätte können geordnet werden. Das Sylbenmaaß iſt etwas Weſentliches an einem Gedichte, und der Reim etwas Zufälliges. Es würde lächerlich ſeyn, wenn jemand Picanders Quodlibete den Oden des Herrn Lange vorziehen wollte; und doch müſſen es diejenigen thun, die die Hauptſchönheit eines Gedichtes in den Reim ſetzen. Sie, mein Herr, werden eben ſo mit mir über diejenigen lachen, welche behaupten, daß der Reim einem Dichter zu vielen guten Gedanken unvermuthet Anlaß geben könnte. Es ſcheinet dies die letzte, aber auch die elendeſte Zuflucht der Reimer zu ſeyn; und dieſe Art zu erfinden kömmt mir eben ſo ſchön vor, als die Lullianiſche Kunſt zu denken. Kurz, wenn der Reim kein Spielwerk iſt; ſo bleibet er doch eine entbehrliche Vollkommenheit der guten Gedichte, und ich vergeſſe ihn allemal, ſo oft ich den Meßias leſe. Wer ihn nicht vergeſſen kann, und nicht weiß, wie er die Hexameter leſen ſoll,

der

der leſe meinetwegen das Gedicht wie eine Proſe.

Kleon ruft mir entgegen, daß die Versart des Gedichtes zur Ausſprache zu ſchwer und unbequem ſey; da der Poet ſich dem Joche des Reims entriſſen: ſo hätte er ſein Sylbenmaaß wenigſtens ſanftfließender einrichten ſollen, um das Gehör nicht ganz rebelliſch zu machen. Ich muß Ihnen ſagen, mein Herr, daß Kleon alles, was er lieſt, ſehr abgemeſſen ſcandirt; halb im Schlafe kann er Menantes Arien leſen, und ſein Machtſpruch, womit ich ihn oft habe über ungewöhnliche Versarten entſcheiden hören, iſt dieſer: Das war gar nicht Güntheriſch. Die Hexameter des Herrn Klopſtocks ſind ihm ein rechter Dorn im Auge, und er opfert gerne die eine Hälfte des Gedichtes auf, wenn man ihm nur die andere in ein Lied, nach der Melodie: Sollen nun die grünen Jahre ꝛc. verwandelte. Weiter hat er nichts daran auszuſetzen. Neulich kam er in einer von denen Stunden zu mir gelaufen, die ich täglich in meinem Kabinet der Einſamkeit widme, und hatte eine Schrift in der Hand: Hätte er nicht ſo freudig dabey ausgeſehen, ſo würde mich ohne Zweifel ſein

un-

ungeſtümer Zuſpruch erſchreckt haben. Ey, ſehen Sie doch, ſprach er, ein allerliebſtes Gedicht, das ich jetzt eben entdeckt habe! Hier iſt es, Sie müſſen es leſen, und ſogleich ſchlug er mir es auf. Mein Herr, ſagte ich zu ihm, es iſt mir ſchon bekannt, und der Poet kommt mir nicht allzu richtig vor: Ey was, verſetzte Kleon, was kann ſchöners ſeyn, als dieſe Ode; Hören Sie doch nur einmal, wie das klingt:

Freylich kann der Waffen Blitz
Schwerter, Lanzen und Geſchütz,
Die erſchrockne Welt betäuben:
Ganzen Völkern fällt der Muth,
Vor Bellonens Mord und Wuth,
Die der Erden Abſcheu bleiben;
Außer, wenn ein wahrer Held
Staat und Gränzen ſicher ſtellt.

Nimmt ſich das nicht unvergleichlich aus? Er wollte gleich weiter leſen, als ich über den beyfallsbegierigen Ton lachen muſte, womit er dieſe Zeilen herlas, ſo ungelegen mir auch ſein Beſuch fiel: Ja, ſprach ich, die Melodie gefällt mir, und ich wünſche allen Dichtern von der Art das Glück, daß Sie allein andern ihre Werke vorleſen mögen; ſie gewinnen bey Ihrer

Ausſprache viel. Aber, ſagen Sie mir im Ernſte, Kleon, fühlen Sie einen großen Gedanken in dem ganzen Gedichte? Darauf wollen wir uns jetzt nicht einlaſſen, erwiederte er, es iſt doch flieſſend, und fällt überaus gut ins Gehör. Iſt denn das alles, was Sie von einem Dichter verlangen? ſprach ich: O ich weiß ſchon, was Sie ſagen wollen, verſetzte er, behalten Sie nur immer ihren Meßias für ſich, den Sie ſo ſehr zu vergöttern gewohnt ſind; dieſes Gedicht wird darum nicht ſchlechter ‥‥ Nein nicht ſchlechter, als es wirklich iſt, ſprach ich, und Ihr Geſchmack, mein Herr, iſt gut zur Muſik, aber ich beneide ihn in der Dichtkunſt nicht. Kleon ward böſe, packte ſeine Papiere zuſammen, und gieng in ziemlicher Unordnung aus dem Hauſe.

Was denken Sie, liebſter Freund, iſt Kleons Geſchmack ſo neu, daß er nicht viele ſeines gleichen haben ſollte, viele, die das deutſche Heldengedicht mit keinem andern Grunde verachten? Und was ſollen wir auf die Einwendung ihres Gehörs ſagen? Sollte wohl das Vorurtheil auf unſerer Seite ſeyn? Ich glaube nicht. Die Versart

art der Meßiade ſcheinet mir zu der Hoheit und Wichtigkeit des Innhalts vollkommen auserleſen zu ſeyn; ſie iſt pathetiſch, ernſthaft und ädel; ſie hat nichts von dem Spielenden in ſich, das uns oft in andern Arten von Gedichten gefällt; ſie iſt flieſſend, wenn man ſie nur nicht immer auf den Fingern her ſcandiren will; ſie iſt durch ſchlechte Gedichte noch nicht bey den Deutſchen entweihet, außer was einige dürftige Geiſter ſeit der Erſchaffung des Klopſtockiſchen Liedes, unglücklich nachgeahmet haben. Könnte z. E. dieſes Gleichnis in einer andern Versart wohl prächtiger klingen, als wenn Herr Klopſtock ſagt:

So, wenn ſich auf unerſtiegenen Gebirgen ein nahes Gewitter
Furchtbar gelagert hat, reißet ſich eine der nächtlichſten Wolken
Mit den meiſten Donnern bewaffnet, im Schoß das Verderben,
Einſam hervor.

Könnte die Sprache der himmliſch gebildeten Cidli eben den Reiz und die Zärtlichkeit haben, wenn ihre Fügung nicht eben die wäre, womit

ſie

ſie der Dichter gegen ihren geliebten Lazarus ſagen, oder vielmehr denken läßt?

Edler Jüngling, um mich bringſt du dein Leben mit Wehmut,
Deine Tage mit Traurigkeit zu! Ach, war ichs auch würdig?
Daß du ſo himmliſch mich liebſt, wars deine Cidli auch würdig?
Lange ſchon wünſch ich, die Deine zu ſeyn, und von dir zu lernen,
Wie ſie ſo ſchön iſt, die ſelige Tugend! dich zärtlich zu lieben,
Wie zu den Zeiten der Väter die Töchter Jeruſalems liebten;
Wie ein jugendlich Lamm um deine Winke zu ſpielen;
Gleich den Roſen im Thal, die der frühe Tag ſich erziehet,
So in deiner reinen Umarmung gebildet zu werden,
Dein zu ſeyn, und dich ewig zu lieben! = = =

Wer wollte wohl ſagen, daß in dieſen Verſen kein Sylbenmaaß wäre? Das anſtändigſte Sylbenmaaß zu dem Affecte: Der Kunſtrichter mag ſie nun unter die blank verſes der Engelländer rechnen, oder nicht.

Sie

Sie werden ohne Zweifel den gedruckten Brief geleſen haben, der vor einiger Zeit in Chemniz herausgekommen iſt, worinn der Verfaſſer von dem Sylbenmaaße des Meßias redet; und nach meiner Meynung hat er ſo gut davon geredet, daß ich Sie nicht länger damit aufhalten will.

Unter allen Klagen, die ich über den Meßias führen höre, ſind keine häufiger, als daß er unverſtändlich ſey. **Lorenzo** iſt ein ſehr guter Mann, ſo lange er ſich in keine Beurtheilung eines Gedichts einläßt. Sie kennen ihn, und wiſſen, daß er zuweilen Einſichten hat: Aber Sie ſollten ihn nur einmal hören, wenn er von dem Meßias ſpricht; ich glaube, er würde Ihnen gleich den Augenblick ekelhaft werden. Er ſagt, das Gedicht komme ihm unbegreiflich vor, er wiſſe in den meiſten Stellen nicht, was der Verfaſſer ſagen wolle, und er ſchiebt alles, was man zu ſeinem Ruhme ſagt, auf ein groſſes Vorurtheil, und auf den neuen Geſchmack (denn das iſt ihm einerley), der nur das Dunkle und Räthſelhafte liebt. Ich fragte ihn, ob er denn das Gedicht mehr als einmal geleſen hätte? Ey, mein Herr, antwortete er, wo ſollte ich die Gedult hernehmen, ſo dunkle Sachen zweymal zu leſen?

Wenn

Wenn ich eine Schrift nicht beym erſten Anblicke verſtehe, ſo werfe ich ſie weg; *qui non vult intelligi, non debet legi:* Nicht wahr? Vielleicht liegt die Schuld nicht am Dichter, fuhr ich fort, wir bringen oft nicht die rechte Gemüthsbeſchaffenheit zu ihm mit, in welcher man ihn leſen muß; was uns das erſtemal entgeht, bemerken wir leichter das zweytemal, wenn wir es wieder leſen = = Ach ja, ſprach Lorenzo, und gähnte; machen Sie mich über meinen Geſchmack nicht unruhig, fragen Sie nur den Corilas und Ormin, ſie ſind auch meiner Meynung: ich lobe mir allemal Picanders Gedichte und Stoppens Fabeln, die ermüden doch einen ehrlichen Leſer nicht. Ihre Geſundheit, mein Herr, = = wie gefällt Ihnen dieſer Wein? Wollen Sie nichts von dieſem Kuchen annehmen? Nach einer kurzen Antwort wollte ich noch etwas von dem Meßias ſagen: Aber er fieng wieder an ſo gewaltig zu gähnen, daß ich dieſes vor einen heimlichen Befehl anſahe, von der Materie abzubrechen; und ich war ſchon im Begriff, ihm eine angenehme Ruhe zu wünſchen, als mich Ormin aufhielt, der neben mir ſaß. Mit Ihrer Erlaubnis, meine Herren, ſprach

er, daß ich etwas zu ihrem Streite über den Meßias ſagen darf: Unverſtändlich kömmt mir das Gedicht eben nicht vor, aber man muß ſich ſehr viel Mühe geben, es zu verſtehen. Es greift die Seele zu ſtark an, als daß man nur drey Blätter hinter einander wegleſen könnte: Der Dichter hat zu metaphyſiſch gedacht, und er macht mich ſchwermüthig, wenn ich mich lange mit ihm beſchäftige: ein Poet muß zur Ergez- zung geleſen werden, und daher darf er nicht tiefſinnig ſeyn. Es iſt wahr, ich finde Schön- heiten, recht große Schönheiten in dem Gedich- te, aber ich muß dieſe Empfindung erſt durch ſcharfes Nachſinnen verdienen, da ich ſie bey andern Dichtern um einen leichtern Preis haben kann. Darinn bin ich mit Herrn Lorenzo eins, daß mir ſein gutes Glaß Wein angeneh- mer iſt; und wenn ich auch auf meiner Seite ei- nige Poeten nennen ſoll, die ich über alles ſchäz- ze, ſo ziehe ich Roſts Schäfererzählungen, oder Gleims Lieder beſtändig dem Heldengedich- te vor, und ich möchte allemal lieber eine einzige Fabel des Gellerts gemacht haben, als der Verfaſſer der Meßiade ſeyn. Er hatte kaum ſo entſcheidend geſprochen, als er ein Glaß

nahm,

nahm, und die Geſundheit aller Schönen aus- brachte. Ich war unwillig, daß mir der flüch- tige Geiſt keine Zeit zu antworten übrig laſſen wollte: Mißbrauchen Sie ja das Anſetzen dieſer Männer nicht, fiel ich ihm in die Rede, um Ihr Urtheil zu rechtfertigen: ich weiß, was ich den Verdienſten dieſer groſſen Dichter ſchuldig bin; aber ich glaube, ſie würden ſelbſt auf Sie böſe ſeyn, Herr Ormin, wenn ſie ihr Lob zur Verkleinerung des deutſchen Heldengedichts her- geben ſollten. Sie haben in der Art von Ge- dichten, darinn ſie geſchrieben, ihren vorgeſetz- ten Endzweck vollkommen erreichet, und ſie ſind des Beyfalls werth, den ihnen der feinere Theil der Welt giebt. Laſſen Sie jetzt dieſe Verglei- chung ſeyn; außer derſelben bin ich mit Ihrem Geſchmack ſehr zufrieden; aber dieſe Herren ſind ſelbſt viel zu billig und beſcheiden, als daß ſie nicht zugeben ſollten, es ſey zehenmal leichter ei- ne gute Fabel oder Erzählung zu machen, als ein gutes Heldengedicht: Der, welcher dieſes ver- fertiget, kann allemal weit eher jene Stücke auch machen, als umgekehrt. Doch, ohne al- le Vergleichung zu reden, Herr Ormin, das Heldengedicht mißfällt Ihnen darum, weil Sie

viel dabey denken müſſen, und ich glaube, darinn beſtehet eben ſein Werth. Verzeihen Sie mir, daß ich ſo offenherzig mit Ihnen ſpreche. Seitdem die Philoſophen Dichter, oder wenn Sie es lieber wollen, ſeitdem die Poeten Philoſophen geworden ſind; ſo haben wir gedankenvolle Gedichte erhalten, die die Aufmerkſamkeit des Leſers durch keine leere Zeile abnehmen laſſen. Wie glücklich hat Herr Klopſtock gewußt, viele, groſſe und reiche Gedanken in wenige Zeilen zu bringen! Die Entwickelung derſelben giebt dem Verſtande des Leſers etwas zu thun: zur Vergeltung wird er gerühret und vergnüget. Ja doch, unterbrach Ormin, wir wollen uns darüber nicht länger ſtreiten und die Geſundheit vergeſſen, die wir noch trinken müſſen; laſſen Sie dismal einen jeden Recht haben = = Ich verbarg meinen Verdruß, ſo gut ich konnte, daß mein Bekehrungsgeſchäfte an dieſen zween Leuten ſo fruchtlos abgelaufen war; denn nicht wahr, mein lieber Freund, ein jeder ſollte doch den Meßias leſen, empfinden und loben? Ich fange wenigſtens gleich mit allen Krieg an, die ich als Feinde des Heldengedichts entdecke. Für mich war alſo bey dieſer Geſellſchaft nichts

weiter

weiter zu thun, als daß ich nach Hauſe gieng.

Sagen ſie mir, mein Freund, ſind dieſe Leute nicht bey nahe jenem Blinden des Brokes gleich, der auf einem güldnen Wagen ſitzt, und durch die ſchönſten Gegenden, durch die blumenreichſten Auen fährt, aber von alle dem nichts empfindet, weil er das Unglück hat, blind zu ſeyn? Kann man nicht mit Recht von den Verächtern des Meßias ſagen:

Sie ſind geſtraft genug, daß ſie ihn nicht verſtehn?

Ich weiß nicht, ob es mehr zu den Vorzügen des Gedichtes, oder zur Erniedrigung der Menſchen gereichet, daß es nicht allen gefällt: Der Tadel gewiſſer Leute iſt einem Lobe gleich zu ſchätzen, ſo wie uns gewiſſe Leute tadeln, wenn ſie uns loben.

Wenn erſt dein Lied der Narren Lob erhält,
So iſt es Zeit es auszuſtreichen.

Aber bey alle dem muß ich Ihnen doch bekennen, daß mich das Gedicht, ſo oft ich es leſe, wehmüthig macht. Ich kann ohnmöglich meine Thränen zurückhalten, wenn der Dichter weinet, und er weinet oft; ich werde recht empfind-

lich gerührt, und ich weiß nicht, ob ich dieſer Gemüthsfaſſung den Namen einer ordentlichen Traurigkeit geben ſoll. So viel weiß ich, daß ich mir in dieſem Zuſtande recht wohl gefalle, und daß ich eine ſo ſüße Melancholie nicht gegen die gröſte Luſtigkeit vertauſchen möchte. Ich empfinde es hier, daß Horatz wahr geſagt hat:

— — *eſt quaedam flere voluptas.*

Weit gefehlt, daß ich dieſe Wirkung dem Dichter zur Laſt legen ſollte; ſo weiß ich es ihm vielmehr Dank, daß er ſein Lied von dieſer Seite ſo rührend für mich gemacht hat. Ein Stück in der Muſik hat mich alsdenn gewiß vorzüglich gerühret und eingenommen, wenn es mich etwas melancholiſch macht: Neulich hörte ich unſern berühmten Virtuoſen ſpielen; er traf juſt den Ton, für den meine Leydenſchaft zärtlich iſt, er ſchleifte durch ſeine Töne ſo etwas klagendes und ädles, daß ich ganz voll von Empfindungen ward: Was meynen Sie wohl? ich muſte weggehen und weinen. In der Dichtkunſt bin ich eben ſo; nichts kommt bey mir den Bewegungen des Mitleydens, der Dankbarkeit, der Reue, der Freundſchaft bey: Reißen ſie das Gemüth nicht ſo ſtark mit

ſich

ſich fort, wie andere Affecten; ſo ſind ſie doch darum nicht weniger rührend und lebhaft. Können uns wohl dieſe Bewegungen fremd ſeyn, wenn wir den Meßias leſen? Und lieber wollte ich ewig ganz unempfindlich bleiben, als ſolcher Empfindungen nicht fähig ſeyn. Ich leſe allemal lieber ein Trauerſpiel, als eine Comödie; Laſſen Sie mir meinen Geſchmack!

Ich muß Ihnen noch mehr ſagen, mein Werther; ich leſe den Meßias auch zur Unterhaltung meiner Andacht; ich finde ſo viel bey ihm, daß ich mich ſtets dadurch gegen manche froſtige Predigten ſchadlos halten kann, die mich der Wohlſtand nöthiget anzuhören. Der Werth des erhabenen Menſchenfreundes, den der Dichter beſinget, iſt mir dann noch einmal ſo ſtark fühlbar; Alles was die Schöpfung in ſich verſchließt, entwickelt ſich vor meinen Augen prächtiger; das ganze Werk der Erlöſung dringet mit neuen Stacheln in meine Seele: Ich zähle die Thränen meines Mittlers am Oelberge, die auch für mich geweint ſind; ich höre ſeinen Gang im Stillen, und ſehe ihn unter der heiligen Schaar; ich begleite ihn nach der Schedelſtäte, wo Gott für mich am Kreuze blutet. Alles dieſes mahlet

let ſich meiner Einbildungskraft ſo lebhaft ab, indem ich die Meßiade leſe, daß ich glaube ein perſönlicher Zeuge von der ganzen Begebenheit zu ſeyn. So ſehr werde ich erbauet! Ich muß Ihnen doch indeſſen ein Urtheil ſchreiben, das von einer witzigen Schönen kömmt, die ich um ihre Meynung über das Gedicht gebeten hatte; denn ich frage jetzt alle Leute, ob ſie den Meßias leſen, und was ſie dabey empfinden: „Das „Heldengedicht, der Meßias, antwortet mir die „Fräulein von D * *, iſt faſt mein halber Ab„gott. Ich halte es für unnachahmlich ſchön, „und jemehr ich es leſe, deſtomehr werde ich ü„berführet, daß es ein individuum iſt, und „daß es ſich unter uns Deutſchen ſchwerlich zu „einem weitläuftigen Geſchlechte wird rechnen „können. So denke ich von dieſem Liede als „Heldengedichte. Die Kunſt und das Geräuſch „des Wunderbaren iſt viel zu ſtark darinn an„gebracht, als daß es mich zur Andacht bewegen „ſollte, wie doch der Vorwurf billig thun mü„ſte. Ich werde bewegt, nur um die Kunſt „und den Dichter zu bewundern: jenes aber fin„de ich bey einem Liede von Gerhard, worinn „weniger Kunſt herrſchet und der Affect redet,

„weit

„weit mehr.„ Iſt das nicht geiſtreich geſchrieben? Wie gefällt ihnen dieſes Urtheil? So ſehr ich es hochſchätze, ſo bin ich doch nur von der Wahrheit der einen Hälfte überzeugt: Denn es giebt auch in dem Heldengedichte eine gewiſſe Einfalt, die ſich mit der Andacht ſehr gut verträgt, und man muß den Meßias nur nicht mit der vorgefaßten Meynung leſen, als ob man ein Gedicht vor ſich habe, deſſen Verfaſſer dem Erhabenen und Wunderbaren ängſtlich nachſpühre, der ſeine Empfindungen ausſtudieret, und der nur ſich ſelbſt und andern zu gefallen trachte, aber um den praktiſchen Nutzen ſeines Liedes wenig bekümmert ſey; Nein man muß glauben, daß man hier die wahren Empfindungen einer Sele leſe, die in einem hohen Grade der Begeiſterung denkt, und daß der Meßias das Werk eines heiligen Triebes ſey, der den Verfaſſer dazu angeflammet hat. Der Affect, den das Gedicht dem Leſer einflößet, ſetzet den Affect des Dichters zum voraus, und da er ſo anhaltend iſt, ſo kann er nicht wohl verſtellt ſeyn. Wenn man den Meßias mit dem guten Vertrauen zu dem Dichter ließt, daß er die Sprache ſeines erhabenen Herzens reden laſſe; ſo wird man über-

all die epiſche Einfalt, oder die natürliche Majeſtät, die nichts ſtudiertes an ſich hat, erblicken und ohngeachtet der Dichtung, wird man in der Religion wahre Vortheile davon haben. Es kömmt viel darauf an, wie das Gedicht geleſen wird, mit welcher Gemüthsfaſſung, in welchem Ton; denn es iſt wohl gewiß, daß ein jeder Affect ſeinen eigenen Ton erfordert. Und geſetzt endlich, ich könnte Ihnen meine Meynung nicht demonſtrativiſch beweiſen, ſo fühlet es doch mein Herz, das hierinn keine ungültige Stimme haben muß, daß ſie wahr iſt; es empfindet allemal groſſe Regungen der Gottſeligkeit, wenn ich den Meßias leſe. Es ſcheinet, daß man den Liedern aus dem Kirchen Geſangbuche einen bey nahe göttlichen Urſprung zuſchreibt, und daher kömmt die Ehrfurcht, die uns mit der Auferziehung für ſie eingeflöſſet wird; es kömmt die Geſangweiſe hinzu, und das Singen trägt ohne Zweifel viel zur Andacht bey; ſie gehen geſchwinder ins Herz, weil ſie den Verſtand nicht lange aufhalten; aber die Empfindungen, die ſie verurſachen, ſind daher auch nicht ſehr anhaltend. Der Meßias hergegen heißt ein Gedicht. Hievor ſcheinet die Andacht zu ſtutzen; die Er-

findung iſt neu; man weiß die Jugend des Verfaſſers; man glaubt, er habe darauf ſtudieret, weil wir den Reichthum ſeiner Gedanken nicht auf einmal überſehen können; das iſt genug. Wenn erſt alle dieſe Vorurtheile einmal verſchwunden ſind; ſo wird die Andacht viel dabey gewinnen, und daher wird es ein Glück für das Gedicht ſeyn, wenn es erſt alt geworden iſt.

Man hat dem Hrn. Klopſtock vorgerücket, wenigſtens habe ich einige ſo ſprechen hören, daß ſein Gedicht eine allzuſichtbare Nachahmung des Milton ſey. Die Schönheiten des Milton ſind unter Kennern entſchieden, aber man iſt auch über ſeine Fehler nicht blind; es iſt kein Zweifel, daß ihn Herr Klopſtock geleſen hat, und daß er ihm ſelbſt nützlich geweſen iſt. Aber wenn die Nachahmung allemal in Vergleichung mit dem Original verdirbt; ſo ſollte man faſt den Milton für einen Nachahmer des Klopſtocks halten. Milton behält nichts von eigenthümlichen Schönheiten, wenn man den Meſſias lieſt; und man kann ſagen, daß Klopſtock alle Schönheiten des Milton erobert, und alle ſeine Fehler vermieden habe. Wie

ſchlecht

ſchlecht würde es ſeyn, wenn man den Virgil darum verachten wollte, weil er nach dem Homer geſchrieben hat? Ich wünſchte, daß ein Kunſtrichter von gutem Geſchmacke eine Vergleichung zwiſchen dem verlohrenen Paradieſe des Miltons und dem Meßias des Klopſtocks ſchreiben möchte, um uns von den Original=Schönheiten des letzteren deſto beſſer zu überzeugen. Dieſes würde eben ſo nützlich ſeyn, als des P. Rapins Bemühung, den Homer mit dem Virgil zu meſſen.

Aber finden Sie denn gar nichts an dem Gedichte auszuſetzen? Wollen Sie nicht bald des Lobens ein Ende machen? Ja, mein Werther, ich will ſie nicht lange mehr aufhalten: Ob ich an dem Gedichte gar nichts auszuſetzen finde, fragen Sie? Je nun = = das weiß ich ſo eben nicht. Wenn Sie meinen Brief nicht wollen drucken laſſen, (denn ich fürchte mich vor Ihrer Briefſammlung, die Sie unter Händen haben) ſo will ich Ihnen wohl etwas ſagen: Es gefällt mir nicht, daß der kleine Benoni (im zweyten Geſange) der ſo zärtlich von ſeinem Bruder Joel betrauert wird, im Grabe bleiben muß. Seine Auferweckung,

die

die ihm ein jeder guter Leſer wünſchet, wäre eine rührende Scene geweſen, und ſie hätte die Majeſtät des Meßias, den die Thränen des jungen artigen Joels bewegen, ohne Zweifel noch mehr verherrlichet. Aber das wichtigſte, mein Freund, was ich an dem Gedichte auszuſezzen habe, iſt dieſes, daß es noch nicht ganz iſt. Sie können kaum glauben, wie ungedultig mein Verlangen darnach iſt, und ich ſehe es als eine Wohlthat an, daß mir ein Freund des Herrn Klopſtocks etwas von der Fortſezzung ſeines Liedes bereits im Manuſcripte gewieſen hat. Allein, wie bald ſollen wir denn das ganze Gedicht haben, und wie ſtark möchte es wohl werden? Auf dieſe Frage kann ich Ihnen nichts beſtimmtes antworten. Es kann ſeyn, daß wir frühe in den völligen Beſitz dieſes Schatzes geſetzt werden; es können aber auch Hinderniſſe dazwiſchen kommen, die uns warten laſſen. Es werden noch viele Fortſetzungen von Geſängen hinzukommen, wie man ſagt; und ich glaube, daß wir noch nicht einmal den dritten Theil des Gedichtes haben. Sorgen Sie nicht für die Erſcheinung und für die Schönheit der folgenden Geſänge. Klopſtock iſt allzuſehr von

ſeinem

ſeinem Helden eingenommen, und denkt viel zu gleich, als daß wir im einen oder andern etwas zu befürchten hätten. Sein Gedicht wird keine coiſche Venus des Apelles ſeyn. Es giebt hier einige Leute, die ein Privilegium auf den Geſchmack zu haben glauben, welche uns weis machen wollen, daß Herr **Klopſtock** die Arbeit werde liegen laſſen, weil er nicht in dem angefangenen Ton aushalten könnte; aber dieſe ſind ſchon durch die zween Geſänge widerlegt, die wir erſt neu erhalten haben, und ſie müſſen überhaupt nicht **Klopſtocks** Geiſt nach dem ihrigen meſſen.

Was ſagen Sie, mein Freund, zu den Beurtheilungen, die bisher über den Meßias erſchienen ſind? Der Herr Prof. **Meier** hat mehr einen Auszug aus dem Gedichte gemacht, als eine Critik geliefert; allein er verdienet Dank, daß er es unſern Landesleuten ſo gut angeprieſen und bekannt gemacht hat, und daß er gleichſam der erſte Herold unſers Dichters geweſen iſt. Unſer deutſches Publicum kann viele ſchöne Erinnerungen daraus nehmen: Es fällt mir hiebey ein, was ein vortreflicher Schriftſteller unſerer Zeit ſagt:

On

On peut dire à bon droit que le Siècle eſt barbare,
Dès qu'envers les Savans ce Siècle eſt trop avare.

— — — — —

Mais puis-je, ſans trahir les cendres de mes Maitres,
Digérer les affronts qu'on fait aux Belles-Lettres?

In Engelland oder in Frankreich würde man die Muſe des Herrn **Klopſtocks** beſſer zu ſchätzen wiſſen! Doch ein groſſer Monarch in Norden hat ſie ſeines Schutzes gewürdiget, der die ſchöne Ode verdienet, die ihm der Dichter zugeeignet hat. Aber wieder auf die Beurtheilungen zu kommen, ſo halte ich ſie gröſtentheils für allzufrühzeitig, ehe wir nicht das ganze Gedicht haben. Was ſollen wir jetzt ſchon von Fehlern des Gedichtes ſagen? Sie ſind ein allzuguter Philoſoph, als daß Sie nicht wiſſen ſollten, daß ein Fehler im Theile eine Vollkommenheit im Ganzen werden könne. Ich bin für das Schickſal des Abadonna unbeſorgt; es iſt jetzt noch in der Gewalt des Dichters, und er wird ſie zu unſerer Zufriedenheit gewiß nicht mißbrauchen.

Die Beurtheilung, welche vor kurzem in der Schweiz herausgekommen iſt, habe ich noch nicht geſehen. Aber die Ode an Daphne iſt mir bekannt: Die ſchöne Ode! Soll ich nun einmal aufhören? Ich dächte freylich, ich hätte Ihnen genug geſchrieben. Fragen Sie mich ja nicht noch einmal, ob ich den Meßias geleſen habe, wenn Sie nicht gerne lange Briefe leſen wollen. Aber noch eins! Zürnen Sie nicht, daß ich dieſesmal ſo geſchwätzig bin; nur, noch dieſes, mein Freund! Helfen Sie doch dem einreiſſenden Uebel ſteuren, das uns bey Leichen, Geburthstägen und Hochzeiten ſo froſtige und unſchickliche Nachahmungen des Meßias hervorbringt. Es iſt eine rechte Entweihung des Heldengedichts: Ich ärgerte mich neulich recht, da ich ein Carmen in die Hände bekam, darinn der Anfang von der Schöpfung und dem ordnenden Schickſal der Welten handelte, und der Beſchluß eine Gratulation auf den Geburthstag eines Patrons in ſich faßte; und zwar in der Versart des Meſſias. Helfen Sie doch, daß die Gelegenheitsdichter ſich ſchämen lernen, und mehr Ehrfurcht gegen den Meßias bekommen. Alleweil fällt

mirs

mirs ein, daß Sie mich auch um den Noah gefragt haben: Was meynen Sie, ſoll ich Ihnen davon auch ſo viel ſchreiben? Nein, das will ich Ihnen nicht zu Leyde thun, ob ich gleich jeßt groſſe Luſt zu ſchreiben habe. In dem Noah bemerke ich viele ſchöne Stellen, aber auch viele ſchlechte, und im Ganzen gefällt er mir nicht. Ich habe darum für den Verfaſſer nicht weniger Hochachtung, der gewiß die Regeln des Heldengedichts ſo gut verſtehet, als jemand. Aber ein gutes Heldengedicht zu ſchreiben iſt nicht jedermanns Ding, und die Vorſehung hat dieſes Glück nur wenigen Sterblichen zugedacht, die öfters nicht ſo viele Regeln verſtehen. Der Verfaſſer des Noah iſt ein groſſer Kenner und Kunſtrichter des Geſchmacks: Lehrbücher und Critiken ſollte er ſchreiben; nur keinen Noah mehr. Nun bin ich fertig, mein Werther, leben Sie wohl und kommen Sie bald einmal zu uns ꝛc. ꝛc.

Zweiter Brief.

Mein lieber Freund,

Wenn ich nicht wüſte, daß Sie jetzt in S** wären, ſo würde ich Ihnen einen recht böſen Brief ſchreiben. Ich wollte alles zuſammen wiederhohlen, was man jemals zum Verweis des Stillſchweigens geſagt hat, ich wollte Ihre Faulheit im Schreiben recht lebhaft ſchildern, ich wollte recht witzig ſeyn, Sie zum Schuldigen zu machen, und Ihre Freundſchaft in Verdacht zu ſetzen; ich wollte = = Aber Sie ſehen ſchon aus der Art, womit ich Sie anrede, daß Sie jetzt nichts zu befürchten haben, und ich ſpiele Ihnen keinen Betrug. Die ſchöne Jahreszeit, Ihr angenehmes Landgut, die Geſellſchaft mit Ihrer Phyllis, alles entſchuldiget Sie. Bey einem ſo fühlenden Freunde, wie ich, ſind dieſes recht ſtarke Entſchuldigungsgründe im Briefſchreiben, die alles andere übertreffen, was man von Reiſen, Unpäßlichkeiten und Geſchäften vorſchützt. Es iſt Ihr Glück, daß Sie es mit mir zu thun haben; ſonſt würde

de Ihr Proceß etwas weitläuftig ausſehen. Aber mißbrauchen Sie ja mein gutes Herz nicht, Damon; meine Nachſicht gehet nur auf Ihre gegenwärtige Umſtände: Der Frühling darf nur dahin ſeyn, Ihr artiges Mädchen darf ſich Ihren Umarmungen nur entriſſen haben, um Ihnen die künftigen noch reizender zu machen, Sie dürfen nur wieder in H * * ſeyn; ſo finden alle Ihre Entſchuldigungen bey mir kein Gehör. Sie müſſen alsdenn fleißig ſchreiben, oder = = = oder ich laſſe den Frühling wieder kommen, ich gebe Ihnen Phyllis wieder, und reiſe mit Ihnen aufs Landgut. Nicht wahr, die Strafe wäre artig? Ich befürchte bald, daß ich Sie nun noch mehr faul machen möchte; aber zum guten Glücke trauen Sie mir ſo viel Gewalt nicht zu. Die ſchönen Tage haben mich ebenfalls aus dem Lärmen der Stadt auf das Land hinaus gezogen; ich würde ihrer nicht werth ſeyn, wenn ich ſie ſo unverbraucht wollte verſtreichen laſſen. Ein Haus, das mitten in einer lachenden Wieſe liegt, mit Buch = und Tannenwäldern umgeben, von deren Gebürge ein cryſtallener Bach herabſtürzt, kurz ein wahres Tempe iſt itzo mein vergnügter Aufenthalt.

Die Nachtigallen ſingen hier weit ſchöner, als in den Gärten unſerer Stadt; die Blumen duften hier noch einmal ſo angenehm, als dort; zwo große bejahrte Linden überſchatten den Eingang des Hauſes, wo ich in der auserleſenſten Geſellſchaft oft den Abend anklage, daß er ſo kurz iſt. Ich vertiefe mich oft ganz allein in das finſtre Tannengehölze, wo die Kunſt noch nichts an den Schönheiten der Natur verdorben hat; da erwacht mein ganzes Herz wieder mit ſeiner zärtlichen Melancholie, ich denke alsdenn noch einmal ſo lebhaft an Sie, ich bedaure noch einmal ſo ſtark Ihre Abweſenheit, und wünſche Ihnen tauſend ſchöne Sachen. Doch ich werde ja wider meinen Vorſatz unvermerkt traurig, da ich Ihnen doch heute gar nichts ſchwermüthiges ſchreiben wollte. Ueberlaſſen Sie ſich dem Vergnügen, deſſen Sie werth ſind; ich will auf meiner Seite auch ſehen, wie ich den angenehmen May recht ſchön empfinden kann. Noch eins! Der Herr von S** und unſer Freund der Doctor, laſſen ſich Ihnen empfehlen: Wir ſprachen noch geſtern Abend von Ihnen unter der Linde, und wünſchten Sie bey uns. Wir ſprachen auch von der Liebe, und Fräulein Caroline

roline behauptete, daß das Landleben beſſer für die Liebe ſey, als das Stadtleben. Sie fand wenig Widerſpruch: Aber ſie kann ſich doch wohl geirret haben, weil ſie noch ſehr jung iſt. Fragen Sie einmal ihre kleine Phyllis darum. Die Sache iſt werth, daß man ſie unterſuchet. Leben Sie wohl, mein angenehmer Freund, und lieben Sie mich nicht weniger auf dem Lande, als in der Stadt. ꝛc.

Dritter Brief.

Mademoiſell,

Waffnen Sie ſich nur bey dem Anblick meines Briefes mit aller Standhaftigkeit! Ich muß ihnen die verdrüslichſte, die traurigſte, die erſchrecklichſte Nachricht ſchreiben, und ich möchte gerne jetzt die Feder einem andern überlaſſen: ich muß Ihnen ſagen, daß = = erſchrecken ſie nicht zu ſehr! daß Ihr Mops geſtern Abend geſtorben iſt: der Liebling unter allen Hunden iſt nicht mehr. Fragen ſie nicht, Mademoiſell, wer mir das Recht giebt, zu Ihrem Verdruſſe ſo dienſtfertig zu ſeyn: Sie

wiſſen von langer Zeit her, daß mir alles, was Ihnen angehöret, recht ſehr am Herzen liegt, und ich habe mir das Verdienſt unmöglich können nehmen laſſen, Ihnen über den Tod eines ſo glücklichen Hundes das erſte Compliment zu machen. Seit Ihrer Abweſenheit hat das arme Thier getrauert, und iſt endlich geſtern zwiſchen fünf und ſechs Uhr geſtorben. Ich kann Ihnen die Urſache davon nicht eigentlich ſchreiben; Vielleicht hat er ſich über Ihre Abweſenheit zu Tode gegrämet, vielleicht iſt er vor Alter geſtorben, denn ich habe ihn ſchon wenigſtens acht Jahre in Ihrem Hauſe gekannt, vielleicht hat er auch am unrechten Orte naſchen wollen, und hat Gift gekriegt. Ich hätte gewiß alles zur Erhaltung dieſes theuren Hundes gewagt, wenn ich von Ihren Bedienten eher Nachricht davon bekommen hätte; denn ich weiß gewiß, daß ich mir durch dieſen Liebesdienſt mehr bey Ihnen geholfen hätte, als durch alle Schmeicheleyen, die ich Ihnen bisher vorgeſagt habe. Im Vertrauen, Mademoiſell, ich tröſte mich über dieſen Unfall ſo ziemlich, weil ich etwas dabey gewinne: Wiſſen Sie ſich noch der Stunden zu beſinnen, da ich ſo geſchäftig war, Ihnen

nen durch Seufzer und verſtändliche Blicke zu beweiſen, daß ich Sie liebte, da ich über Ihre Gleichgültigkeit ſo viele Klagen in meine Einſchmeichlungen brachte, indeß, daß Sie nur mit Ihrem Mopſe ſpielten, und mich über ſeinen Vorzug ordentlich eiferſüchtig machten? Was wollen Sie nun ſagen, wenn ich mich wieder in dieſer Stellung vor Ihnen zeige? Der Mops kann mir nicht mehr ihre Aufmerkſamkeit entziehen, und ich ſchicke mich ſchon auf eine ſo ſchöne Erklärung, die ich Ihnen bey Ihrer Wiederkunſt thun will, daß Sie mir nothwendig etwas angenehmes darauf antworten müſſen. Glauben Sie ja nicht, Mademoiſell, daß ich um dieſer Urſachen willen die freylich wichtig genug ſind, an dem Tode des Hundes etwa gar ſchuld ſeyn möchte: Ich würde lieber noch ſo viel gelitten haben, als mich auf eine ſolche Art an Ihnen zu verſündigen: Ich habe ſogar ein Carmen von unſerem Stadtpoeten auf ihn machen laſſen, welches Sie auf Ihrem Nachttiſche finden werden. Aber ich möchte doch auch gerne etwas zu Ihrem Troſte ſagen; Ich biete Ihnen meinen kleinen artigen Mops an, der Ihnen ſonſt gefallen hat, und der auch alle Verdienſte des

Verſtorbenen beſitzet, außer daß er ſechs Jahre jünger iſt. Befürchten Sie nichts von dieſem Geſchenke; ich werde es nie in meinen Angelegenheiten zu viel gelten laſſen; ſo wie ich auch wegen des Hundes in meinen künftigen Beſuchen nichts befürchte, denn er wird doch wohl wiſſen, was er der Erkenntlichkeit gegen mich ſchuldig iſt. Alleweil erfahre ich, daß Ihr beſter Canarienvogel auch krank iſt: Mein Gott! kommen Sie doch wieder, Mademoiſelle; Ihre Abweſenheit macht alles krank und todt: ich fühle es ſelbſt, daß mir nicht wohl dabey zu Muthe wird. Kommen Sie doch! Ich wollte nicht gerne meinen Brief ſchlieſſen, ohne Ihnen noch etwas von meiner Liebe zu ſagen; aber Sie ſind jetzt ohne Zweifel viel zu betrübt. Ich bin ꝛc.

Vier=

Vierter Brief.

An das Fräulein von M * * *

über

die zärtlichen, großmüthigen und uneigennützigen Empfindungen *).

Ich ſagte Ihnen neulich, gnädiges Fräulein, daß alle die Empfindungen, welche man großmüthig und zärtlich nennet, alle die Handlungen, welche die uneigennützigſten ſcheinen, in der That nur von der Eigenliebe herkommen, von der Liebe, die ein jeder Menſch ordentlich und weſentlicher Weiſe für ſich ſelber hegt. Sie ſchienen anfänglich über dieſen Satz ſtutzig zu werden; Ihr großmüthiges Herz, das gewohnt iſt ſich ſo oft ſelber zu vergeſſen, um nur an Ihre Freunde zu denken, ſtellte Ihnen denſelben beym erſten Anblick als einen unerweislichen ſeltſamen Satz vor. Aber die Richtigkeit ihres Verſtandes lies Sie bald die Wahrheit deſſelben empfinden. Ein kurzes Nachdenken

*) Mr. de VATTEL Pieces diverſes p. 144.

brachte ſie bald auf meine Seite, und Sie ſparten mir ſogar die Mühe, Ihnen den Grund meines Gedankens zu entdecken.

Indeſſen ſo verlangen Sie doch, daß ich ihn ganz ausführlich mit ſeinen Grundſätzen und Folgen entwickeln ſoll. Ich gehorche Ihnen ſehr gerne, gnädiges Fräulein; und mit wem könnte ich wohl mit ſo vielem Vergnügen über dieſe Materie ſprechen? Wenn es wahr iſt, daß man nicht ſo lange anhaltend von zärtlichen und feinen Empfindungen philoſophiren kann, ohne derſelben fähig zu ſeyn, wie groß würde ich mein Glück ſchätzen, Sie mit dieſer Schrift zufrieden zu ſehen! Gewiß es wird mir niemals beſſer bey einer Materie von dieſer Art gelingen, als wenn ich an Sie davon ſchreibe: Es iſt nicht genug, daß der Verſtand wirket, wenn ſie gut ausfallen ſoll, das Herz muß reden. Und eben ſo wie ſich der Verſtand ermuntert nach Proportion desjenigen, welchen die Perſonen bezeigen, mit denen wir reden, ſo iſt auch ohne Zweifel ein gleicher Einfluß unter den Herzen. Wenn ich mir vorſtelle, daß ich von den Empfindungen an die liebenswürdige M * * * ſchreibe, was für eine Zärtlichkeit iſt dieſer Begriff nicht vermögend mir zu geben? Ich

Ich finde überdas noch dieſen Vortheil, Ihnen meine Meynung zu erklären: nämlich, da ich ſie für gegründet halte, daß ich niemand damit unterhalten könne, die in ſich ſelbſt ſo manche Gelegenheiten haben ſollte, davon durch die Erfahrung überzeuget zu werden.

Ich habe geglaubt, gnädiges Fräulein, daß ich die Feder ergreifen ſollte, um dasjenige genauer zu erfüllen, was Sie von mir erwarten. Wenn es nur auf Beredſamkeit angeſehen wäre, ſo hätte ich die mündliche Unterredung vorgezogen, und Ihr Anblick würde mir das verſchaft haben, was mir mangelt: Aber ſobald Nachdenken, Einrichtung und Lehrart erfordert ward, ſo habe ich begriffen, daß ich dazu in meinem Kabinet fähiger ſeyn würde, als in Ihrer Gegenwart.

Wenn wir nur mit der flüchtigſten Aufmerkſamkeit auf das Achtung geben, was in unſerer Seele vorgehet, ſo können wir nicht zweifeln, daß ein jeder unter uns keine natürliche und unüberwindliche Liebe für ſich ſelbſt und alles das haben ſollte, was ſeine Wohlfahrt befördern kann. Dieſe Empfindung, die ich Eigenliebe nenne, iſt allen verſtändigen Weſen

natürlich, weil es ohnmöglich iſt, auch nur ein einziges unter ihnen anzutreffen, welches davon nicht beſelet wäre. Wenn ſich ein Weſen nicht lieben ſollte, ſo müſte es ſich entweder ſelbſt nicht kennen, es müſte nicht dies innere Gefühl von ſeiner Wirklichkeit haben; oder es müſte keiner Empfindung fähig ſeyn, d. i. keinen Verſtand haben; Denn ein Weſen, das ſich nicht kennet, noch Empfindung hat, iſt ein viehiſches Weſen.

Die Selbſtliebe iſt die groſſe Triebfeder, welche die verſtändigen Weſen wirken läßt, die ſie antreibt die Faulheit zu überwinden, oder die natürliche Unempfindlichkeit, die ihnen die Ruhe angenehm macht, und die Kraft anzuwenden, welche die Handlung in ſich ſchließt. Wenn dieſer allgemeine Bewegungsgrund ſich nicht in ihnen befände, ſo würde gar kein Mittel ſeyn, ſie wirken zu laſſen, noch ihre Handlungen einzurichten.

Sagen Sie nicht, gnädiges Fräulein, daß Sie dem göttlichen Willen gemäß handeln würden, blos aus Gehorſam, den Sie Ihrem Schöpfer ſchuldig ſind. Es iſt ohne Zweifel ſchön, gerecht und löblich, einem allervollkommen-

menſten Weſen zu gehorchen, von dem man alles hat, es iſt unendlich nützlich, einem wohlthätigen, gerechten und allmächtigen Weſen zu gehorchen. Aber Sie ſehen wohl, daß dieſe Bewegungsgründe ihre Stärke von der Liebe haben, die ein jeder für ſich ſelber hegt. Wenn Sie nur gleichgültig gegen ſich ſelbſt und Ihre Wohlfahrt wären, ſo würden Sie weder den Zorn GOttes fürchten, noch ſeine Gnade und Liebe wünſchen können. Wollen Sie vielleicht ſagen, daß Sie das Gute thun würden, um der Ordnung gemäß zu leben, und weil es von Natur ſeinem Gegentheile vorzuziehen ſey? Aber was vor Reizungen würde doch wohl die Ordnung für Sie haben, und warum ſollten Sie geneigt ſeyn, derſelben gemäs zu leben, wenn Ihnen Ihre Vollkommenheit nicht lieb wäre? Sie würden ſich eben ſo wenig Mühe geben, vernünftig oder lächerlich zu urtheilen. Wenn Sie endlich Ihr Herz reden ließen, ohne daß es von der Richtigkeit Ihres Verſtandes regieret würde, ſo möchten Sie mir wohl gewiß einwerfen, daß Sie dies oder jenes thun würden; daß Sie einem Elenden würden beyſtehen, daß Sie ein Theil Ihres Vermögens einer Freun-

din ſchenken würden, um des einzigen Vergnügens willen, eine ſchöne und großmüthige Handlung zu thun. Aber, werden Sie ſich nicht ſelbſt auf dieſen Einwurf antworten: Warum ſollte ich, ohne die Liebe, die ich für mich trage, geneigt ſeyn, mir dieſes Vergnügen zu verſchaffen; oder was ſollte ich vielmehr für eine Annehmlichkeit in dieſer großmüthigen Handlung finden, wenn ich nicht meine eigene Vollkommenheit liebte?

Es iſt alſo ausgemacht, daß die Selbſtliebe von einem jeden denkenden Weſen unzertrennlich iſt. Wenn dieſes iſt, ſo können wir auch daraus ſchon ſchlieſſen, daß keine einzige freye Handlung, ſie mag Namen haben wie ſie will, dieſer Liebe zuwider ſeyn könne. Aber das iſt noch nicht genug: man muß auch zeigen, daß ſie alle daraus als wie aus ihrer erſten Quelle flieſſen.

Die Eigenliebe, die Liebe unſerer ſelbſt und unſers Glücks iſt, wie geſagt, die erſte Triebfeder, der allgemeine Bewegungsgrund aller unſerer Handlungen: Aber wir haben noch unter den verſchiedenen Gegenſtänden, eine Menge von beſondern und untergeordneten Be-

Bewegungsgründen, nachdem ſich uns dieſe Gegenſtände entweder als Güter darſtellen, die geſchickt ſind unſere Glückſeligkeit zu befördern, oder als Uebel, welche vermögend ſind ſie zu ſtöhren. Von der Mannigfaltigkeit dieſer Bewegungsgründe und von den verſchiedenen Eindrücken, die ſie in uns machen, entſtehet die Verſchiedenheit der Empfindungen und der Charaktere. Diejenigen Perſonen, die ſo ſehr ihre Bequemlichkeiten lieben, die ſo empfindlich in dem Wohlſeyn des Leibes und in den Gemächlichkeiten des Lebens ſind, die ſich wenig um das bekümmern, was andere Menſchen angehet; dieſe Leute, ſage ich, ſind eigennützig, voll von einer übel verſtandenen Eigenliebe, und man ſagt von ihnen, daß ſie nichts, als ſich ſelber lieben. Die, welche den Reichthum als das koſtbareſte Gut anſehen, das man beſitzen könne, ſind Geizige, u. ſ. w. Ihre Empfindungen ſind kriechend und niederträchtig, nach Proportion der Bewegungsgründe, woran ſie ſich halten. Diejenigen hergegen, deren Geſchmack weit reiner und erhabener iſt, die Kraft und Muth genug haben, ſich über die knechtiſche Furcht hin zu ſchwingen, welche die

Ar=

Armuth, der Schmerz und die Ungemächlichkeit den gemeinen Selen einflöſſen, die gegen die wahre Vollkommenheit ihrer Sele empfindlich nichts ſchäzbarers kennen, als Handlungen auszuüben, die einem Weſen von vortreflicher Natur anſtändig ſind, und welche z. E. urtheilen, daß ſein Leben für das Vaterland aufopfern, einem Freunde wohl thun, einem Dürftigen helfen, Handlungen von dieſer Art ſind; ſolche Perſonen ſind großmüthig, uneigennützig, ihre Empfindungen ſind ſchön, groß, ädel. Aber Sie ſehen doch indeſſen, gnädiges Fräulein, daß ſie im Grunde von der Eigenliebe herkommen, von der Liebe, die uns die Vollkommenheit unſers Weſens ſuchen läßt. Das Vergnügen, das man aus einer großmüthigen Handlung ſchöpfet, iſt davon gewiß ein Beweis. Wenn ein großmüthiger Menſch eine ſolche Handlung für ſeine Vollkommenheit nicht anſtändig hielte, ſo würde er ſie nicht ausüben: Aber wenn er eben dieſe Vollkommenheit nicht liebte, was für ein Vergnügen würde er doch wohl darinn finden, ſie zu vermehren, und das zu thun, was derſelben werth iſt? Und wenn er ſich nicht ſelber liebte, warum ſollte ihm ſeine Vollkommenheit angenehm ſeyn? Es

Es giebt Exempel, die man vielleicht meinem Schluſſe entgegen ſetzen wird; und ſelbſt in unſern Tagen, man ſpreche davon was man will, zeigt das Reich der Liebe merkwürdige Beyſpiele. Man ſiehet ziemlich oft Liebhaber, die ſich ſelbſt ganz zu vergeſſen ſcheinen, um nur an ihre Gebietherin zu denken. Das zeiget wohl nichts anders an, als daß die Liebhaber alle ihre übrigen Vortheile vergeſſen, um nur an denjenigen zu denken, daß ſie eine liebenswürdige Gebieterin haben, an das Vergnügen, ſich alle Mühe um ſie zu geben, ſie glücklich und zufrieden zu ſehen. Dieſes Vergnügen rühret ſie mehr als alles andere, das räum ich ein: Aber eben dadurch daß dieſes ein Vergnügen iſt, ſtöſſet auch der Vorzug, den ſie ihm geben, meinen Grundſatz gar nicht um.

Aber ein wahrhafter Liebhaber, wird man ſagen, iſt doch tauſendmal empfindlicher gegen das Gute oder Böſe, welches ſeinem geliebten Gegenſtande widerfährt, als gegen alles, was ihm ſelber nur widerfahren kann. Das werde ich nie zu leugnen ſuchen, und ich wünſche nichts ſo ſehr, gnädiges Fräulein, als Sie von dieſer Wahrheit zu überzeugen. Aber ſie

iſt darum meinen Grundſätzen eben ſo wenig ent-
gegen. Lieben, das heißt wollen, das
heißt wünſchen, daß jemand glücklich
ſeyn möge. Nun aber iſt es natürlich, daß
wir Vergnügen empfinden, wenn wir unſre Nei-
gungen oder Wünſche erfüllet ſehen. Und es
kann ſehr wohl möglich ſeyn, daß unſere Einbil-
dungskraft mit einer Liebſten ſo ſehr beſchäftigt iſt,
daß wir alle unſere Aufmerkſamkeit nur auf das
wenden, was ihr begegnet, und ſehr wenig
davon nur für die Dinge zurückbehalten, die
uns unmittelbar angehen. Ueberdas findet ein
Menſch, der auf ſeine Standhaftigkeit und Un-
erſchrockenheit ſtolz iſt, bey ſich Hülfsmittel,
gegen das Glück oder Unglück, das ihm begeg-
net, nicht allzuempfindlich zu ſeyn: Die Ver-
nunft ſagt ihm, daß ein weiſer Mann ſich nicht
unbedachtſam den Bewegungen der Freude er-
gebe, und daß ein großes Herz ſich durch die
Widerwärtigkeiten nicht niederſchlagen laſſe. Aber
dieſe Bewegungsgründe fehlen ihm, wenn es
auf eine Perſon ankömmt, die er liebet. Eben
dieſe Unempfindlichkeit, daraus er ſich ein Ver-
dienſt macht, in Anſehung deſſen, was ihn un-
mittelbar angehet, würde er ſich als ein Laſter

vor-

vorrücken, ſo bald die Frage von einer Gebieterin oder auch nur von einem Freunde iſt.

Es wird Ihnen ohne Zweifel, gnädiges Fräulein, dieſer oder jener Liebhaber mehr als einmal geſagt haben, daß er ſich ein Vergnügen daraus machen würde, ſein Leben für Sie hinzugeben; und Sie werden ſeine Reden als gewöhnliche Vergröſſerungen in der Liebe angeſehen haben. Wenn indeſſen dieſer Liebhaber großmüthig iſt, wie man es glauben muß, wenn er Sie nach Ihren Verdienſten zu lieben weiß, ſo bin ich überführt, daß er wahr geſagt hat. Ueber dieſes Urtheil werden Sie ſich vielleicht, nach dem was ich geſagt habe, verwundern. Aber ich glaube hierinn meinen Grundſätzen gar nichts zu vergeben.

Sein Leben zur Erhaltung eines andern dahin geben ſcheinet anfänglich ein Beweis von der vollkommenſten Selbſtverleugnung zu ſeyn. Denn man hat doch von einer Liebſten nach dem Tode weiter nichts zu erwarten. Was für einen Vortheil kann man ſich wohl von einer ſolchen Handlung verſprechen? Aber wenn wir ſie näher unterſuchen wollen, ſo werden wir etwas in den Bewegungsgründen, daraus ſie

 flieſſet,

fließet, finden, wie ſie ſich mit meinem Syſtem vereinigen laſſe.

Sie ſind für einen Liebhaber, der Sie anbetet, das einzige Gut, das ihm das Leben ſchätzbar machen kann; ſo, daß er den Gedanken nicht einmal überſtehen kann, ohne Sie zu leben; Sollte es denn alſo widerſprechend seyn, daß er in der grauſamen Nothwendigkeit, entweder Sie ſterben zu ſehen, oder ſelber umzukommen, keinen Augenblick anſtünde, Sie zu retten, mit Verluſt einer Sache, die für ihn weiter gar keinen Werth hätte, ſobald er Sie würde verlohren haben? Wenn ihm das Leben ohne Sie unerträglich vorkömmt, wie viel unerträglicher würde es ihm nicht in dem Falle ſeyn, da ihm ſein Herz vorrückte, daß er ſo niederträchtig geweſen wäre, Sie umkommen zu ſehen, da er Sie doch durch ſeine eigene Aufopferung hätte erhalten können. Er findet überdas noch in dieſer Aufopferung etwas ſchönes, groſſes und ädelmüthiges, das fähig genug iſt, ihn dazu zu bewegen. Nächſt dem Glücke mit Ihnen und für Sie zu leben, kennet er weiter nichts Süßeres, als Ihnen durch eine ſolche That nicht nur die größte Zärtlichkeit, ſondern auch die Groß-

muth

muth ſeiner Empfindungen zu beweiſen. Seine Einbildungskraft berauſchet ſich und ſchmecket das Vergnügen ſchon zum voraus, in Ihrer Gunſt ſo wohl angeſchrieben zu ſtehen, und zu denken, daß Sie das Gedächtnis eines ſo vollkommenen Liebhabers hochſchätzen werden. Die erhabenen Seelen ſind gegen dergleichen Bewegungsgründe empfindlich. Wie viele große Männer hat man nicht geſehen ſich für ihr Vaterland aufopfern? Und warum glaubt man nicht, daß ein herzhafter Mann eben das Opfer für eine Liebſte geben könne, die ihm gewis eben ſo lieb iſt, als das alte Rom ſeinen Helden war.

Sie werden leicht dasjenige, was ich geſagt habe, gnädiges Fräulein, auf einen andern Fall anwenden können, da ein Liebhaber ſich zum Tode verbannen würde, um Sie vor einem Unglücke zu beſchützen, das Ihnen Ihr Leben würde bitter machen.

Ich will Ihnen jetzo beweiſen, daß es die angezeigten Bewegungsgründe ſind, die Ihren Liebhaber zu dem Entſchluſſe bringen würden, ſein Leben für Sie zu laſſen. Eben dieſer Liebhaber würde vielleicht für einen Freund nicht eben das Opfer thun, woraus erhellet, daß

das Leben ſeines Freundes ihm nicht ſo koſtbar iſt, als ſein eigenes. Indeſſen ſo würde er doch dieſen Freund nicht umkommen laſſen, um Sie zu retten, ſelbſt in dem Augenblicke, da er ſich nicht bedenken würde, für Sie ſelber zu ſterben. Woher kömmt dieſes? Scheinet es nicht, daß der, welcher das Gröſſere giebt, auch das Geringere geben würde? Es kömmt daher, weil er durch die Aufopferung ſeines Freundes eine Ungerechtigkeit begehen würde, indem er gar kein Recht auf ſein Leben hat; er könnte ſich nicht mehr ſchmeicheln, eine lobwürdige und großmüthige Handlung zu thun, und Ihre Hochachtung zu verdienen. Aber wenn er eine gänzliche Abſonderung von ſich ſelber machte, indem er bereit iſt für ſeine Liebſte zu ſterben, wenn es nur auf ſie allein ankäme, ſo würde er ſie in jedem Falle und um jeden Preis zu retten ſuchen; genug, wenn er nur dem einzigen Gegenſtande ſeiner Liebe dienete, ſo würde er ſich wenig um die Billigkeit und Anſtändigkeit der Mittel bekümmern.

Wenn ich zeige, daß die großmüthigſten Empfindungen, die uneigennützigſten Handlungen, im Grunde von der Selbſtliebe eines jeden entſtehen;

hen; ſo fürchte ich gar nicht, gnädiges Fräulein, die Zufriedenheit zu mindern, welche Sie in den Empfindungen Ihres Herzens und in den gütigen Handlungen fühlen, die Ihre gröſten Ergetzungen ausmachen. Ich beſorge auch noch weniger der beſondern Hochachtung im geringſten zu ſchaden, die jedermann Ihrem vortreflichen Charakter ſchuldig iſt. Dieſe Empfindungen und dieſe Handlungen verlieren nichts von ihrem Werthe, ob ich ſie gleich gar nicht zu einer leeren und der Natur widerſprechenden Urſache rechne; und ſie ſind darum nicht weniger von den niedrigen und eigennützigen Empfindungen unterſchieden, ob ſie gleich beyde eine gemeinſchaftliche Quelle haben. Tugendhafte und Laſterhafte, es iſt wahr, handeln alle im Grunde nur für ſich ſelbſt. Aber ein großmüthiger Menſch iſt darinn ehrwürdig, daß er den Werth der Tugend kennet, und daß er bey Gelegenheit den Vortheilen des Glückes entſagen kann, ja ſogar dem Leben, um ſein Vaterland oder eine Perſon zu retten, die aller ſeiner Zärtlichkeit werth iſt; daß er das Vergnügen vorziehet, eine große und ſchöne Handlung zu thun, die der Vollkommenheit ſeiner Sele einen neuen

Glanz giebt; daß er dieſes, ſage ich, allem vorziehet, was die Reichthümer und ſogar das Leben reizendes haben. Hergegen eine niedrige und eigennützige Sele, ein Geitziger iſt darinn verachtungswerth, daß er die Reichthümer und die Gemächlichkeiten des Lebens allem dem vorziehet, was einem wohlgebildeten und ädlen Herzen ſchmeichelt.

Weit gefehlt, daß ich den großmüthigen Empfindungen und denen, die davon Staat machen, ſchaden ſollte, ſo glaube ich ihnen vielmehr einen Dienſt zu erweiſen. Ein jeder iſt innerlich überzeugt, daß man keinen Augenblick aufhören könne, ſich ſelbſt zu lieben: Daher kömmts, daß viele Leute dieſe ſo uneigennützigen Empfindungen als ſchöne Träume anſehen. Aber indem ich zeige, wie man ſie mit einer wohlgeordneten Eigenliebe verbinden könne, ſo mache ich ſie glaublich; und niemand wird zweifeln können, daß die ädelgebildeten Herzen derſelben nicht fähig ſeyn ſollten. Sie ſelbſt, gnädiges Fräulein, wenn Sie mir nur ein wenig Unterſcheidungskraft eingeſtehen, Sie ſelbſt können ſich nicht weigern, mir zu glauben, wenn ich

Ih-

Ihnen verſichern werde, daß ich im Falle der Noth alles, ja ſogar mein Leben, aufopfern würde, um Ihnen zu dienen, und Sie von der vollkommenen Ergebenheit zu überzeugen, mit welcher ich die Ehre habe zu ſeyn ꝛc.

Fünfter Brief *).

Geehrteſte Freundinn,

Sie haben heute ſchon wieder etwas von meinen Gedichten zu leſen verlangt. Doch weil ich theils nichts bey der Hand habe, theils zu beſcheiden bin, als daß ich Ihnen meine Arbeiten immer vorlegen ſollte: ſo ſchicke ich Ihnen eine Ode, welche ein uns nicht unbekanntes Frauenzimmer, vor vielen Jahren verfertiget haben ſoll. Es iſt eine ordentliche Liebeserklärung an eine Mannsperſon, mit der ſie nach der Zeit, wie man ſaget, die zufriedenſte Ehe geführt hat. Allein ich weis nicht, ob ichs glauben ſoll, daß ein Frauenzimmer die Urheberinn

*) Beluſt. des Verſt. und Witzes vom Jahr 1744. S. 265.

berinn dieſer Ode geweſen iſt. Es iſt viel ſchö-
nes darinne, doch, wie mich deucht, auch viel
Verwegenheit. Ich finde freylich kein Geſetze
in der Vernunſt das einem Frauenzimmer ver-
wehren ſollte, den Mannsperſonen ihre Liebe ſo-
wohl zuerſt zu entdecken, als wir dem ſchönen
Geſchlechte zu thun pflegen; und wenn wir
weniger vom Zwange und mehr von Tugend
wüßten: ſo würde dieſe Einführung weder un-
ſicher, noch unbeſcheiden ſeyn. Doch was man
der griechiſchen Sappho vergeben kann, das
wird man einer Deutſchen nicht gleich gut ſpre-
chen. Ich will alſo aus Liebe für Dero Ge-
ſchlecht und für den ſo genannten Wohlſtand,
lieber glauben, daß dieſes Gedichte aus der Fe-
der eines muthwilligen Poeten, als eines Frauen-
zimmers gefloſſen iſt, ob ich gleich aus der
Aehnlichkeit dieſer Ode mit den übrigen Gedich-
ten dieſes Frauenzimmers, welches vor drey
Jahren geſtorben iſt, das letzte ziemlich wahr-
ſcheinlich machen könnte. Schreiben Sie mir Ihr
Urtheil von dieſer verliebten Ode. Wir wollen
ſie alsdenn nebſt demſelben in die Beluſtigungen
des Verſtandes und Witzes einrücken laſſen.
Was die neue Sammlung der anakreontiſchen

Oden

Oden betrift: ſo bin ich völlig Ihrer Meynung, daß ſie munter und ſchön ſind, und den Reim mit vielem Vortheile entbehren. Ich bin ꝛc.

Ode
eines Frauenzimmers
an einen Freund.

O Freund, wie wenig mußt du fühlen!
Bleibt denn dein Herz zeitlebens kalt?
Wenn meine Blicke nach dir zielen;
So widerſtehſt du mit Gewalt.
Was hilft michs, daß ich in der Nähe
Dich ſchön doch ohne Liebe ſehe?

Ich will die Grenzen überſchreiten,
Die uns Gebrauch und Zwang geſteckt;
Mein Herz, ein Herz voll Zärtlichkeiten
Sey dir hiermit zuerſt entdeckt.
Das, was man fühlt, frey zu geſtehen,
Iſt mehr Natur, als ein Vergehen.

So wiſſe denn, mein Freund, ich liebe!
Erfahr es ganz, ich liebe dich!
Doch eben dieſe heißen Triebe
Sind eine Strafe wider mich:

Denn

Denn welcher Schmerz! wer zärtlich glühet,
Und keine Gegenliebe ſiehet.

Du lachſt! genug. Ich bin verlohren!
Du liebſt mich nicht. Ich ſeh es ein:
Dein Herz ſoll nicht für mich gebohren,
Mir koſtbar, doch nicht meine ſeyn.
Ich bin zufrieden, ſchenk indeſſen
Mir nur das Glück, dich zu vergeſſen.

O triffſt du denn auf meinen Wangen
Kein Theil der holden Anmuth an,
Die dir nach mir ein ſolch Verlangen,
Als mir nach dir erwecken kann;
Und iſt von allen meinen Blicken
Denn keiner ſtark, dich zu beſtricken?

Hört auf, ihr Schmeichler, mir durch Schwüre
Viel vortheilhaftes zu geſtehn;
So lang ich dich, mein Freund, nicht rühre:
So lange bin ich auch nicht ſchön.
Und aller Reiz geſchickter Glieder
Iſt ohne dich, mir nur zuwider.

Doch fehlt mir Anmuth in Gebehrden,
Fehlt meinen Augen Gluth und Luſt:
So trag ich, um geliebt zu werden,
Doch zärtlich Blut in meiner Bruſt;
Zum Lieben muß man noch mehr Gaben,
Als ſchönes Haar und Auge, haben.

Freund, lerne mich nur erſtlich kennen,
Vergnügt dich ein zufriedner Geiſt,
Gefällt dir, was wir Dichtkunſt nennen,
Und rührt dich, was man Unſchuld heißt:
So hoff ich, in den künftgen Tagen,
Noch deine Gunſt davon zu tragen.

Dann werd ich erſt zu dichten wiſſen,
Wenn meine Liebe dich beſitzt,
Und wenn die Gluth von treuen Küſſen
An deiner Seite mich erhitzt;
Da wird die Luſt, an dich zu denken,
Mir einer Sappho Feuer ſchenken.

Auf, lieber Freund, und laß uns lieben!
Sey nicht beſorgt, mein Glück iſt dein.
Mein Reichthum wird mich nur betrüben,
Wofern er nicht ſoll deine ſeyn.
Was läßt du länger mich verweilen,
Ihn, wie mein Herz, mit dir zu theilen?

Sechſter Brief.

Antwort
auf das vorhergehende Schreiben.

Geehrter Freund,

Die überſchickte Ode eines Frauenzimmers habe ich zweymal durchgeleſen und beydemal gewünſcht, daß ſie kein Frauenzimmer möchte verfertiget haben. Mit ihrer Poeſie möchte ſie unſerm Geſchlechte wohl Ehre machen; hingegen beleidiget ſie uns mit ihrer verliebten Dreuſtigkeit. Sie ſchreibt nur gar zu natürlich, und indem ſie ihr Herz und die Poeſie reden läßt: ſo vergißt ſie die Klugheit und den Wohlſtand. Da meine Schweſter auf die Strophe kam:

Du lachſt: genug, ich bin verlohren ꝛc.

ſo warf ſie das Blat hin und ſagte, ich wollte, daß das ganze Gedichte verlohren wäre. Doch traue ich ihr in dieſem Stücke nicht ſehr. Denn ſie vermengt eine erzwungene Sprödigkeit gar

gar zu oft mit dem Sittſamen und Eingezogenen. Wenn Sie die Ode ja wollen drucken laſſen: ſo erinnern Sie nur, daß man von der zärtlichen Ausſchweifung eines Frauenzimmers nicht auf den Charakter aller ſchlieſſen darf. Denn ſonſt wird es denen Perſonen von unſerm Geſchlechte, welche Verſe machen, bald gehen, als wie den Poeten, daß man ſie ſchlechtweg für verliebt hält, gleich als wenn die ſchläfrigen Köpfe zu ſchlecht für eine gemeine Liebe wären. Ein Uebel will ich Ihnen noch ſagen, das aus dem Drucke dieſer Ode entſtehen wird. Wir werden inskünftige keinen jungen Herrn mehr anſehen dürfen: ſo wird er ſich einbilden, wir ſtünden im Begriffe, eine Ode an ihn zu machen, und berathſchlagten nur noch, ob wir ihm in jambiſchen oder trochäiſchen Verſen unſer Herz antragen wollten. So ſehr ich Ihnen, mein Herr, gewogen bin: ſo verſichre ich Sie doch, daß ich in meinem Leben keine Ode an Sie mache. Mich deucht es klingt beſſer in Proſa, wenn ich mich nenne

Ihre gute Freundinn,
Auguſta.

Sie=

Siebenter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Die Ehre mit Ihnen bekannt zu ſeyn, iſt mir allemal ſchåzbar geweſen, aber noch nie ſo angenehm, (erlauben Sie mir dieſes freye Bekenntnis) als ſeitdem Sie mich für Ihren Freund erklåret haben. Ich müſte den Unterſchied unter Bekanntſchaft und Freundſchaft nicht wiſſen, ich müſte es nicht fühlen, wie glücklich man iſt, Ihr Freund zu ſeyn, wenn mir nicht die gütigen Geſinnungen, die Sie für mich angenommen haben, ein ganz neues Vergnügen geben ſollten. Gewis, ich weiß kein Vergnügen demjenigen gleich zu ſchåzzen, als mich von Ihnen geliebet zu ſehen. Sie ſind von der kleinen Anzahl Menſchen, die uns nicht mit müßigen Freundſchaftserklårungen aufhalten, ſondern die ſich nur durch Werke erklåren, und die uns glücklich machen würden, wenn wir auch nicht wüſten, wer uns glücklich gemacht håtte. Ihre Gütigkeiten, mein Herr, überzeugen mich, daß ich dieſes von Ihrem Charakter

den-

denken darf, und ich würde Ihnen noch weit mehr davon ſagen, wenn ich weniger Ihre groſſe Beſcheidenheit zu fürchten hätte. Iſt es genug, Ihre Wohlthaten zu verdienen, daß man ein aufrichtiges und erkenntliches Herz beſitzet; ſo werde ich mich derſelben niemals unwürdig machen. Daß ich alle Gelegenheiten freudig ergreifen werde, Ihnen auf eine wirkſamere Art gefällig zu ſeyn, daran werden Sie wohl nicht zweifeln können; Aber ich muß Ihnen auch ſagen, daß ich über den Mangel ſolcher Gelegenheiten ganz unruhig bin: Helfen Sie mir dazu, um meiner Zufriedenheit willen! Empfehlen Sie mich doch dem Herrn Baron, der ſich zu Beförderung meines Glükkes ſchon oft ſo großmüthig bewieſen hat, und ſagen Sie ihm, daß ich ihn nicht weniger verehren und lieben würde, wenn ich auch nicht ſo glücklich wäre, als ich bin. Leben Sie wohl, mein theurer Freund; Sie haben mir ein Recht zu dieſem Titel gegeben, das ich niemals mißbrauchen werde. Ich bin ꝛc.

Achter Brief *).

Nur noch eine ſolche Geſellſchaft: ſo werde ich Ihnen untreu. Wie wenig müſſen Sie mein Herz achten, Calliſte, weil Sie die Gefahr, ſolches zu verlieren, ſelbſt befördern. Ich würde es unfehlbar geſtern einigen von denen ſchönen Händen, welche auf dem Pochbrette ſo fleißig waren, übergeben haben, wenn mich die immerwährenden Erinnerungen, zuzuſetzen, und auszuzahlen, zu einem beſtändigen Schluſſe hätten kommen laſſen. Wie viel Dank iſt man doch dem Erfinder dieſes Spiels ſchuldig? Der menſchliche Verſtand zeiget ſich darinnen, nicht nur wegen der tiefſinnigen Regeln, in aller ſeiner Stärke, ſondern auch wegen der häufigen, und unerwarteten Veränderungen, von der ſchönſten Seite. Ueberdieſes glaube ich, daß man nach einem dreyſtündigen Genuſſe dieſes Vergnügens, ſo gut, als ein Handlanger, welcher Steine hin und wieder getragen hat, von

*) Beluſt. des Verſt. und Witzes, vom Jahr 1743. I. B. S. 559.

von dem Beſitzer des Pochbretts ſeine drey Groſchen fordern kann. Es wundert mich nur, daß uns die Ausländer die Erfindung davon nicht ſtreitig machen. Doch im Ernſte, Calliſte, werden Sie dieſes Spiel künftig bey ſich einführen? Ich will es nicht hoffen. Das Pochen iſt recht gut, und ein Geſetz, daß man bey Wochenbeſuchen pochen müſſe, würde nicht das abgeſchmackteſte ſeyn. Nur bey Ihnen iſt mir dieſer Lärm unerträglich. Ueberlegen Sie es nur: Ich komme ja nicht zu Ihnen, um Handarbeit zu verrichten. Wenn ich ja mit Ihnen, ſchöne Calliſte, nicht von meiner Liebe reden ſoll: ſo will ich doch mit Ihnen reden. Geſtern habe ich faſt nichts von Calliſten, als ihre Armbänder, geſehen. Gleichwohl ſchmeichle ich mir, daß ich mich recht gut dabey aufgeführet habe, und Sie können mir eine kleine Belohnung unmöglich verſagen. Ein Liebhaber, der wider ſeinen Willen, ſeiner Geliebten zu gefallen, eine halbe Stunde im Pochbrette ſpielet, muß, deucht mich, heut zu Tage noch mehr Verdienſte haben, als vor alten Zeiten ein Ritter, der ſich ſeinem Fräulein zu Liebe auf allen Turnierplätzen herumtummelte, den Rieſen die

Arme brach, und einem Drachen den Kopf abriß. Sie bleiben doch dieſen Abend zu Hauſe?

Neunter Brief.

Die Antwort.

Ja, mein Herr, ich bleibe den ganzen Tag zu Hauſe, ich traue Ihnen aber ſo viel Beſcheidenheit zu, daß Sie mich nicht beſuchen werden. Sie haben mir geſtern bey allen denenjenigen, welche in der Meynung ſtehen, daß ich Sie nicht haſſe, ſehr viel Ehre gemacht. Wer wird ſich denn beſtändig nach Ihrem Kopfe richten? Bey unſern Unterredungen waren Sie meiſtentheils ſtumm, und ſo ernſthaft, als ob Sie eine Sonnenfinſterniß ausrechneten; und als wir zu ſpielen anfingen, wurden Sie ſo verdrieslich, als ein Dichter, den man unter dem Leſen ſeiner Reime, bey den ſchönſten Stellen, durch ein Gewäſche ſtöret. Gewiß Sylvander, ich hätte Ihnen etwas mehr zugetraut. Kann ich, Ihnen zu gefallen, meinen

nen Fiſchbeinrock eine halbe Elle enger tragen, als es mir die Mode erlauben würde: ſo könnten Sie auch mir zu Liebe eine halbe Stunde, mit einer guten Art im Pochbrette ſpielen, wenn es gleich Newton nicht erfunden hat. Das Spiel iſt ſo uneben nicht, und wird nur alsdenn langweilig, wenn eigenſinnige Mannsperſonen dabey nicht lachen wollen. Ich weis nicht, was meine geſtrigen Gäſte von Ihnen und Ihrem Verſtande denken werden; wenigſtens wollte ich wohl wetten, daß mich keine einzige um den Beſitz Ihres Herzens beneiden wird. Was meynen Sie, mein Herr, ſollten unſere Geſellſchaften nicht klüger werden, wenn das ernſthafte Geſchlecht dem ſchönen Geſchlechte ein wenig nachgeben, und uns von den Fehlern unſrer Erziehung, unſers Geſchmacks, und der kleinen Vorurtheile, die wir nicht allemal verbergen, durch etwas anders, als finſtre Stirnen und bittre Spöttereyen, überführen wollte? Ich rede gar nicht von den Stutzern. Die poßierliche Gefälligkeit dieſer Reverenzmacher und Handſchuhküſſer, welche über alles lachen, was wir ſagen, iſt uns weit ſchädlicher, als der Eigenſinn, daß wir auf die Ausarbeituug unſers Verſtandes

weniger Koſten, als Sie auf den Ihrigen, verwendet haben. Dieſe critiſchen Leute ſollten bedenken, daß es ihnen rühmlich iſt, einen feinen Geſchmack zu haben, und doch in Geſellſchaften verdrüßlich und unangenehm zu ſeyn. Wer weis, Sylvander, ob Sie nicht meinen geringſten Freundinnen einen Ekel vor dem Pochen, oder wenigſtens eine Gleichgültigkeit gegen daſſelbe erweckt hätten, wenn es Ihnen nicht gefällig geweſen wäre, in lauter einſylbichten Wörtern zu antworten. So aber war das Pochbrett weit geſelliger und artiger, als Sie. Wenn ich wüßte, daß Sie nicht von neuem böſe würden: ſo wollte ich Ihnen wohl erzählen, was mir dieſen Morgen geträumt hat. Doch wer wird nach ihrem Zorne fragen? Vielleicht kann ich Sie durch meine Erſcheinungen, bekehren. Ich will meinen Traum aufſchreiben, und dabey auf keine andere Ordnung ſinnen, als die ich ſchlafend bemerket habe.

Es mochte bald Morgen ſeyn, als ich mich in einer unbekannten Gegend, vor einem entſetzlichen Gebäude befand, welches ich wegen ſeiner Größe nicht überſehen konnte. Ich ſah

wohl,

wohl, daß es ſehr viel Eingänge hatte; doch war ich noch unentſchloſſen, ob ich mich durch einen derſelben wagen ſollte, als mich eine ziemlich wunderliche Figur anredete. Du biſt ein Fremder, ſagte ſie; folge mir nach! Ich will dir den Pallaſt des Zeitvertreibs zeigen. Allein ich blieb ſtehen; dieſe Geſtalt war gar nicht fähig, mir ein Vertrauen zu erwecken. Man ſtelle ſich ein kleines Ungeheuer vor, welches aus lauter Augen und Ohren zuſammengeſetzet iſt, und nur einen einzigen, durch allerhand Häute bedeckten Mund hat: So ſieht man meine Führerinn. Ich bin die Aufmerkſamkeit, hörte ich ſie von neuem reden, als ſie meinen Zweifel bemerkte; laß dich meine Unform nicht abhalten, meiner Freundſchaft zu trauen. Du würdeſt mich gar nicht ſehen, wenn ich dich nicht beſonders hochhielte; denn da meine Geſtalt in allen Geſellſchaften ärgerlich iſt: ſo beſitze ich von Natur die Gabe, mich und meine Freunde unſichtbar zu machen. Folge mir! Man ſoll dich nicht inne werden. Die Neugierigkeit machte mir hierauf ſo viel Muth, daß ich meiner neuen Freundinn, die mir ſchon nicht halb ſo häßlich, als zuvor, vorkam, hitzig an die

Seite trat, und mich mit ihr in den Pallaſt verfügte.

Dieſes Gebäude, ſagte ſie, iſt mit entſetzlichen Koſten von dem Zeitvertreibe aufgeführet worden. Er iſt ein angenehmer und liebenswürdiger Mann, allein, man ſieht ihn ſelten in ſeinem eignen Hauſe; da ſich hingegen ein Verwalter von ihm, der Verdruß, beſtändig unter dem Geräuſche der größten Geſellſchaften befindet. Es iſt merkwürdig, daß die unzähligen Eingänge dieſes Orts nur den Kindern zum Ausgange wieder offen ſtehen. Ein Frauenzimmer, welches über zwölf, und eine Mannsperſon, die über funfzehen Jahre alt iſt, kann ſehr ſelten durch das Thor wieder herausgehen, durch welches ſie hereingekommen ſind. Der groſſe Pallaſt hat für erwachſene Leute nur einen Ausgang, welcher von einem hämiſchen Weibe beobachtet wird. Sie heißt Reue, und ihre Erfindung, womit ſie die Ausgehenden martert, iſt unerſchöpflich und grauſam. Der Verſtand, ein ernſthafter doch angenehmer Herr, den man aber in dieſer Gegend nicht allemal leiden kann, hat einen andern Ausgang entdeckt, wodurch er die Anzahl ſeiner wahren Freunde ganz

ſicher zu führen pfleget. Mitten unter dieſen Reden befanden wir uns in einem großen Hofe, welcher von unſchuldigen Kinderſpielen ertönte. Hier fragte mich meine Führerinn, ob ich die Geſellſchaften des Frauenzimmers, oder der Mannsperſonen zuerſt ſehen wollte. Wir wollen die erſtern wählen, verſetzte ich aus Liebe zu meinem Geſchlechte; ſie ſind doch wohl ohnedem nicht beſtändig alleine. Gut! antwortete die Aufmerkſamkeit, ſo will ich dir vor allen Dingen das neue Gebäude zeigen, welches nur vor einiger Zeit, dem ſchönen Geſchlechte zu Liebe, aufgeführet worden iſt.

Sie brachte mich hierauf in einen Garten, bey deſſen Eingange ich die Statuen des Müſſiggangs, der Neugierigkeit, der Misgunſt, und der Verleumdung in einem Vierecke, und zum Ende deſſelben, ein mittelmäßiges Haus erblickte. Wir waren durch einen langen ſchnurgleichen Gang demſelben bis auf ungefehr 100 Schritte nahe kommen, als mich ein verwirrtes Getöſe zu der Frage brachte: ob dieſes eine Mühle ſey? Nein! ſagte meine Begleiterinn; es iſt der Aufenthalt der Sechswöchnerinnen. Das Frauenzimmer, ſonderlich die Weiber, ha-

ben dieſen Pallaſt, ſo lange dieſe Zeitverkürzung gefehlet, für ſehr unvollkommen gehalten. Der Zeitvertreib unterhält alſo aus Großmuth, ein Dutzend Sechswöchnerinnen, und man ſaget, daß ſie ihm mehr als der ganze Pallaſt, koſten ſollen. Ich glaube nicht, daß die Beſuche, die man an andern Orten vor Wochenbetten abſtattet, mit gegenwärtigen einige Gleichheit haben. Die Tugend, eine nahe Anverwandtinn des Zeitvertreibs, welche wegen ihres Eigenſinnes nicht allemal mit ihm zufrieden geweſen iſt, und nur ein abgelegnes Zimmer bewohnt hat, ſoll, wenn man dem heimlichen Murmeln trauen darf, ſeit der Erbauung dieſes Orts ganz und gar ausgezogen ſeyn. Allein, ich glaube, daß ſie ſich nur etliche Zimmer weiter entfernt hat, weil ich ſie wirklich, ſeit einem Jahre ſchon dreymal in einigen Geſellſchaften, die ſich ihrer doch ein wenig zu ſchämen ſchienen, geſehen habe; du wirſt finden, daß die Frechheit = = = Ach! wir wollen umkehren, ſagte ich; dieſer Ort kann nur denen gefallen, die nicht mehr roth werden, Meine Freundinn war ſo höflich, mich ohne Widerrede, durch den Garten zurück zu führen. Ich lief entſetzlich, weil es mir vorkam,

als

als ob mir einige trunkne Weibsbilder nacheilten.

Kaum hatte ich die Gartenthüre hinter mir zugeſchlagen; als ich zur rechten Hand derſelben eine Weibsperſon inne ward, welche eine ziemliche Heerde zuſammen gekuppelter Mopshunde aus einer Hütte heraus ließ. Ganz gewiß ſind die Liebhaberinnen dieſer artigen Geſchöpfe angekommen, ſagte meine Führerinn. Dieſes Weib, fuhr ſie fort, welches ſie mit Vergnügen wartet, heißt Unwiſſenheit. Sie hat über dieſes die Aufſicht über ein Dutzend indianiſche Vögel, über etliche Affen, und über einige auſſerordentliche verliebte Leute, welche bey dem Zeitvertreibe in Pflicht ſtehen, in allen Frauenzimmergeſellſchaften zu ſeufzen. Es iſt wahr, daß ſich einige von deinem Geſchlechte dieſer Zeitverkürzungen ſehr mäßig zu bedienen wiſſen, und derentwegen dürfte man ſo viel Unkoſten nicht anwenden. Andere hingegen ſind etwas erhitzter dabey. Ich will iezt nur von dieſen Hunden reden. Es giebt Väter und Liebhaber, ſonderlich aber eine anſehnliche Menge Ehemänner, welche die größte Urſache haben, über die artigen Thiere eiferſüchtig zu ſeyn. Dieſer hier, mit dem blauen Halsbande,

bande, iſt Flaviens Liebling; alle ihre Aufwärter müſſen erſt ſein Herz gewinnen, ehe ſie einen freundlichen Blick von ihr erhalten. Man könnte einen ziemlichen Band von denen Verſen herausgeben, welche nur auf ihn gemacht ſind; und wie ich gewiß weis; ſo ſteht Seladon noch mit einem Poeten in Tractaten, wobey ſie nur noch um acht Groſchen uneins ſind, daß er ihn mit Jupiters Adler, mit dem Pfau der Juno, mit der Pallas Nachteule, und Alexanders Pferde vergleichen ſoll. Dieſer Poet iſt überhaupt in ſeinen Ausdrücken ſehr beſcheiden, und hat letzthin bey dem Tode des kleinen Farouche, der von einem unglückſeligen Biſſe in die Schnauze von dem ſchönen Munde der hitzigen Melinde geblieben iſt, nichts weiter gethan, als daß er das Schickſal einigemal unbeſonnen, doch nicht mit eigentlichen Worten, genennet hat. Unter dieſen Nachrichten hatte ſich die Unwiſſenheit mit ihrem luſtigen Haufen aus unſerm Geſichte verlohren. Wir ſelbſt aber hatten eine Treppe erſtiegen, und ſahen verſchiedene Zimmer vor unſern Augen. Wo ſind ſie denn? fragte ich; wir hätten ihr gleich nachfolgen ſollen, verſetzte meine Führerinn. Wir haben ein ſehr bewegliches Schauſpiel verſäumet.

ſäumet. Niemals iſt der Reſt der Helden, welche Troja und ihr Unglück überlebt hatten, von dem griechiſchen Frauenzimmer mit größrer Inbrunſt umarmt worden, als man vor einigen Minuten dieſen Thieren begegnet, die man doch nur ſeit geſtern aus den weichen Armen gelaſſen hat. Doch wir wollen ſie in ihrem Zimmer beſuchen.

Wir waren gleich im Begriffe, darauf zuzugehen, als mich der angenehmſte Anblick von der Welt zu einem andern Entſchluſſe brachte. Es öffnete ſich eine Thüre, und ich ſah einen Bücherſaal. Einige Frauenzimmer ſaßen, mit untergeſtützten Armen, an verſchiedenen Tiſchen und ſtudierten. Ich begab mich, ohne meiner Führerinn ein Wort zu ſagen, in das Zimmer; allein, wie erſtaunte ich nicht, als ich unter den Weibsperſonen nur eine einzige lebendige antraf, welche die Schriften des Zuſchauers vor ſich hatte. Alle übrigen waren geſchnitzte Bilder, welche zur Auszierung des Zimmers dienten. Die Bibliothek ſelbſt war in ziemlicher Unordnung. Ich erblickte die Titel vieler guten Bücher: der Staub aber, der ſie bedeckte, gab mir ſattſam zu erkennen, wie oft ſie gebraucht würden. Verſchiedene

ſchiedene große Schränke waren ganz und gar leer. Die Bücher, die hieher gehören, ſagte die Aufmerkſamkeit, ſind entwendet worden. Ich will ſie aber aus Hochachtung gegen dein Geſchlecht nicht nennen. Der Zeitvertreib hat ſie oft von neuem angeſchaft, aber vergebens. Aus dieſer Urſache ſieheſt du hier die **Kunſt ſchön zu werden**, den **Nachttiſch der Phryne**, das **Lächerliche der Unſchuld**, die **Taxe der Gunſtbezeugungen**, und andere beliebte Schriften mehr an Ketten liegen. Ein Folioband, welcher den Titel führte: **Univerſal-Lexicon aller nichts bedeutenden Wörter in der Liebe**, machte mich ſo neugierig, daß ich das Buch aufheben, und das Wort vernünftig aufſchlagen wollte: es war mir aber ſo ſchwer, daß ich es fallen ließ, und erwachte.

Doch meine Seele war noch zu ſehr von den bisherigen Gegenſtänden eingenommen. Ich ſchlief wieder ein, und befand mich wieder mit meiner Wegweiſerinn in einem Gemache voller Spielerinnen. Sie machten ein ſehr wildes Getöne, welches mich auch auf den Verdacht brachte, daß es verkleidete Mannsperſonen wären. Ich

bath

bath alſo meine Freundinn, mich an einen andern Ort zu begleiten.

In dem erſten Zimmer, in welches wir traten, herrſchte eine ungemeine Stille, ob ſich gleich eine ziemliche Geſellſchaft von Weibsbildern und einigen Mannsperſonen darinnen befand. Die letzten ſuchten zwar die erſten, durch allerhand angefangene Geſpräche, von ihren Stricknadeln abzuhalten; allein die Antworten waren allezeit ſo eingerichtet, daß es auf einmal wieder ſtille wurde. Sieheſt du jene Grube mitten in den Tiſchen, woran ſie ſitzen? ſagte meine Führerinn. Sie iſt auf Unkoſten des Zeitvertreibs mit Schnupftaback angefüllt. Man bedienet ſich deſſen; man nieſt; man ſpricht: GOtt helf! Man bedanket ſich, und zeiget doch, durch dieſes Mittel, daß man nicht gar ſtumm iſt. Gleichwohl beſitzen die ſchönen Geſchöpfe, welche itzt ſo gar beſcheiden ſind, die Gabe, zu lachen und zugleich zu reden, im höchſten Grade. Du ſollteſt nur warten: ſo würden diejenigen, die einander anitzt nicht antworten, einander alle Minuten ins Wort fallen. So ſehr werden ſie ſich ſelbſt unähnlich. Vor einigen Tagen wäre bald ein großes Unglück

glück von ihrem Gelächter entſtanden. Es erhob ſich auf einmal ein ſo entſetzlicher Sturm davon, daß er den Schnupftoback bis auf das letzte Stäubchen in die Luft, und von dar in die zarten Naſen trieb, und ein gefährliches Nieſſen verurſachte. Die Urſache dieſer Erſchütterung ſollen ein paar krumme Beine einer Mannsperſon geweſen ſeyn, welche die einzige Florette durch die Fenſterſcheiben erblickt hat, doch ſagen auch einige, daß man eigentlich keine Urſache wüßte.

Eine allgemeine Bewegung in dem ganzen Pallaſte, machte uns hier aufmerkſam. Wir hörten mit den Thüren ſchlagen; unſre eigene Geſellſchaft verließ das Zimmer, und wir eilten mit ihr in einen großen Saal. Eine erſtaunende Menge Volks von beyderley Geſchlechte zerſtreuete meine Gedanken; meine Führerinn aber entdeckte mir, daß der Verſtand zugegen wäre. Man hatte einige Mühe, ihn unter der Menge zu finden; doch wenn man ihn einmal erblickte: ſo war es auch ſchwer, ihn wieder zu verlieren. Seine Geſtalt war ſehr anſehnlich; ſein Anzug war ſehr reichlich, und zeigte eine männliche Nachläßigkeit. Eine ſittſame Freude

herrſchte

herrſchte in ſeinen Augen, und der Wohlſtand in allen ſeinen Geberden. Ich erblicke ihn bey der Phyllis, welche, da er ſich nach der Seite wendete, mit gröſter Geſchwindigkeit ein Pfläſterchen von ihren Wangen riß. Dieſer Mann, redete meine Freundinn, iſt ſich, durch einen gewiſſen Eigenſinn, eine Zeitlang ſelbſt hinderlich geweſen, in dieſen Palaſt zu kommen. Er hatte zwo Feindinnen, Sie ſind itzo in dem Saale. Betrachte die Weibsperſon in dem Kleide von lauter bunten Bändern, und die andere, welche nach allen Spiegeln ſchielet, und ſich bisweilen ſelbſt die Hand küſſet. Es iſt die Eitelkeit und Eigenliebe. Es iſt wahr: ſie ſind nur Dienerinnen in dieſem Palaſte; allein ſie haben bey beyden Geſchlechtern etwas zu ſagen. Der Verſtand wollte ſie anfangs gar nicht leiden, und drang ſo gar auf ihren Abſchied. Allein er begehrte zu viel; es war nicht eine Perſon, welche ſie nicht beſchützte. Die beyden Aufwärterinnen kannten ihre Gewalt, und machten den Verſtand in allen Geſellſchaften ſo verhaßt und abgeſchmackt, daß man ihn beſtändig von allen Thüren abwies. Endlich ſah er ſelbſt ſeine Uebereilung und die Unmöglichkeit ein, ſie abzu-

ſchaffen. Er ſagte ihnen Schmeicheleyen vor; und ſeine Schmeicheleyen gefallen allezeit. Itzt bedienet er ſich ihrer zu ſeinen Abſichten ſehr glücklich. Sie ſelbſt erleichtern ihm den Zutritt in tauſend Herzen, und man iſt zufrieden, wenn er zugegen iſt.

Der Saal ward von der immer mehr und mehr zunehmenden Anzahl des Volks, immer enger; dennoch bemerkte ich mit Vergnügen, daß keiner den andern hinderte. Der Verſtand gieng bald zu dieſer, bald zu jener Geſellſchaft, und die Mäßigkeit, die er bey verſchiedenen Zeitverkürzungen einführte, machte ſie ſchmackhaft und dauerhaft. Er war gefällig, und man war es wieder. Chloris ſtreichelte in ſeiner Gegenwart ihren Hund mit Kaltſinnigkeit, und Strephon zog ſeine goldene Uhr in einer halben Stunde nur dreymal aus der Taſche. Niemand ſchien über ſeinen Anblick verdrießlich zu ſeyn, als ein gewiſſer alter junger Herr. Meine Führerinn nennte ihn Wortſpiel. Er hat vor dieſem, ſagte ſie, einige Annehmlichkeiten gehabt; und da er ſich ſehr ſtark und auf mancherley Art zu ſchminken weis: ſo gefällt er noch itzo in einigen Zuſammenkünften.

ten. Allein der Verſtand muß nicht zugegen ſeyn. Du ſiehſt, daß er ſich itzt mit den Bedienten unterhält, die ihm doch ſchon verächtlich begegnen. Doch er verdienet nicht, daß wir uns bey ihm aufhalten. Betrachte den Zeitvertreib und die Tugend, welche itzt in der größten Vertraulichkeit beyſammen ſind. Ich war ſo haſtig, dieſes erwünſchte Paar mit meinen Augen anzutreffen, daß ich zu meinem Verdruſſe darüber aufwachte.

Kurz darauf, Sylvander, brachte man mir Ihren Brief. Er beſtärkte mich in dem Entſchluſſe, meinen Traum aufzuſchreiben. Sie können nunmehr zufrieden ſeyn, wenn ich Ihnen einen Monatlang Ihre Briefe nicht beantworte.

Zehenter Brief.

Der Frau von Sevigny an den Grafen von Buſſy *).

Guten Morgen und Glück zum neuen Jahre, mein lieber Vetter. Ich nehme meine Zeit in Acht, Sie nach einem glücklichen Feſte um Vergebung zu bitten, indem ich ihnen zugleich tauſend gute Sachen in dieſem und vielen folgenden Jahren anwünſche. Mich deucht, da ich Ihren Geiſt ſo beſänſtige, ſo werde ich Sie dahin bringen, mir es zu verzeihen, daß ich ſo lange weder an Sie noch an die artige Wittwe **) geſchrieben habe, die ich ſo ſehr liebe. Ich reiſete aus Bretagne den zwanzigſten October, und alſo weit eher als ich gedachte, wieder nach Paris zu kommen. Einen Monath darauf hatte ich das Vergnügen meine Tochter

*) S. Lettres de Buſſy Rabutin T. I. Lett. 161.

**) Die Gräfinn von Colligny, des Grafen von Buſſy Tochter.

ter daſelbſt zu empfangen. Ich habe ſie beſſer gefunden, als da ſie abreiſete; und dieſe Provenciſche Luft, die ſie verzehren ſollte, hat ſie doch nicht verzehret: ſie bleibt immer liebenswürdig, und ich wette, ihr ſehet und ſprechet euch beyde nicht zuſammen, ohne euch zu lieben. Ich habe beſtändig an Sie gedacht, und ich habe tauſendmal geſagt: Mein Gott; ich möchte gerne an meinen Vetter v. Bußy ſchreiben; und ich habe es doch niemals thun können. Bald glaube ich meines Orts, daß es kleine böſe Geiſter giebt, die uns verhindern zu thun was man will, nur um unſerer zu ſpotten, und uns unſere Schwachheit fühlen zu laſſen. Ja, ſie ſind befriediget worden, und ich habe es ſtark genug empfunden. Wir haben hier einen Kometen, der auch ſehr groß iſt; es iſt der ſchönſte Schweif, den man nur ſehen kann. Alle vornehme Leute ſind in Sorgen, und glauben, daß der Himmel, der mit ihrem Unglück ſehr beſchäftiget ſeyn müſſe, durch dieſen Kometen davon Nachrichten giebt. Man ſagt, daß, als der Kardinal Mazarin von den Aerzten verlaſſen worden, ſeine Schmeichler glaubten, man müſſe ſeine Todesſtunde mit einem außerordentlichen Zeichen beehren, und

ſagten ihm, daß ein großer Komet erſchiene, der ihnen Furcht machte. Er hatte noch ſo viel Kraft über ſie zu ſpotten, und ſagte ihnen ſcherzend, daß ihm der Komet zu viel Ehre erwieſe. In Wahrheit, man ſollte eben ſo davon ſprechen wie er; und der menſchliche Stolz macht ſich allzuviel Ehre zu glauben, daß große Dinge unter den Geſtirnen vorgehen müſten, wenn man ſterben ſoll. Mein Stillſchweigen hat mich die Reizungen Ihrer Ueberſetzungen nicht vergeſſen laſſen. Leben Sie wohl, mein lieber Vetter, und leben Sie auch wohl, meine liebe Baſe. Schreiben Sie mir doch bald, was Sie gutes machen. Nun will ich indeſſen mit unſerem Freunde Corbinelli wieder ein wenig plaudern.

Eilfter Brief.

Des
Grafen von Buſſy
an die Frau von Sevigny *).

Wenn ich nicht bereits an unſern Freund Corbinelli geſchrieben hätte, Madam, ſo wüſte ich wohl, was ich Ihnen ſchreiben wollte: Aber Sie ſind ſo oft bey einander, daß ich keine Duplicata zu machen brauche. Er wird Ihnen alſo ſagen, was ich ihm berichte; und ich = ich will Ihnen allein ſagen, daß die Sorgfalt, die Sie für mich während meiner Krankheit getragen, mich dergeſtalt für Sie eingenommen hat, daß nur die Liebe ſtärker ſeyn kann, als das, was ich empfinde. Aber das, was ich empfinde, wird doch gewiß dauerhafter ſeyn, als die Liebe; denn ich werde in meinem ganzen Leben die allerzärtlichſte Freundſchaft für Sie hegen, die jemals möglich iſt.

*) T. I. Lett. 173.

Zwölfter Brief.

Der Frau von Sevigny. an den Grafen von Buſſy *).

Wie glücklich ſind Sie, mein guter Vetter, daß Sie in Ihren Schlöſſern ſind und Ihren Leib ſowohl als Ihren Geiſt, die auf Ihrer letzteren Reiſe ſo ſehr gelitten haben, können ausruhen laſſen! Ich bin bey allen Ihren Leyden empfindlicher geweſen, als ich Ihnen nicht geſagt habe; und was die Sorgfalt bey Ihrer Unpäßlichkeit betrift, ſo bin ich recht glücklich, daß Sie damit zufrieden ſind; denn ich an meinem Theile bin es nicht, und ich hätte Ihnen noch gerne öfters bezeigen mögen, wie ſehr ich über dieſe Vermehrung des Verdruſſes betrübt bin. Es giebt Zeiten in dem Leben, die ſehr ſchwer zu überſtehen ſind: Aber Sie haben einen höhern Muth als andere, und, wie das Sprichwort ſagt: Wem GOtt Creutz zuſchickt, dem giebt er auch Kräfte es zu tragen. Wenn ich

*) T. I. Lett. 174.

ich auf mich ſchlieſſe, ſo weiß ich nicht, wie ſie mich in Ihrem Rabutiniſchen Geſchlechte nicht verkennen. Ich bin eine kleine furchtſame Kreatur, und ich denke zuweilen: Aber wenn ich nun eine Mannsperſon geworden wäre, ſollte ich wohl meinem Hauſe dieſen Schimpf gemacht haben, in welchem Muth und Tapferkeit erblich zu ſeyn ſcheinen? Ich glaube es am Ende nicht, und ich begreife dadurch die Stärke der Auferziehung. Wie das Frauenzimmer Erlaubniß hat ſchwach zu ſeyn, ſo bedienen ſie ſich ihrer Privilegien ohne Gewiſſensangſt; und da man den Mannsperſonen ohne Aufhören vorprediget, daß ſie nur in ſo ferne Hochachtungswürdig wären, als ſie den Ruhm liebten, ſo richten ſie auch dahin alle ihre Gedanken, und das bildet die ganze franzöſiſche Unerſchrockenheit nachdem es das Temperament mehr oder weniger zuläßt. Sehen Sie doch eine Betrachtung, die ich am Ende meines Briefes ziemlich unnöthig finde; aber ich will Sie darüber tröſten, indem ich die Feder unſerem Freunde Corbinelli überlaſſe, der Ihnen alles ſagen wird, was er nur von Neuigkeiten weiß, nachdem ich den Vater und die Tochter werde

umarmet haben mit der Beſchwörung, daß Sie eins dem andern zum Troſte ihres Lebens dienen mögen.

Dreyzehnter Brief.

Des

Grafen von Buſſy an die Frau von Sevigny *).

Sie ſind Schwach Madam, weil man Sie zu Schwachheit erzogen hat. Wären Sie in dem Gedanken ernähret worden, daß Ihre Ehre darinn beſtünde, Männer zu tödten, wie man Sie in demjenigen ernähret hat, Sie nur nicht zu lieben; ſo bin ich verſichert, daß Sie eben ſo tapfer, wie eine Amazonin ſeyn würden. Aber mit alle dem hat doch das Frauenzimmer bey Gelegenheiten eben ſo gut Unerſchrockenheit, wie die Mannsperſonen; und wenn ſie in Ihre Herzhaftigkeit ein Mißtrauen ſetzen, ſo kömmt es nur daher, weil Sie das

*) Lett. 175.

das Schickſal nicht auf die Probe geſetzet hat. Sie haben niemals Widerwärtigkeiten ausgeſtanden, und daher kömmts, daß Sie nicht alle die Tugenden wiſſen, deren Sie fähig ſind. Was mich betrift, Madam, ſo glaube ich, daß ich eben ſo ſchwach, oder ſo zärtlich, wie Sie es nennen wollen, gebohren war als Sie; aber das Kriegeshandwerk, welches ich von meiner erſten Jugend an getrieben habe, und das Verhängnis, in meinem ganzen Leben unglücklich zu ſeyn, haben mich ſo gehärtet, daß ich nichts mehr von dem empfinde, was den meiſten Theil anderer Menſchen niederſchlägt.

Der Vater und die Tochter gehorchen, einander beſtändig zum Troſte Ihres Lebens zu ſeyn, und verſichern Sie auſſerdem, Madam, daß ſie nichts ſo ſehr lieben als Sie.

Vierzehnter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Halten Sie es meinem Herzen zu gute, welches ſich nicht länger zwingen will, daß ich einmal meine Empfindungen aufrichtig

vor Ihnen ausſchütte. Ich ſchreibe Ihnen nicht in der Sprache der Clienten; aber die Hochachtung, die ich für Ihre Verdienſte hege, verlieret nichts dabey. Warum ſollte doch wohl die Ehrerbietung nicht mit der Zärtlichkeit beſtehen können, warum ſollte ſie allein dazu verdammet ſeyn, die froſtigen und leeren Erfindungen des Witzes anzunehmen, in welchen ſich nur der Schmeichler gut ausdrücket, und die einem wohlgebildeten Herzen den grauſamſten Zwang verurſachen? Ihre Größe wird nichts darunter leyden, wenn es auch die Welt wiſſen ſollte, daß ein Menſch ſo vertraut mit Ihnen redet, der keine Patronen ſuchet, und ſich weiter keine Wohlthat von Ihnen ausbittet, als Ihre Liebe. Doch Sie ſind ja weder auf Ihre Titel, noch auf ihren Stand hochmüthig, und alſo werden Sie beydes leicht vergeſſen, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie mir unter dem Namen des Freundes der ehrwürdigſte Mann von der Welt ſind. Aber darf ich mich denn wirklich noch unter Ihre Freunde rechnen? Ach wie ſehr beunruhiget mich dieſer Zweifel! Wie groß wird mein Kummer, wenn mir mein Herz den unangenehmen Dienſt erweiſt, mir Ihre ehemalige Liebe vorſtellet, um

Ihren

Ihren jetzigen Kaltſinn deſto lebendiger zu füh=len! Ich befinde mich denn in einer Gemüthser-niedrigung, die alles übertrifft, was man da=von ſagen kann, ich erſchrecke bey dem Anblick des Leeren, das ſie in meiner Sele zurückläßt. Wie glückſelig ſchätzte ich mich in Ihrer Liebe! Wenn Sie mich zuweilen beſuchten, wenn Sie mich bey unſern Begegnungen mit einer Mine anſahen, die ins Herz gieng, und die mehr ſagte als alle Schmeicheleyen, wenn Sie mei=nen Namen abweſend gerne nennen hörten, und mit Ihrem zufriedenen Geſichte mich lobten, wenn Sie mir mit einem freundſchaftlichen Lä=cheln die Hand drückten, wenn Sie mich auch in ihren liebſten Geſellſchaften vermißten = = Ach was empfand da meine Sele, wenn Sie Ihr Herz, Ihr großes Herz mit mir reden ließen! Dieſe Zeit iſt dahin, dieſe ſchöne Zeit iſt vielleicht auf ewig dahin. Sie beſuchen mich nicht mehr, und das wollte ich Ihren Ge=ſchäften verzeihen; aber Sie ſcheuen gleichſam meine Begegnungen, Sie ſehen mich mit ei=nem furchtſamen Blick an, wenn Sie mich ſe-hen, und da Sie die Verſtellung wenig ken-nen, ſo verrathen Sie bald den Zwang, wenn

Sie

Sie etwas mit mir ſprechen. Es iſt nicht mehr das freye Geſicht, nicht mehr das offene Herz, das Sie auf mich wenden, wenn Sie es auf mich wenden müſſen. Wodurch habe ich doch gegen Sie geſündiget, und was muß man thun, Sie zu verſöhnen? Meine Verfolger haben mich ohne Zweifel bey Ihnen verleumdet, und ſie müſſen ihre Beſchuldigungen ſehr wahrſcheinlich gemacht haben, weil ſie Ihnen ſo glaubwürdig vorgekommen ſind, daß Sie gegen mich haben ſtolz werden können, ſo wie die Tugend gegen das Laſter ſtolz iſt. Ich habe Vermögen und Güter eingebüſſet, mein Ehrgeiz ſtreitet nicht mehr mit dem Schickſal; ich habe den Mangel der Glücksgüter großmüthig ertragen: Nichts war meinen Feinden mehr übrig zu thun, als mir den beſten Freund zu rauben. Nein, das iſt zu viel: hier bricht meine Standhaftigkeit. Ach warum konnten Sie nicht in mein Herz ſehen, daß ich Ihre Freundſchaft nicht um zeitlicher Vortheile willen ſuchte, daß ich in Ihnen nicht Ihren äußerlichen Stand, nicht Ihr Anſehen, nicht Ihr Vermögen andere glücklich zu machen, liebte, ſondern das, was nur allein den großen Mann macht! Ich liebte Ihr erhabe-

nes ädles Herz, das des beſten Freundes werth war. Jetzt ſoll ich ein Feind des Menſchenfreundes ſeyn? Welch ein erſchrecklicher Gedanke! Muß mich dieſes nicht mißtrauiſch in meine Tugend machen, in die Tugend, die ich als das einzige Gut aus allen Stürmen meines Unglückes gerettet habe? Was bleibt mir denn übrig, wenn ich bey meinem Unglücke auch noch laſterhaft bin, wenn ich den einzigen Vortheil entbehren ſoll, wodurch andern mein Unglück mitleydswürdig, und mir ſelbſt erträglich wird? Ach verfahren Sie gelinder mit einem Menſchen, der um Ihrer eigenen Ehre willen gerechtfertiget zu ſeyn wünſchet, weil Sie ihn zum Freunde wählten! Haſſen Sie ihn nicht ehe er ſeines Verbrechens überwieſen iſt! Gönnen Sie ſeiner Unſchuld eine Vertheydigung, wenn Sie es gerne ſehen, daß er unſchuldig ſeyn möchte! Warum wollen Sie mich nicht beſſern, wenn Sie Fehler von mir wiſſen? Ihr Kaltſinn wird mir den Haß aller ehrlichen Leute zuziehen: und was bleibt denn die Welt für mich, die ich nur um ihrentwillen hochſchätze? Schenken Sie mir doch Ihr Herz wieder! Weiter verlange ich nichts von Ihnen. Ich verlange nicht,

daß

daß Sie ſich als ein Patron um mich Mühe geben ſollen, ich habe in meinem praktiſchen Syſtem auf alles entſagt; was nicht gerade und einzig zur wahren Glückſeligkeit führet, und der groſſe Haufe Ihrer Clienten darf nicht ſo viel von mir befürchten, daß Sie mich beneiden oder gar auf die Seite ſchaffen müßten. Ich ſtehe niemand entgegen, und kann andere gerne glücklich ſehen. Wenn Sie es für gut finden, hochzuehrender Herr, mir zu antworten, ſo ſchreiben Sie mir doch alſo, wie ich in Ihrem Herzen ſtehe, und was ich hoffen ſoll: Können Sie mich nicht wieder lieben, (wie traurig iſt dieſer Gedanke!) ſo ſprechen Sie mich doch zum wenigſten von der Schuld frey; denn ich würde mirs in meinem ganzen Leben nicht verzeihen, daß ich jemals den beſten Mann von der Welt beleydiget hätte. Ich bin ꝛc.

N.

Funfzehnter Brief.

Schreiben einer ſterbenden Mutter an ihre Tochter *).

Meine liebſte Tochter,

Du erwarteſt dieſen Brief vielleicht nicht, und ohne Zweifel vermuthet ihn die großmüthige Freundinn auch nicht, der wir beyde ſo viel zu danken haben. Die Zeit kömmt, wo ſie allein deine Mutter und Verſorgerinn ſeyn wird. Die auszehrende Krankheit, die ich ſchon ſo lange mit mir herumgetragen habe, hat wider mein eignes Vermuthen ſo plötzlich überhand genommen, daß ich wohl den letzten Brief an dich ſchreiben werde. Ich fühle den herannahenden Tod, und ich werde nunmehr bald deinem Vater nachfolgen, deſſen Zärtlichkeit du nicht gekannt haſt, und der für mich und dich nur allzufrüh ſtarb. Du weißt es, meine liebſte Tochter, wie ſehr ich dich allezeit geliebt ha-

*) Sammlung vermiſchter Schriften I. B. S. 216.

be. Du biſt das einzige Pfand einer kurzen aber glückſeligen Ehe; du allein machſt mir eine Stunde ſchwer, die nach dem Verluſte des beſten Mannes nichts ſchreckliches für mich gehabt hätte. Unterdeſſen erwarte ich ſie mit einer Ruhe, welche mir die Hoffnung deiner Tugend giebt. Ich danke dem Himmel für mein Schickſal, daß ich in der größten Schwachheit dennoch mit einiger Ueberlegung einer zärtlichen Mutter ſchreiben kann. Ich weiß, daß du weinen wirſt; denn ich weine ſelbſt. Wie köſtlich ſind mir deine Thränen! Sie ſind die größte Belohnung meiner Zärtlichkeit, und der Wehmuth, womit ich die Welt verlaſſe. Ach meine Tochter, wie viel Muth und Standhaftigkeit brauche ich nicht, dieſes zu ſchreiben! Du wirſt weinen, und ich wollte, daß du niemals traurig ſeyn dürfteſt. Wie bekümmert bin ich nicht, wenn ich an deine Thränen denke, denn ich weiß, daß du die Zärtlichkeit von deinem Vater geerbt haſt! Doch ich will ſuchen, ſo ſtandhaft und ſtark zu ſeyn, als mir nur möglich iſt, damit ich nur noch einen recht langen Brief an dich ſchreiben kann. Ich nehme deine Thränen als eine Verſicherung mit in das Grab, daß

du dich in allen Umſtänden deines Lebens an dasjenige erinnern wirſt, was dir deine ſterbende Mutter ſchrieb. Meine vornehmſte Sorge iſt allezeit geweſen, daß Unſchuld und Religion deine vornehmſte Reizungen ſeyn möchten. Ich wußte, daß ſie allein glückſelig machen, und ich weiß, daß du es ſeyn wirſt, wenn du nur ferner ihren Vorſchriften getreu bleibſt. Ja, ich kann zufrieden ſterben.

Du biſt ein Frauenzimmer, mein Kind, und was noch mehr zu ſagen hat, du biſt ein junges Frauenzimmer. Was uns bey der Welt eine wahre Hochachtung verdienen, und ein dauerhaftes Glück geben kann, iſt allein die Unſchuld und Tugend, und wenn wir dieſe verlieren, iſt alles für uns verlohren. Selbſt unſre Reizungen, die uns zu unſerm Unglücke gemeiniglich mehr Bewunderung zuziehen, als die Tugend ſelbſt, werden ohne ſie ein Gegenſtand der Verachtung. Die meiſten Perſonen des männlichen Geſchlechtes haben es in vielen Fällen zu einer Ehre gemacht, die Tugend zu beleidigen; ſie verzeihen ſich alles, und uns verzeihen ſie nichts. Sie verdammen ſich ſelbſt nicht, wenn ſie wirklich Ausſchweifungen begehen, uns ver-

dammen ſie ſchon, wenn ſie nur muthmaßen, daß wir ſie begehen könnten. Es ſcheint, daß unſer Geſchlecht ſelbſt dadurch noch glücklicher ſey, als das männliche, weil viele von uns zum wenigſten durch die Furcht vor der äußerlichen Schande von Vergehungen zurückgehalten werden, wenn die Perſonen des andern Geſchlechtes ſich, ohne die geringſte Scheu vor einer Schande, ihren Ausſchweifungen überlaſſen. Allein wie gefährlich wird uns nicht auch ihre Unverſchämtheit! So ſchnell ſie ſind, uns zu verurtheilen, ſo wenig überlegen ſie, daß es oft nur ihren Nachſtellungen zuzuſchreiben iſt, wenn eine Perſon unſers Geſchlechtes ihren Pflichten ungetreu wird. Wenn ſie uns am meiſten zu verehren ſcheinen, ſind ſie unſre größten Feinde. Was haben ſie nicht alles erfunden, um uns ſo weit zu bringen, daß ſie uns haſſen und verabſcheuen können? Lobſprüche, Liebkoſungen, Schmeicheleyen, Klagen, Seufzer; kurz die Künſte des Laſters ſind nicht zu zählen, die es braucht, um uns unſern größten Reichthum zu entwenden. Sie ſollten ſich ſelbſt alle Mühe geben, uns bey der Tugend zu erhalten, weil uns die Natur für ſie erſchaffen hat;

aber

aber ſo treiben ſie ihre feindſeligen Anfälle auf uns ſo weit, daß ſie uns ſelbſt die Unſchuld zum Verbrechen machen, wenn wir uns nicht von ihnen verführen laſſen wollen. Widerſtehe dem Laſter, ſie werden dich einer übertriebenen Strenge, einer Ungerechtigkeit gegen ihre Liebe, einer Unempfindlichkeit und andrer dir unbekannten Fehler beſchuldigen. Bedenke nunmehr die natürlichen Schwachheiten deines Geſchlechtes, und die Umſtände, worein uns die Tyranney der Männer geſetzt hat. Wir ſind von Natur eitel, oder zum wenigſten ſehr zur Eitelkeit geneigt; unſre Eigenliebe merkt bald, daß wir oft mit unſerm Geſichte, und mit Reizungen gefallen, die wir uns nicht gegeben haben. Sie beredet uns, daß wir von unſrer Geburt an zum Lobe beſtimmt ſind, ohne daß wir nöthig haben, daſſelbe zu verdienen, und darüber vergißt man leicht, daß man durch die Tugend vornehmlich liebenswürdig ſeyn ſoll. Man lenket unſern Verſtand noch in unſrer Kindheit auf Kleinigkeiten und Spielwerke; die gewöhnlichſte Erziehung erhält uns in der Unwiſſenheit, und die wenigſten Frauenzimmer haben Väter, wie du einen gehabt hätteſt, wenn

er dir durch den Tod nicht ſo früh entriſſen worden wäre. Wenn eine Perſon von dem Geſchlechte, vor dem du dich ſo ſehr zu fürchten haſt, Verdienſte erlangt, ſo iſt das Wunder ſo groß nicht. Es iſt ſo ſchwer nicht, Verdienſte zu haben, wenn man Verſtand haben darf. Das iſt aber einem Frauenzimmer nicht erlaubt; ein Frauenzimmer, das Bücher lieſt, durch die es ſeinen Geiſt heiter machen, ſein Herz beſſern und die Schönheit der Tugend kennen lernen will, iſt darum in den Augen des groſſen Haufens lächerlich. Darum ermahnte ich dich, meine Tochter, als du noch bey mir wareſt, ſo oft, deinen Zuſchauer, Aufſeher und andere ſolche Schriften keinen Menſchen ſehen zu laſſen, und dich niemals zu verrathen, daß du ſie läſeſt. Das andere Geſchlecht hat Freunde, oder kann Freunde ſuchen, und was kann uns in der Treue gegen die Tugend unveränderlich machen, als die wahre Freundſchaft? Wo ſoll aber ein Frauenzimmer Freunde ſuchen? Unter dem männlichen Geſchlechte? Ich habe dir es oft geſagt, mein Kind, daß es die Welt für ein Verbrechen gegen unſre Tugend anſieht, wenn wir einen Freund haben, der nicht unſer declarir-

clarirter Liebhaber oder Bräutigam iſt. Du darfſt von deinem Geſchlechte vielweniger hoffen, daß du Freundinnen darunter finden werdeſt. Die gemeine Erziehung gewöhnt uns gar frühzeitig zur Eiferſucht gegen einander; man lehrt uns, daß wir andere Frauenzimmer übertreffen, wenn wir ſchöne ſind, oder einen beſſern Putz haben, als ſie. Die Freundſchaft kann alſo unmöglich mit der Eitelkeit beſtehen.

Du biſt ſchön meine Tochter, und du haſt von der Natur Reizungen empfangen, die für dich gefährlich ſeyn würden, wenn du in den Jahren, wo ſich die erſte Eitelkeit regt, lieber die Lehren des Spiegels, als den Unterricht deiner Mutter angehört hätteſt. Ich ſage dir, was dir Schmeichler und Leichtſinnige unzähligemal ſagen werden, damit es keinen Eindruck bey dir mache, wenn ſie es ſagen. Wenn du nur meine Augen, und meine erſterbenden Lippen noch einmal ſehen ſollteſt! Man lobte ſie auch einmal. Wie würde dich der Anblick wider alle Schmeicheleyen waffnen, die man dir deiner Reizungen wegen machen wird! Es iſt traurig meine liebe Tochter, was ich ſage, es iſt ſehr traurig; vielleicht wirſt du in deinem

Leben keinen Menſchen mehr ſo von der Schönheit reden hören; aber itzt redet eine Mutter mit dir, welche dich liebt und verlaſſen ſoll. Du kannſt dich freuen, daß du ſchön biſt, ſo lange du tugendhaft bleibeſt; denn die Schönheit iſt ein Geſchenk des Himmels; aber wenn du irgendwo bey einer Perſon deines Geſchlechts eine größre Tugend bemerkſt, als die deinige iſt, ſo glaube, daß ſie mehr Annehmlichkeiten beſitzt, als du. Sie iſt ſchöner, weil ſie tugendhafter iſt.

Du wirſt, wenn du meinen Tod beweint haſt, künftig unter deinen Anverwandten und in Geſellſchaften erſcheinen müſſen, und alsdenn werden ſich die Gefahren hervorwagen, die ſich zeither etwa noch verborgen gehalten haben. Du wirſt Frauenzimmer ſehen, die ihren einzigen Ruhm darinnen ſuchen, daß ſie von einer Menge falſcher Liebhaber umringt werden. Dieſe Betrüger werden dir vielleicht auch ſagen, daß du liebenswürdig biſt, weil dein Geſicht jung iſt; ſie werden dir ſchmeicheln und dich eitel machen wollen, weil ſie eitel ſind; ſie werden dich verſichern, daß ſie dich lieben; aber es iſt ihre Abſicht nur, einen Triumph ihrer Eitelkeit aus

dir

dir zu machen, wenn du ihren verrätheriſchen Schwüren glaubſt. Sie werden ſuchen, ihren Stolz zu befriedigen, um dich alsdann verachten zu können. Nichts iſt gefährlicher für die Tugend, oder welches einerley iſt, für die Glückſeligkeit eines Frauenzimmers, als die Begierde nach Eroberungen. Sie nehmen mit den Reizungen ab, und eine Perſon, die dieſes eingebildete Vergnügen nicht verlieren will, verliert gemeiniglich nicht allein dasjenige, das alle Jahre durch dauert, ſondern muß auch tauſend niedrige Künſte gebrauchen, das eingebildete zu erhalten, und endlich hört alle Einbildung einmal auf. Das ſchlimmſte iſt, daß es zu unſrer Zeit nicht genug iſt, ſchön oder artig zu ſeyn, wenn man ja die eitle Freude verlangt, von einem Schwarme Anbeter bewundert zu werden. Die Welt hat ſo verderbte Augen, daß ſie von der Schönheit nicht gerührt werden, wenn ſie nicht durch ein gewiſſes freches Anſehen belebt wird, das man mit einem ehrlichern Namen Freyheit nennt. Es iſt ſo weit gekommen, daß man ſich zum wenigſten ſchämt, tugendhaft zu ſeyn, wenn man auch noch durch die Natur oder die Erziehung zurückgehalten wird, ſich dem

Laſter ohne Bedenken aufzuopfern. Wollteſt du ein Mittel zwiſchen der Tugend und dem Laſter treffen, Anbeter haben, ohne deiner Unſchuld abtrünnig zu werden, ſo würde ſelbſt deine Eitelkeit nichts dabey gewinnen. Deine Liebhaber würden dich nach und nach aus Verdruß, daß ſie ihre Abſichten nicht erreichen, verlaſſen, und doch allezeit die Welt bereden, daß ſie dich verließen, weil ſie ihres Glückes überdrüßig wären. Endlich kommen die Jahre, wo die Welt ungewiß wird, ob man noch jung iſt, oder alt wird. Nunmehr iſt der Triumph deiner Eitelkeit vorbey; dein Herz hat ſich an ein ſo flüchtiges Vergnügen gewöhnt; das Verlangen bleibt zurück, und zugleich kommt der Verdruß darüber, daß es nicht befriedigt werden kann. Allein, wie ſollſt du den Ungeſtümen entgehen, welche oft ſo unverſchämt ſind, daß ſie ſich die Strenge, womit ein Frauenzimmer über ſeine Pflichten wacht, nicht abſchrecken laſſen? Du darfſt dich dafür nicht fürchten, du darfſt ihnen auch nicht misfallen wollen. Du darfſt ſie nicht einmal mit Verachtung beſtrafen. Dein Unwille und deine Verachtung wären ſchon zu viel Ehre für ſie;

denn

denn du müßteſt ſie wahrgenommen und ihre Beleidigung empfunden haben. Du biſt ſicher genug vor ihnen, wenn du ihnen nur nicht gefallen willſt, und die Eitelkeit ſolcher eigennüzzigen Bewunderer von uns wird nicht mehr gedemüthiget, als wenn man alle die Anſtalten nicht merkt, die ſie wider unſer Herz machen. Das erſtemal ſchreckt ſie freylich ein ſolches Bezeigen nicht; ſie halten es für eine angenommene Zerſtreuung und für eine heimliche Aufmunterung; ſie bilden ſich ein, daß man ihre Unternehmungen nicht ſehen möge: damit ſie dieſelben wiederholen und verdoppeln ſollen. Aber wenn ihre Einbildung noch einmal oder zweymal widerlegt wird, ſo hören ſie entweder aus Verdruß oder aus Eitelkeit auf, uns zu verfolgen. Vielleicht triffſt du einige an, die ſo gar unverſchämt ſind, daß ſie dich offenbar zu beleidigen ſich unterfangen. Aber wiſſe, meine Tochter, daß die Tugend gewiſſe Blicke in ihrer Gewalt hat, vor welchen das frechſte Laſter zittert. Du haſt, wie ich hoffe, nicht nöthig, dir alsdann Mühe darum zu geben; denn ich habe dich von deinen erſten Jahren an zur Tugend zu erziehen geſucht, ſo, daß dir nunmehr

mehr ſolche Blicke im Nothfalle natürlich ſeyn müſſen.

Alles das ſage ich nicht, meine liebſte Tochter, um dir einen Widerwillen gegen die Liebe beyzubringen. Nein, mein Kind, ich will dein Herz nicht unempfindlich, ſondern nur vorſichtig machen. Nach der Tugend können wir durch nichts glückſeliger werden, als durch eine vernünftige und ädle Liebe, und ein Frauenzimmer würde ſehr zu beklagen ſeyn, wenn es ſich dazu gar keine Hoffnung machen könnte. Ich habe der tugendhaften Liebe den Genuß ſo vieler Glückſeligkeiten zu danken, daß ich mich für keine Mutter halten würde, wenn ich dir dieß Glücke nicht auch wünſchte. Ich habe die Zärtlichkeit deines Vaters nur eine kurze Zeit genoſſen; aber ich hätte das Andenken davon mit dem Beſitze aller Reichthümer nicht vertauſcht. Ich glaube, daß die Mütter, welche ihre Töchter ſo ſehr vor der Liebe warnen, ſehr unverſtändig handeln; doch vielleicht ſind die meiſten zu entſchuldigen, weil ſie in ihrer Liebe unglücklich geweſen ſind. Aber, meine Tochter, ſo groß das Glück iſt, auf eine ädle und zärtliche Art geliebt zu werden, mit einem getreuen und groß-

müthi-

müthigen Gefährten des Lebens vereinigt zu ſeyn, der dich liebt, weil er dich hochachtet, der dir ſein Herz giebt, nicht ſowohl darum, weil du einige Reizungen beſitzeſt, ſondern weil du tugendhaft und unſchuldig biſt; ſo ſelten iſt dieſes Glücke auch. Das kömmt daher, weil die Redlichkeit und Großmuth unter dem männlichen Geſchlechte ſo ſeltne Tugenden ſind. Man liebt und heyrathet in der Welt, nicht um die Freuden zu erlangen, welche aus einer gemeinſchaftlichen Freundſchaft, Gutherzigkeit, Dienſtfertigkeit und Großmuth und Zärtlichkeit herfließen; man ſchließt Ehen, um reicher oder vornehmer zu werden, als man iſt. Aber das ſind die Güter nicht, die du in einer glücklichen Ehe ſuchen ſollſt. Die wahre Glückſeligkeit liebt die Stille, und haßt das Geräuſche. Die Tugend hat alles, was ſie ſich wünſchen kann, wenn ſie ſich einer andern Tugend mittheilen kann. Es werden ſich Perſonen finden, welche ſich um dein Herz Mühe geben; alsdann, mein Kind, biſt du in der größten Gefahr. Laß dein Herz ja von keinem äußerlichen Scheine verführt werden, und ſage es dir immer vor, daß du nicht glücklich ſeyn kannſt, wenn du

nichts

nichts mehr als eine reiche oder wohlgekleidete Sklavinn wirſt. Wenn du in ſolchen Umſtänden einen Rath verlangſt, ſo verlange ihn niemals von deinen Augen, ſondern von deiner Vernunft und Tugend. Deine Wahl kann dir alsdann nicht ſchwer werden. Gieb dein Herz demjenigen, welchen du wegen ſeiner eigenthümlichen Vollkommenheiten vor andern am höchſten ſchätzeſt, und das wird allezeit derjenige ſeyn, der dir die ſicherſten und zuverläßigſten Proben giebt, daß er an dir deine eigenthümlichen Verdienſte am meiſten hochachtet und liebt. Die Tugend, die dir ein Herz gewonnen hat, wird es auch gewiß zu erhalten wiſſen, und eine wahre Zärtlichkeit iſt ſo unerſchöpflich an Freuden, daß ihre Menge, Veränderung und Mannichfaltigkeit den Ueberdruß gewiß entfernen wird, welcher ſo viele unglückliche Ehen begleitet.

Sollte dir der Himmel das Glück aufgehoben haben, eine zärtliche und geliebte Gattinn eines rechtſchaffenen Mannes zu ſeyn, ſo haſt du vielleicht auch die Freude zu hoffen, eine ſo glückſelige Mutter zu werden, als ich bin. Das kannſt du aber nicht werden, ohne die Pflichten

aus=

auszuüben, die ich, ſo viel mir möglich geweſen iſt, allezeit zu erfüllen geſucht habe. Wann man Freude an ſeinen Kindern ſehen will, ſo muß man ihre Mutter und nicht ihre Tyranninn ſeyn. Das iſt nicht genug, wenn ſie wiſſen, daß du ſie unter deinem Herzen getragen haſt; das mußt du noch mehr thun und ſie überreden, daß du ſie liebſt, ohne ihnen zu ſchmeicheln. Dieſe Ueberredung wird dir ihr Herz gewinnen. Sie werden das Anſehen, das du über ſie behaupteſt, nicht als ein verhaßtes Recht der Natur oder des Alters, ſondern als eine Wirkung deiner Liebe zu ihrem Beſten anſehen. Wenn du ihre jungen Herzen zugleich erkenntlich und zärtlich machſt, indem du ſie unterrichteſt, ſo wird das Vergnügen, das ihnen die liebreiche Art deines Unterrichtes erweckt, ihnen ſehr bald die Lehren ſelbſt anmuthig machen. Du wirſt ſie ohne Ungedult und ohne die Lebhaftigkeit des Temperaments beſtrafen, die ſich in die Verweiſe und Beſtrafungen ſo vieler Aeltern miſchen, und ſie dadurch ſo ſchädlich machen, daß ſie, anſtatt einen Fehler auszurotten, durch das böſe Beyſpiel, das ſie geben, zehn andere noch größre Fehler in ihren Kindern hervorbringen.

Das

Das Vertrauen, das Kinder zu ihren Aeltern haben, macht, daß ſich ihre natürlichen Fehler hervorwagen, die ſich hingegen, wo nur Furcht ohne Liebe iſt, in dem Innerſten ihrer Herzen ſo lange verborgen halten, als ihre Tyrannen gegenwärtig ſind. Wenn ſie es wiſſen und empfinden, daß ſie geliebt werden, ſo ſcheuen ſie ſich, Fehler zu begehen, weil ſie ſich fürchten, liebreiche Aeltern damit zu betrüben. Sie werden ihre Liebe nicht aus dem Geſichte verlieren, und das wird ihr eigenes Herz in Ehrfurcht erhalten. Sie werden niemals mit ſich ſelbſt zufrieden ſeyn, wenn man es ihnen ſagt, daß ihre zärtliche Mutter, oder ihr liebreicher Vater nicht mit ihnen zufrieden ſeyn kann. Das ſind nicht die gewöhnlichſten Grundſätze einer guten Erziehung. Ein Vater, wie der deinige auch war, hat mich nach denſelben erzogen, und er ertheilte mir vor ſeinem Tode das Lob, das ihm mehr, als mir gehörte, daß er meinetwegen unbekümmert ſtürbe. Wie freue ich mich, meine liebſte Tochter, daß der Nutzen dieſer Vorſchriften durch die Erfahrung an dir bis hieher beſtätigt worden iſt! Ich kann meinem Herzen die Freude nicht verſagen, deinem Gehorſame

und deiner Liebe zu mir dieſes leʒte Lob zu geben. Dieſer fröliche Gedanke macht mir mein Ende, wo nicht ganz ruhig, doch zum wenigſten nicht ſo ſchwer und ſchrecklich, als es mir ſonſt geweſen ſeyn würde.

Du wirſt tauſend Thränen vergießen, meine zärtliche Tochter, und ach! wie viel hat ſich mein Herz nicht Gewalt anthun müſſen, alles dieſes zu ſchreiben! Mein Leben iſt nach dem Abſterben des zärtlichen Mannes nichts als ein langwieriger Tod geweſen. Die heimliche Krankheit, die meinen Leib ohne Hülfe nach und nach ausgetrocknet hat, hat mir nicht einmal den Genuß der unſchuldigen Ergeʒlichkeiten dieſes Lebens zugelaſſen. Ich habe kein andres Vergnügen gehabt, als die Freude, dich zu erziehen, und ſeitdem du in dem Hauſe unſrer großmüthigen Freundinn biſt, Briefe von ihr und von dir zu erhalten. Dein Frühling wird vergehen, dein Sommer wird kommen, und vergehen, du wirſt alt werden, und alsdann wird Tugend und Religion ſelbſt in den Augen der Welt deine verlohrnen Reizungen erſeʒen, wenn du dieſe beyden Vollkommenheiten aus deiner Jugend mit in das Alter herüber ge-

bracht haſt. Die meiſten deines Geſchlechtes bringen ihre Jahre mit Kleinigkeiten zu, die ihrer Eigenliebe ſchmeicheln; ſich anzukleiden und wieder umzukleiden, Beſuche zu geben, und anzunehmen, Moden zu erfinden und erfundne zu beurtheilen; das ſind alle ihre Beſchäftigungen. Zwölf Jahre ſpielten ſie mit ihren Puppen, und zwanzig oder dreyßig Jahre ſpielen ſie mit ſich ſelbſt. So lange die Jugend währt, können ſie vielleicht ihre Zufriedenheit darinnen finden, weil ſie alle dieſe Beſchäftigungen nur vornehmen, um geſehen zu werden. Wenn aber dieſe Zeit vorbey iſt, wenn man ſie nicht mehr ſieht, oder nicht mehr ſehen will, wenn man ſie verlacht, daß ſie ſich lange am Putztiſche verweilen, und die Geſellſchaften noch aufmerkſam auf ſich machen wollen, ſo verändert ihre Eitelkeit den Gegenſtand, und will nunmehr aus Verdruß, daß ſie der Erde nicht mehr gefallen kann, dem Himmel gefallen. Das iſt aber die Religion nicht, die das Alter und den Tod angenehm machen, und dein Gemüthe mit Licht und Zufriedenheit erfüllen kann. Du haſt mich geliebt, meine liebſte Tochter, und deine Liebe giebt mir die gewiſſe Hoffnung, daß meine Lehren beſtändig in deinem Gedächtniſſe

blei-

bleiben werden. Ich darf dich nicht bitten, zu mir zu eilen. Vielleicht giebt mir der Himmel den Troſt, daß du mit deinen Händen meine brechenden Augen zudrücken kannſt. Ich habe an deine theure Tante einen Brief beygelegt, worinnen ich ſie erſuche, mit dir zu kommen, wenn es ihre Umſtände zulaſſen. Wie ſehr liebe ich ſie, und mit welcher Zärtlichkeit will ich ihr meine Dankbarkeit für die Liebe bezeigen, die ſie dir erweiſt. Ich beklage mich über die Vorſehung nicht, daß ſie mir kein längeres Leben giebt; aber ich werde ihr noch ein Glück mehr zu danken haben, wenn er mir mein Leben noch ſo lange friſtet, bis ich dich, meine liebſte Tochter, und unſre großmüthige Freundinn noch einmal umarmet habe. Ich zweifle faſt daran; allein wenn ich auch eher ſterbe, ſo ſterbe ich doch mit der Zuverſicht, daß meine Tochter nicht unglücklich ſeyn kann, weil der Himmel den Gehorſam und die Liebe der Kinder allezeit belohnt hat. Ich ſegne dich vielleicht zum letztenmale und bin auch im Tode

Deine zärtliche Mutter
S.

Sechzehnter Brief.

Einer von meinen Freunden hat mir berichtet, daß Sie gern einen Menſchen möchten kennen lernen, von dem ich Ihnen vielleicht allein die wahrhafteſte und vollſtändigſte Nachricht geben kann. Und damit Sie etwa nicht durch eine fremde und falſche Abbildung betrogen werden; ſo will ich ſie Ihnen hiemit ſelber mittheilen, ſo gut ich ſie weiß; ich will mich bemühen, ſie nach dem Leben zu mahlen. Der Menſch alſo, dem Sie Ihre Freundſchaft zugedacht haben, iſt nach ſeiner Leibesgeſtalt eben nicht ſehr anſehnlich gebildet; ſein ziemlich offenes Geſichte aber ziehet ſich beym erſten Anblicke viel Vertrauen zu, und verſpricht diejenige Sele, die er wirklich beſitzet. Er nimmt zuweilen eine Miene an, die uns ſtutzig macht, wenn wir ihn noch nicht kennen; ſie ſcheinet eine Liebe zur Spötterey zu verrathen, und ich glaube, ſie iſt ihm ſelber größtentheils unbekannt; ſie entdeckt ſich wenigſtens oft, wo man doch verſichert ſeyn kann, daß er gewiß keinen Trieb zum Spotten hat; ob es gleich allerdings

lerdings wahr iſt, daß er in der Beurtheilung des Lächerlichen von einer kleinen unſchuldigen Spötterey eben kein Feind iſt. In ſeinem Geſichte herrſchet etwas Melancholiſches, das bey aller ſeiner Frölichkeit dennoch durchſcheinet; und er kann überhaupt nicht lange anhaltend frölich ſeyn, wenn er auch ſchon nicht mißvergnügt iſt. Er gefällt ſich oft ſelbſt am beſten in ſeiner Melancholie, aber er ſorget dafür, daß er ſie andern in der Geſellſchaft nicht beſchwerlich macht. In ſeinen Manieren herrſchet ſehr wenig von dem, was man Welt nennet, aber er bemühet ſich nichts pedantiſches blicken zu laſſen, noch affectirt zu ſeyn. Er iſt etwas furchtſam: Wenn er Beſuche giebt oder annimmt, dabey der Wohlſtand Ceremonien fordert, ſo ſcheinen ſeine Reden eben ſo zerſtreut und gezwungen, als ſeine Manieren froſtig zu ſeyn, und wenn der Beſuch kurz iſt, ſo lernt man nicht ihn ſelbſt, ſondern einen ganz fremden Menſchen kennen: Er gewinnt hergegen viel bey denen, die ſich durch dieſen erſten Uebelſtand nicht abſchrecken laſſen, ſobald die Unterredung freyer wird. Ueberhaupt iſt er keiner von denen, die man gleich das erſtemal in ihrer ganzen Geſtalt erblicket,

und daher entgehen ihm vielleicht manche Freunde. An Witze fehlt es ihm nicht; aber er will erſt aufgemuntert ſeyn, wenn er ſich wirkſam beweiſen ſoll, und wenn ihn ſeine Hypochondrie überfällt, ſo trauet man ihm dasjenige nicht zu, was er leiſtet. Er ſcherzet zuweilen recht gerne, wenn er unter wenigen guten Freunden iſt, es fehlet ihm auch nicht an Einfällen, und er würde wohl oft der Sache zu viel thun, wenn ihn nicht ſeine natürliche Niedergeſchlagenheit mäßigte. Seine Empfindungen ſind ſehr lebhaft; aber er mag ſie lieber ſchreiben, als ſagen. Sein Herz iſt ohne Tücke und Verſtellung, und verräth ſich leicht. Er erweiſet andern gerne Gefälligkeiten, und er betrübet ſich, wenn er unglückliche Leute ſiehet, denen er nicht helfen kann. Von der Liebe hat er nicht viel zu befürchten; er ſuchet die Gelegenheiten eben nicht ſorgfältig, mit Frauenzimmern in Geſellſchaft zu ſeyn; aber wenn er ſich mit einem artigen Frauenzimmer unterredet, ſo ſcheinet er ſehr verliebt. Es hält ſchwer, ſein Freund zu werden, weil ihn die Erfahrung fürſichtig gemacht hat; aber hat er erſt einen Freund erworben, ſo ſchonet er ihn ſehr, er liebt ihn mit Beſtän-

ſtändigkeit, ja ſogar mit einiger Eiferſucht. Er kann nicht lange im Geräuſche einer Geſellſchaft aushalten, wobey einiger Zwang iſt. Er macht ſich mit ſeiner Wiſſenſchaft nicht groß; er ſpricht in den meiſten Geſellſchaften wenig, und diſputiret noch viel weniger, ſobald er merket, daß es auf eine Eitelkeit hinauslaufen ſoll; er läßt einem jeden gern ſeine Meynung; aber er erhebt ſich insgemein mit ſeinem Urtheile glücklich, ſobald man ihn erniedrigen will. Er ſchmeichelt nicht gerne, und läßt ſich eben ſo wenig gerne ſchmeicheln; ob er gleich für das Lob viele Schwäche hat, wenn es ihm von der rechten Seite gegeben wird. Er überſiehet eine Sache ſehr bald, und ob er gleich etwas träge iſt, ſo kann er doch in einer Stunde mehr thun, wenn er will, als andere in zweyen. Sein Gedächtnis iſt ſehr ſchwach, und ſeine Stimme eben nicht ſonderlich angenehm, noch ſtark; daher iſt er wohl nicht zum Redner gebohren. Sein Temperament iſt nicht für den Geiz erſchaffen; er lebt mit ſeinen mittelmäßigen Umſtänden zufrieden, und wenn er nach dem heimlichen Wunſche ſeines Ehrgeizes nicht glücklich genug iſt; ſo begehet er doch nicht leicht Niederträch-

 tigkeiten

tigkeiten eines Clienten; Er ſuchet von dem Glücke unabhängig vergnügt zu ſeyn. Er iſt ein bischen eigenſinnig, aber wenn er will, ſo kann er es ziemlich verbergen. Er iſt auch etwas auffahrend, und kann in der erſten Hitze eine Uebereilung begehen; aber er weiß ſich unvermuthet ſehr zu mäßigen, die Vernunft verläßt ihm in den gröſten Verwirrungen nicht ganz, und er verzeihet gerne. Sehen Sie, das iſt die Abbildung des Menſchen, nach dem ſie ſich erkundiget haben. Sollte er es nun noch verdienen, Ihr Freund zu werden? Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Siebenzehnter Brief.

An das Fräulein von M * * *.

Von der Natur der Liebe *).

Sie verlangen, gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen als ein Philoſoph erklären ſoll, was die Liebe ſey, wie mancherley Arten derſelben es gebe, und worinn ſie ſich von der Freundſchaft unterſcheide. Es iſt billig, daß Sie

*) Mr. de *Vattel* dans le Loiſir philoſophique p. 163.

Sie eine Sache deutlich kennen, die Ihnen ihre ſchönſte Wirklichkeit zu verdanken hat: Würde es nicht auch eben ſo billig ſeyn, daß Sie es durch Sich ſelbſt möchten kennen lernen? Sie wiſſen, daß die neuern Philoſophen vor allen Dingen die Erfahrung anpreiſen. Aber dieſe kömmt Ihnen gar zu gefährlich vor; und weil Sie es denn lieber mit dem Schläfrigen einer Abhandlung wagen wollen, als mit den Gefährlichkeiten der Erfahrung, ſo werde ich meine Betrachtung abkürzen müſſen, wenn ich ſie nicht anmuthig machen kann. Wehe dem, der ein liebenswürdiges Frauenzimmer ermüdet, wenn er mit ihr von Liebe ſpricht.

Der Ausdruck Liebe iſt zweydeutig; er bedeutet einmal überhaupt ſo viel als eine Handlung zu lieben, es geſchehe nun auf welche Art es wolle: So ſagt man, die Väterliche Liebe, die Liebe des Nächſten u. ſ. w. Aber das Wort iſt im genaueren Verſtande dazu geheiliget, jene Leydenſchaft anzuzeigen, die ein Geſchlecht für das andere empfindet; jene oft flüchtige Bewegungen, die die Schönheit hervorbringt; jene zärtliche Zuneigung, die das Verdienſt einflöſet und unterhält; jene gänzliche Ergebung,

die Sie ſich nicht verbunden halten mit Gegenliebe zu belohnen; mit einem Worte, dieſe Empfindung, von welcher ich Ihnen, an ſtatt eines Liebhabers, nur als ein trauriger Philoſoph ſchreiben ſoll.

Die Liebe iſt überhaupt diejenige Leydenſchaft, welche ein Gegenſtand in uns erreget, in welchem wir etwas bemerken, das uns gefällt. Nun aber gefällt uns eine Sache, wenn ſie uns die Empfindung giebt, die man **Vergnügen** nennet. Und wie man mit Grunde behauptet, daß das Vergnügen nur bey dem Anblicke einer Vollkommenheit in uns entſtehet, ſie ſey nun wahr oder ſcheinbar, ſo können wir auch daraus ſchließen, daß wir nur diejenigen Dinge lieben, in welchen wir etwas vollkommenes bemerken, oder doch zu bemerken glauben. Das iſt der gemeinſchaftliche Urſprung aller Gattungen der Liebe. Aber dieſe Neigung der Seele iſt überaus mannigfaltig, nach der verſchiedenen Natur der Gegenſtände, die ſie erregen. Wir können lebendige Weſen, und lebloſe Dinge lieben.

Die Liebe, die wir für ein lebendiges Weſen hegen, für ein menſchliches Geſchöpfe, beſtehet

ſtehet in der Bereitwilligkeit unſerer Sele, aus der Glückſeligkeit dieſes Weſens Vergnügen zu ſchöpfen. Bis hieher, gnädiges Fräulein, kann ich mich noch auf Ihre eigene Erfahrung berufen. Prüfen Sie Ihr Herz; was bemerken Sie in ſeinen Empfindungen für einen Vater, für eine Mutter, für eine Freundinn? Sie ſind voller Freuden bey dem Anblick ihrer Glückſeligkeit; Sie wünſchen eifrig dieſelbe dauerhaft zu ſehen; Sie kennen kein rührenders Vergnügen, als ſie zu befördern, und Sie arbeiten daran mit deſto größerem Eifer, je mehr Sie ſie lieben. Hergegen betrüben Sie ſich über das Böſe, das ihnen begegnet, und Sie verſäumen nichts, ſie davor ſicher zu ſtellen. Alles dieſes iſt nur eine Folge von dieſer Verfaſſung Ihrer Sele, die Sie aus ihrer Glückſeligkeit Vergnügen ſchöpfen läßt. Ich habe alſo Grund zu ſagen, daß die Liebe in eben dieſer Selenbeſchaffenheit beſtehet. Sie wird mit Ihnen gebohren, entweder von den Banden des Geblüts, die Ihnen einen Vater und eine Mutter gleichſam als Theile Ihrer eigenen Perſon vorſtellen, oder von der Erkenntlichkeit, oder auch endlich von Etwas, das Ihnen an einer

ner andern Perſon gefallen hat, und das Sie bewogen, ihre Freundinn zu ſeyn.

Die Liebe gegen lebloſe Geſchöpfe iſt nichts anders als eine Bereitwilligkeit der Sele, daraus Vergnügen zu ſchöpfen. Sie können alle Tage beobachten, daß Sie etwas Lebloſes lieben, ſobald Sie darinn etwas bemerken, das Ihnen Vergnügen giebt, oder das Sie dazu für fähig halten. So ſagen Sie z. E. ich liebe die Muſik, weil Sie bey einem Concert Vergnügen empfinden.

Aus dieſen zwo Arten von Liebe iſt diejenige zuſammengeſetzt, die zu gleicher Zeit ſo ſehr gefürchtet und ſo ſehr geprieſen wird, dieſes reizende Band der zwey Geſchlechter; dieſe Empfindung, welche Sie, ohne es zu wollen, ſo leicht verurſachen.

Sie verwundern ſich ohne Zweifel über das, was ich Ihnen da ſage; Sie vermuthen wohl nicht ſo geliebet zu werden, wie man die lebloſen Dinge liebet. Machen Sie ſich keine Sorge, gnädiges Fräulein; dieſe letzte Gattuug von Liebe wird nur allezeit den geringſten Theil an den Empfindungen haben, welche Sie einflöſen. Aber ſie darf doch auch nicht ganz davon ausge-

ſchloſſen

ſchloſſen ſeyn. Wenn Ihre Sele, denen die ſie kennen, die reinſte Zärtlichkeit einflößen muß; wenn man ſich nicht entbrechen kann, an der Glückſeligkeit dieſes gerechten, gütigen, großmüthigen Herzens Theil zu nehmen, deſſen liebenswürdige Ehrlichkeit und zärtliche Feinheit ſo rührend ſind; wird es denn da nicht erlaubt ſeyn zu bemerken, daß Sie auch einen Körper haben, und wird es nicht natürlich ſeyn, aus der Betrachtung ſeiner Annehmlichkeiten Vergnügen zu ſchöpfen, ja ſogar zu denken, daß man noch weit mehr Vergnügen davon empfinden würde, wenn Sie wollten!

Ich ſage noch mehr, gnädiges Fräulein: man liebet ſelbſt Ihre Sele nach dieſen zwo Arten. So weit ſie einer Glückſeligkeit fähig iſt, ſo nimmt man Theil an ihrer Wohlfarth, man freuet ſich darüber: Aber man ſiehet ſie auch als geſchickt an, durch die Feinheit ihrer Empfindungen, durch ihre Tugenden, durch die Reizungen ihrer Geſellſchaft, Vergnügen zu geben; und man liebet ſie um dieſer Vergnügungen willen, die ſie verſchaffet. Daher kömmts, daß einige eine neue Gattung der Liebe ausgedacht haben, die ganz von den Sinnen abgezogen iſt,

und die man die Platoniſche Liebe nennet. Das iſt die Liebe der reinen Intelligenzen: Aber bey den Menſchen erfordert die Liebe etwas mehr, und dieſe Liebe iſt nichts anders als eine lebhafte und zärtliche Freundſchaft. Sie iſt von der gewöhnlichen ordentlichen Freundſchaft nur im Grade der Heftigkeit unterſchieden. Denn wenn wir unſere Freunde glücklich zu ſehen wünſchen, ſo iſts gewiß, daß wir ſie auch lieben, um der Vergnügungen willen, die ſie uns durch ihre Gegenfreundſchaft, durch die Anmuth ihres Umgangs, und durch ihre Gefälligkeiten empfinden laſſen.

Ein Liebhaber wird ohne Zweifel von den Vollkommenheiten gerühret, die er in der Sele ſeiner Liebſten entdecket; ſie geben ihm ein reines und köſtliches Vergnügen: Darum liebet er ſie, darum wünſchet er mit ſo vieler Hitze ihre Wohlfarth, darum kann er ſie nicht glücklich ſehen, ohne ſich lebhaft darüber zu freuen. Aber er liebet auch ihren Körper, weil er davon Vergnügen empfängt oder erwartet. Das iſts, was ihn von dem zärtlichen und vollkommenen Freunde unterſcheidet. Die erſte von dieſen Empfindungen, ohne die zweite, iſt alſo nur

eine zärtliche Freundſchaft; die zweite allein, iſt eine viehiſche wilde Leydenſchaft, die den Menſchen unanſtändig iſt: Beyde zuſammengenommen in ihrer Vereinigung machen die Liebe aus. Aber aus ihren verſchiedenen Vermiſchungen, aus den verſchiedenen Portionen, nach welchen ſie dieſe angenehme und gefährliche Compoſition ausmachen, entſtehen ihre verſchiedene Arten, welche ich Ihnen nun leicht werde erklären können.

Wenn die Liebe der Selen dergeſtalt in dem Herzen herrſchet, daß ſie allein es zu bewegen und alle ſeine Triebe zu regieren ſcheinet, ſo iſt das eine reine und ädle Liebe, mit einem Wort, die wahre Liebe. Aber die Liebe des Körpers verlieret ihre Rechte nicht, ob ſie ſich gleich anfänglich nicht kund giebt; die Natur hat ſie gar zu gut feſtgeſetzet. Es iſt eine verborgene Triebfeder in der Maſchine, welche ſie beſelet und ihren Bewegungen mehr Stärke giebt. Darum iſt die Zärtlichkeit der Liebe ſo lebhaft, der Zärtlichkeit der Freundſchaft ſo überlegen. Dieſe vollkommene Liebe iſt weiſe, tugendhaft, zärtlich, voller Feinheit; ſie iſt allezeit beſtändig,

ſobald

ſobald ſie mit Gegenliebe bezahlet wird, und verläßt uns nicht, ſo lange wir leben.

Aber wenn die körperliche Liebe herrſchet, ſo iſt das eine unruhige, aufrühriſche Leydenſchaft, die nur darauf denkt, wie ſie ſich befriedigen will, und welche faſt allemal ihre Endſchaft in dem Beſitze desjenigen erreichet, das ſie als ihr höchſtes Gut anſahe.

Sie werden bald dieſe zwo Leydenſchaften an ihren Zufällen erkennen: ſie können nicht lange einerley ſeyn. Wie ſie indeſſen im Anfange zuweilen einerley ſcheinen, und da ſie die Heucheley verſtellen kann, ſo iſt hier eine zuverläßigere Regel, die Natur der Liebe kennen zu lernen: Man beurtheile ſie nämlich nach der Urſache, die ſie hervorgebracht hat. Sie ſiehet allezeit ihrem Urſprunge ähnlich.

Die zwo Empfindungen, daraus ſie zuſammengeſetzt iſt, kommen von ſehr unterſchiedenen Urſachen her, und ſie zeigen ſich hernach wechſelsweiſe. Es mag nur ein Menſch von Geſchmack und einer Zärtlichkeit fähig, eine ſolche Sele wie die Ihrige kennen lernen; ſo bezaubert ihn der Anblick ihrer Vollkommenheiten; er liebet ſie zärtlich, er wünſchet ihre Wohlfarth,

und

und freuet ſich darüber. Aber Ihre Sele und Ihr Leib machen nur eine Perſon aus: Wie kann man jene ſehr lieben, ohne dieſen mit Gefälligkeit anzuſehen? Bald entdecket er darinn Reizungen: Dieſes ungewiſſe Feuer, worinn wir alle brennen, ohne es zuweilen ſelbſt recht zu kennen, beſtimmet ſich auf dieſen Gegenſtand; und ſehen Sie da die Liebe. Aber glauben Sie nur, daß eine Liebe, deren Urſprung ſo ädel iſt, allezeit rein, zärtlich und Ihrer würdig ſeyn wird.

Siehet hergegen von der andern Seite jener hitzige Jüngling ein ſchönes Geſicht? ſo entzündet ſich das Feuer in ſeinen Adern; es iſt auſſer dem Beſitze ſeines Abgotts kein Glück mehr für ihn. Es iſt wahr, daß er an ihrer Glückſeligkeit Theil nimmt, daß er ſich darüber freuet, und daß er glaubt zu allem bereit zu ſeyn, dieſelbe zu befördern. Aber dieſe Empfindung ſtehet nur nach der erſten in ſeiner Liebe. Wie ſie von derjenigen abhänget, die ſie hervorgebracht hat, ſo gehet ſie auch mit derſelben unter; und dieſe iſt eben ſo vergänglich als ihre Urſache.

Die Alten haben das alles wohl eingeſehen,

 was

was ich Ihnen jetzt erkläret habe, und ſie haben es durch ihre zween Liebesgötter vorgeſtellet. Der eine zärtlich, angenehm, beſcheiden, tugendhaft und beſtändig, war der Sohn der **Venus Uranie**, welche nichts anders iſt, als die Schönheit der Sele: Der andere unruhig, ungeſtüm, unbeſcheiden, flatterhaft, war der Sohn der **Venus**, welcher **Paris** den Apfel gab, oder der Schönheit des Leibes.

Rauhe und verdrüsliche Geiſter würden gewiß den Vorwurf meiner Unterſuchungen tadeln. Aber es iſt mehr daran gelegen, als man glaubt, die Natur einer allgemeinen Leydenſchaft von Grund aus zu erforſchen, die ſo herriſch über die Herzen regieret. Aus Mangel ſie recht zu kennen, geſchieht es eben, daß ſehr brave Leute, aufrichtige und bis dahin tugendhafte Herzen, ſich ſolchen Verbindungen ergeben, die ſie durch die Folge in Abgründe geſtürzet haben, darinn ſie niemals glaubten fallen zu können. Ein galanter Menſch von einem zärtlichen Naturell, beſucht eine liebenswürdige Frau oft, deren Character, Geiſt, und Geſtalt mit denen rührenden Annehmlichkeiten gezieret ſind, wider welche man ſich ſo ſchwer

ver-

vertheydigen kann: Er ergiebt ſich anfänglich mit Vergnügen ſo ſanften und angenehmen Eindrücken. Wann er die Natur der Liebe wohl verſtünde, wenn er alles das wüſte, was dieſe Leydenſchaft zu ihrer Befriedigung nothwendig erfordert, ſo würde er alsbald wahrnehmen, daß man eine verheirathete Frau nicht lieben könne, ohne zuletzt ſträflich oder unglückſelig zu werden; er würde eine ſo gefährliche Empfindung gleich in ihrer Geburth bekämpfen, und es würde ihm gelingen ſie zu beſiegen. Aber die Liebe iſt bey ihrer Geburth nur voller Feinheit und Reinigkeit. Es iſt ein uneigennütziger Anbeter, welcher ſich begnüget ſo vielen Annehmlichkeiten den ſchuldigen Tribut zu bezahlen, ohne Belohnung, noch ſelbſt Gegenliebe zu fordern: Er weiß allzuwohl, daß eine Frau, ohne ſträflich zu werden, einem andern nicht ein Herz ſchenken könne, das ſie ihrem Manne ſchuldig iſt. Er ſchränket alſo ſeine Wünſche ein, ſeine Göttin nur zu ſehen und ihr Gefälligkeiten zu erweiſen, und iſt allzuglücklich, wenn ſie nur ſeine Verehrungen dulden will, in Anſehung des Reſpects und der Eingezogenheit, die ſie begleiten. So ſchleichet ſich der Tyrann in ein Herz.

Aber ſo bald er ſich darinn ziemlich veſtgeſetzt ſiehet, ſo enthüllet er ſich nach und nach, ſo entwickelt er ſeine ganze Macht, ſo läßt er alle ſeine Rechte gelten. Ein Liebhaber kann nicht gar lange ohne Gegenliebe verliebt ſeyn, und wenn er ſie denn erhält, ſo will er auch die Früchte davon einſammlen; bittere Früchte, wann ſie unrechtmäßig ſind, und die ſich bald in Gift verwandeln! Oder findet er ja einen hartnäckigen Widerſtand, ſo quälet, ſo beklaget er ſich; der Verdruß, die Verzweiflung, der Haß treten an die Stelle der Liebe. Einen ſolchen Ausgang nehmen Empfindungen, die in ihrem Urſprunge ſo fein waren.

Es iſt ganz etwas anders, wenn man eine freye Perſon liebet. Wann die Umſtände einem Liebhaber nicht erlauben, ſeine Liebe durch eine glückliche und rechtmäßige Vereinigung alsbald zu krönen, ſo wartet er die Zeit ſeines Glückes gedultig ab. Damit zufrieden, was eine tugendhafte Liebſte ihm einwilligen kann, erlaubt er ſich ſelber nicht, nach etwas mehr zu ſtreben. Woher hat er ſo viele Mäßigung? Iſt die Liebe bey ihm etwa ohne Begierden? Nein, ſonder Zweifel. Aber die angenehme Hoffnung dienet

ihm ſtatt der Wirklichkeit; die Tugend, welche ſich vollkommen mit ſeiner Zärtlichkeit verträgt, unterſtützet, ſtärket und ermuntert ihn; er macht ſich ein Verdienſt aus ſeiner feinen Zärtlichkeit und Beſtändigkeit; und er könnte ungehindert ſo in ſeinem ganzen Leben denken, wann ihm nur die Hoffnung niemals geraubet wird.

Ich will mit einer Betrachtung ſchließen, gnädiges Fräulein, die Ihnen ohne Zweifel gefallen wird. Die Vortheile der Tugend laſſen ſich überall bemerken, aber ſie ſind beſonders in der Liebe ſehr koſtbar und ſehr empfindlich. Dieſe bezaubernde Leydenſchaft iſt ein Geſchenk des Schöpfers: Laſſen ſie uns jene Milzſüchtigen verachten, die ſie gerne verbannen möchten! Aber laſſen Sie uns die Philoſophen anhören, die uns anrathen, ſie allemal durch die Weisheit zu regieren. Unter dieſer angenehmen Führerinn wird ſie uns durch köſtliche Wege zu dem Aufenthalt der Vergnügungen bringen. Weit gefehlt, daß die Tugend eine Feindin der wahren Vergnügungen ſeyn ſollte, ſo iſt ſie vielmehr eine kluge Haushälterin derſelben. Sie verdammet nur die Misbräuche, und ihre Maximen

men ſind gerade diejenigen, die uns ein Weiſer geben würde, um uns reine und dauerhafte Vergnügungen, ein angenehmes und köſtliches Leben zu verſchaffen.

Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das iſt alles, was die Erfahrung und ein bischen Philoſophie mir haben von der Liebe darbieten können. Wie glücklich würde ich ſeyn, wann Sie fänden, daß ich Ihnen eine gute Kenntniß davon beygebracht hätte; aber wie tauſendmal glücklicher wird derjenige ſeyn, der ſie Ihnen wird empfindlich zu machen wiſſen!

Achtzehnter Brief.

Gnädiges Fräulein,

Ihre ſehr ſchönen Gedichte habe ich mit Vergnügen mehr als einmal durchgeleſen, und ich habe am Ende bedauert, daß ihrer ſo wenig waren. Sie verlangen, daß ich mein Urtheil drüber fällen ſoll; aber ich bin kaum im Stande, mich auf dieſer Seite Ihres Vertrauens würdig zu machen; Sie hätten ſich hierinn an einen beſſeren Kenner halten müſſen. Wenn

Sie

Sie ſich indeſſen mit dieſer Entſchuldigung nicht befriedigen wollen, gnädiges Fräulein, ſo will ich einmal eine critiſche Mine annehmen. Die Ode auf die Einſamkeit gefällt mir gar nicht; man ſiehet es wohl, daß Ihnen hier die Natur ihre Hülfe verſagt hat, etwas zu loben, dazu Sie nicht beſtimmt ſind: Das Lob der Freundſchaft iſt Ihnen zur Vergeltung deſto beſſer ausgefallen. Die vier anakreontiſche Oden ſind auch gut; aber ich dächte, die zwey Leichengedichte lieſſen Sie weg: Es ſcheinet, daß Sie hier mehr aus Pflicht, als aus Affect gedichtet haben. Die Satire auf den Petitmaitre iſt unverbeſſerlich, und ich hoffe, es wird ſich keiner von dieſen Herren ſo leicht vor Ihnen ſehen laſſen, wenn er Ihre Satire geleſen hat, und ſich nicht bekehren kann. Die Morgengedanken aus dem Pſalm würden vielleicht Ihrem Herrn Pfarrer am beſten gefallen, wenn Sie ihm dieſe Stücke zeigten, und vielleicht hielte er Ihnen auf die andern, die Einſamkeit noch ausgenommen, eine kleine Strafpredigt. Sie gefallen auch mir bis auf die drey letzten Strophen, die, wenn meine Empfindung richtig iſt, etwas zu matt gerathen ſind. In einem ſo hübſchen

ſchen Gedichte, das ſo prächtig angefangen iſt, kann man am Ende nichts ſchlechteres vertragen. Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das denke ich von Ihren Gedichten! und ich muß recht aufrichtig ſeyn, daß ich das ſo ſchreibe, was ich denke; aber, was thut man nicht, Ihnen zu gefallen! Wie? gefällt man denn dem Frauenzimmer durch dergleichen Critiken? Sind das nicht Ungezogenheiten? Muß man ſie nicht in allem loben? Ja, ich weiß, daß dieſe Aufführung eben nicht zu galant iſt; aber ich weiß auch, daß ich durch meine Offenherzigkeit mehr bey Ihnen gewinne, als durch alle Schmeicheleyen. Dadurch, daß ich Ihnen meine Unzufriedenheit über einige Stücke bezeiget habe, können Sie nun deſto ſicherer ſchließen, daß mir das übrige müſſe wohlgefallen haben. Ihre Gedichte ſind alle ſchön: Nur für eine Dichterinn, wie Sie, gnädiges Fräulein, ſind ſie nicht alle gleich ſchön. Sehen Sie doch, wie ich ſo weitläuftig bin, eben als wenn Ihnen an meinem Beyfall viel gelegen wäre? Uebergehen Sie dieſen Punkt meines Briefes, wenn Sie wollen, und zweifeln Sie darum nicht weniger an der vollkommenſten Hochachtung, mit welcher ich bin rc.

Neunzehnter Brief.

An eben dieſelbe.

Nein, gnädiges Fräulein, das iſt zu viel. Anſtatt, daß Sie mir auf meine freye Beurtheilung gar nicht wieder ſchreiben ſollten; ſo erhalte ich gar zwey Briefe von Ihnen, und zwar ſo kurz hintereinander, daß Sie mir faſt keine Zeit zum Antworten übrig laſſen. Ich werde ſchon ohnedem beneidet, ſeitdem man weiß, daß ich die Erlaubnis habe an Sie zu ſchreiben: Was würde nicht erſt geſchehen, wenn man wüſte, daß Sie ſich ſogar aus unſerem Briefwechſel ein ordentliches Geſchäfte machen? Wie beſchämen Sie mich doch! Soll das etwa die Rache ſeyn, die Sie über meine Critik an mir nehmen wollen? Wenn ich das wüſte, ſo wollte ich mir alle Mühe geben, noch mehr Critiken zu machen; denn im Vertrauen, gnädiges Fräulein, die Rache gefällt mir. Aber Sie möchten derſelben nur zu bald müde werden, und daher will ich Ihnen billigere Vorſchläge thun. Ich will dreymal an Sie ſchreiben, und Sie ſollen mir auf die drey Brie-

ſe nur einmal antworten; warum ſollen es denn eben drey Briefe ſeyn, fragen Sie? Nun, das weiß ich ſelber nicht, wie ich juſt auf dieſe Zahl verfalle; aber ich will Ihnen gar zehen ſchreiben, wenn ich eine von Ihren Zuſchriften um dieſen Preis verdienen ſoll. Damit ich aber auch Ihre Antwort nicht zu lange entbehren darf, (denn Sie können kaum glauben, wie ſehr mir Ihre Briefe zu meinem Vergnügen nothwendig geworden ſind) ſo will ich dieſe drey Briefe alle Woche ſchreiben, und ſo darf ich mir doch alle Woche mit einer Antwort ſchmeicheln. Es kann nichts richtigers geſagt werden, als das, was Sie von der Frauenzimmerphiloſophie der Mademoiſell Zieglerinn urtheilen; ich finde nicht das mindeſte hinzu zu ſetzen. Wenn ich mich nicht betrüge, gnädiges Fräulein, ſo glaube ich, daß die Philoſophie von Tag zu Tag eine angenehmere Geſtalt bekommen wird, und die Feindſchaft zwiſchen ihr und den ſchönen Wiſſenſchaften dürfte wohl bald gehoben ſeyn. Die verſprochenen Comödien kann ich Ihnen dieſesmal nicht ſchicken, weil ich ſie nicht zu Hauſe habe; wenn Ihnen aber in der andern Woche jemand ein ziemlich groſſes

Paquet

Paquet bringt; ſo ſchließen Sie nur, daß es die Comödien ſind. Hierbey werden Sie Gellerts Briefe finden, und in den Briefen eben die ſchöne Natur, die den Charakter aller ſeiner übrigen Schriften ausmacht. Empfehlen Sie mich Ihrer gnädigen Mama, und ſagen Sie ihr, daß ich die Einladung mit dem empfindlichſten Vergnügen annehme, den Herbſt bey Ihnen auf dem Lande zuzubringen. Ich denke, ich werde da geſunder ſeyn, als durch alle meine Curen, die mich der Eigenſinn der Aerzte ausſtehen läßt. Weil Sie gerne etwas neues leſen, gnädiges Fräulein, ſo bringe ich auch eine kleine Bibliothek mit. Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Zwanzigſter Brief.

Mein lieber Freund,

Es kömmt mir ſo lange vor, daß ich Ihnen nicht geſchrieben habe, als ob wir uns ſchon ſeit acht Wochen einander nichts geſagt hätten. Woher kömmt das? Ich muß es Ihnen nur geſtehen, ich bin mit Willen ein wenig faul geweſen, blos um zu ſehen, ob Sie auch meine Briefe hoch genug ſchätzten, um mir

mein

mein Stillſchweigen zu verweiſen. Verzeihen Sie mir dieſe ſeltſame Zärtlichkeit: Ich hätte recht gerne einmal eine kleine Strafpredigt von Ihnen geleſen, ſie würde mir um der Neuheit willen eben nicht mißfallen haben, denn ich habe Sie lange genug freundlich und gütig, aber noch nicht böſe geſehen. Allein es ſcheint, Sie merken meine Abſicht, und ſpielen mir den Streich, daß Sie mich durch Ihr gänzliches Stillſchweigen im Ernſte für das meinige ſtrafen. Ich muß alſo nur ſchreiben. Meine kleine Ode auf die Jugend hat Ihnen wohlgefallen, wie Sie ſagen; und Sie verlangen noch mehr ſolche Sachen aus meinem poetiſchen Vorrathe zu ſehen: Aber, nehmen Sie mirs nicht übel, mein lieber Freund, ich ſchicke Ihnen nichts mehr. Es iſt mir viel daran gelegen, daß Sie eine gewiſſe Hochachtung für mich behalten, und die möchte ich verlieren, wenn Sie mich in meiner poetiſchen Geſtalt näher kennen lernten. Die Dichtkunſt iſt etwas ſehr eigenſinniges, und ob ich gleich Ihr recht ſehr guter Freund bin, ſo bin ich doch darum kein glücklicher Poet. Ein jeder muß ſeine ſchwache Seite wiſſen, damit er ſie verbergen könne. Aber warum ſind Sie denn mit Ihrer

Schreib-

Schreibart unzufrieden? Sie ſchreiben ja ſo, wie Sie denken, und alſo müſſen Sie ſchön ſchreiben. Das Manuſcript, welches Sie hiebey wieder zurück bekommen, iſt ein neuer Beweis davon. Wenn Sie noch einige wenige Stellen ändern wollen, ſo können Sie der Welt ein gutes Geſchenke damit machen. Regnet es denn bey Ihnen auch ſo ſtark, wie hier? Der beſte Theil dieſes Frühlings wird uns hier unbrauchbar, und was meynen Sie wohl, ich habe mit dem Junius wieder angefangen einzuheizen, und trinke dabey den Pirmonter Brunnen; iſt das nicht kläglich? Ich denke, die Kalenderſchreiber müſſen in ihren Wetterrechnungen ſehr ſtutzig werden. Leben Sie wohl ꝛc.

Ein und zwanzigſter Brief *).

Ich bin Ihnen für Ihre Gefälligkeit recht ſehr verbunden, Madame. Die Geſchichte der Frau von Rhut iſt ſo ſonderbar, daß ich ſie vor einen Roman halten würde, wenn ſie mir ſonſt jemand erzählet hätte; ich bemerke, daß dieſe Frau viel Aehnlichkeit mit der Heldin un=

*) Lettres hiſtor. & galantes T. I. 8.

unſerer Zeit hat: Doch es möchte gefährlich ſeyn, auf die Vergleichung allzuſehr zu dringen, und es giebt Leute, von denen man niemals reden muß. Es ſoll nicht an mir liegen, daß Sie die Neugierde Ihrer Damen nicht befriedigen, und ich will ſie wegen des Marquis von Laſſe anfangen zu ſtillen. Sie haben ihn geſehen, Madame, und Sie wiſſen, daß er gut ausſiehet und ſehr wohl zu leben weiß; er verließ ſeine Provinz frühzeitig, um ſich in Paris zu zeigen, wo er viel Aufwand und Staat machte, aber auch ſeine Sachen dadurch in große Unordnung gerathen ließ: Er war ehrgeizig, und da er glaubte, daß die proteſtantiſche Religion, in der er gebohren war, ſein Glück in etwas hindern könnte: ſo ward er katholiſch, um nach der Mode zu ſeyn. Seine Glaubensänderung verſchaffte ihm viele Freunde, und er war eben auf dem ſchönſten Wege von der Welt, als ihn die Liebe aufhielt; eine Wäſcherin mit Namen Mariane machte dieſe ſchöne Eroberung. Dieſes Mädgen hatte überaus gute Eigenſchaften, Schönheit, Verſtand, ein gutes Herz: mit einem Worte, es fehlte ihr nichts als Stand und Vermögen, um eine vollkommene Perſon vor-

zu-

zuſtellen. Der alte Herzog von Lothringen hatte ſie heirathen wollen, und ſie hatte die Erhebung zu dieſem Range ausgeſchlagen, weil ſie auf Unkoſten ihres Herzens hätte geſchehen müſſen, und weil ſie auch außerdem befürchtete, daß Sie ſich nicht darinn erhalten könnte. Jedermann hatte ihre Klugheit und Beſcheidenheit gelobet; und der Herr von Laſſe, welcher ſterblich in ſie verliebt war, fieng ſogleich an, ihr einen Heirathsantrag zu thun; allein er verwunderte ſich ſehr, als ſie ihn ſittſam ausſchlug: Sie war viel zu keuſch, als daß man ein anderes Mittel hätte erſinnen können, bey ihr glücklich zu werden, und der Herr von Laſſe gerieth alſo dadurch in eine große Verlegenheit: Wie, Mademoiſelle, ſagte er einſt zu ihr, Sie wollen mich nicht? Mißfällt Ihnen etwa meine Perſon? Sind Sie mit meinen Glücksumſtänden nicht zufrieden? Es kömmt hier nicht auf Staatsurſachen noch Klugheitsgründe an, ich bin ein Edelmann, und kein Fürſt; und auſſerdem, daß Ihre Verdienſte das erſetzen, was Ihrem Stande fehlen möchte, ſo iſt auch der Stand einer Frau keine ſo nothwendige Sache; es giebt viele Herzoge, Pairs und Marſchälle von Frankreich, welche aus keinem beſſern Hauſe, als

Sie

Sie ſind, Mädchens geheirathet haben, und die wahrhaftig nicht ſo viel werth waren, als Sie. Mit einem Worte, ich bin mein eigner Herr, ich beſitze auch Vermögen genug, um Sie glücklich zu machen, und das zu erſetzen, was Ihnen das Glück nicht gegönnet hat: Was haben Sie nun vor Urſachen, mich zur Verzweiflung zu bringen? Und was muß man thun, um Ihnen zu gefallen? Es iſt alles geſchehen, mein Herr, ſagte Mariane, Sie gefallen mir, ich ſchätze Sie hoch, und ich würde mich für die glücklichſte Perſon in der Welt halten, die Ihrige zu ſeyn; aber ich will mein Glück nicht mit ihrem Unglücke erkaufen. Ich habe die Anerbietungen den Herzogs von Lothringen ausgeſchlagen, für den ich nichts als die Achtung hegte, die man ſeinem Stande ſchuldig iſt. Verlangen Sie, daß ich weniger Großmuth gegen Sie bezeugen ſoll, und daß ich das Glück eines Mannes verderbe, der mir, wenn ich ſo reden darf, am liebſten auf der Welt iſt? Nein, mein Herr, ich bin Ihnen nicht anſtändig, Ihre Leydenſchaft ſtellet Ihnen alles leicht vor; aber meine Neigung verblendet mich nicht: Sie ſind von einem guten Hauſe;

aber Sie müſſen eine gute Heirath thun, um es zu unterſtützen, und ich würde Ihnen weder große Verwandſchaften noch Güter zubringen; Sie würden ſich nur auf eine Reue gefaßt machen können, die mich zur Verzweiflung brächte, und der ich Sie nicht ausſetzen mag. Ich bitte Sie um nichts als einen geringen Antheil Ihrer Gewogenheit, und ich werde ſie zu verdienen ſuchen, indem ich die Gütigkeiten nicht mißbrauche, die Sie für mich haben. Nach dem Geſtändnis, das ich Ihnen gethan habe, ſehen Sie wohl, daß ich meinem Herzen nicht trauen darf: Ich bitte Sie alſo, mein Herr, ebenfalls großmüthig zu ſeyn, und mich nicht weiter zu ſehen noch zu ſprechen. Der Herr von Laſſe mochte ſagen, was er wollte, er konnte nichts anders dadurch ausrichten; und ob ihn gleich Marianens Entſchließung in Verzweiflung ſetzte, ſo konnte er ſich doch nicht entbrechen, ſie zu bewundern. Sie vermied die Gelegenheiten ſorgfältig, ihn zu ſehen, und um dieſer Gefahr weniger unterworfen zu ſeyn, begab ſie ſich in ein Kloſter. Es waren ſchon drey Monate verſtrichen, daß ſie der Herr von Laſſe nicht geſehen hatte, als er einen kleinen Brief von ihr em-

pfieng, in welchem ſie ihn bate, wegen einer nothwendigen Angelegenheit unverzüglich zu ihr zu kommen. Er verlohr keinen Augenblick, und verfügte ſich an das Gitter mit aller Geſchwindigkeit eines ſehr verliebten Menſchen, und mit der Hoffnung, ſeine Gebieterin in den Geſinnungen anzutreffen, die er ihr hatte beybringen wollen; aber ſie hegte weit uneigennützigere Geſinnungen. Sobald er herein trat, fragte ſie ihn, ob er ſie noch liebte; und als er ihr alle verliebten Verſicherungen von der Welt gab; unterbrach ſie ſeine Bewegungen, und ſagte ihm, daß ſie durch Werke uud nicht durch Worte, wollte überzeuget werden; er wollte ihr eben verſprechen, um ihrentwillen die ſchwereſten Unternehmungen zu verſuchen, und den Teufel aus der Hölle zu jagen; als ſie von ihm verlangte, daß er eine ungemein reiche Perſon heirathen möchte, die ſie ihm durch den guten Vorſchub einiger Nonnen aufgehoben hätte. Der Herr von Laſſe verwarf den Vorſchlag; die Liebe beſtritt in ſeinem Herzen den Eigennutz: Allein Mariane bediente ſich der Gewalt, die ſie über den Marquis hatte, ſo gut, daß die Heirath nach ihrem Entwurfe geſchloſſen ward.

Der

Der Marquis führte ſeine Frau auf ſeine Landgüter, und durch das große Vermögen, das ſie ihm zuführte, brachte er ſeine Umſtände wieder in recht gute Ordnung. Mariane blieb in ihrer Einöde, und bat den Marquis, ſie nicht zu beunruhigen: Es verſtrich auch ein ganzes Jahr, da er ſich nicht erkühnte ihrem Verbot entgegen zu handeln, und an ſie zu ſchreiben. Die Frau von Laſſe ſtarb, und der Marquis, der für ſie niemals mehr als die Achtung gehabt hatte, die ein ehrlicher Mann für ſeine Frau haben muß, folgt ihr nicht ins Grab. Nach einiger Zeit, die er dem Wohlſtande gönnen mußte, kam er, zu Marianens Füſſen ein Herz und ein Glück niederzulegen, das ſie durch ihre ädle Sorgfalt ſehr vermehret hatte. Mariane war noch unſchlüßig; doch endlich behielt die Neigung, die ſie zu dem Herrn von Laſſe hatte, die Oberhand: Er war ihr das ganze Vermögen ſchuldig, das er von ſeiner erſten Frau empfangen hatte; folglich konnte ſie ſich keinen Einwurf mehr machen, daß ſie ihm nichts zubrächte, noch fürchten, daß es ihm daran fehlete; aber ſie hatte noch andere Bedenklichkeiten: Und als er in ſie drang, daß ſie doch ſein Glück beſchleuni-

gen möchte, ſo konnte ſie ſich nicht enthalten, ihre Bedingungen feſtzuſetzen. Wenn ich Sie weniger liebte, ſagte ſie ihm, ſo würde ich nur auf die Vortheile ſehen, die Sie mir anbieten: Allein, das iſt nicht genug für mich, mein Herr, bey meinem Glücke kommt es darauf an, daß ich von Ihnen geliebt werde: Ich will es glauben, daß Sie mich jetzt lieben, und ich würde undankbar ſeyn, wenn ich daran zweifelte: Aber wer wird mir für das künftige Bürge ſeyn? Alles vergehet, und ich liebe Sie mit ſo vieler Zärtlichkeit, daß ich die geringſte Veränderung an der ihrigen, nicht, ohne zu ſterben, würde ſehen können. Ueberlegen Sie es, mein Herr, ob Sie ſich können nach einer Frau bequemen, die, indem ſie ſich Ihnen ganz zu eigen giebt, auch verlangt, daß Sie ihr ganz eigen ſeyn mögen, und die niemals glauben würde, Sie in dem Geräuſche eines ſo unordentlichen Hofes, als dieſer iſt, erhalten zu können: Mein Vorſchlag wird Sie vielleicht erſchrecken, denn es iſt eben der, den der Miſanthrope ſeiner Liebſten that; aber Sie müſſen ſich einmal entſchließen, mein Herr, entweder auf ihren Landgütern ein ruhiges Leben zu führen, oder auf ewig von mir

ab-

abzulaſſen. Der verliebte Marquis ging alles ein und ward Beſitzer von der liebenswürdigen Mariane; Sie giengen aufs Land, und lieſſen die Echo von ihrem Glücke wiederſchallen. Mariane bildete ſich kein größeres ein, und würde nicht mit der größten Königin der Welt getauſchet haben. Allein der Marquis ward dieſes unſchuldigen Lebens müde und fand das Mittel, einen alten Proceß wieder aufleben zu laſſen, damit er nur einen Vorwand haben möchte, nach Paris zu gehen. Mariane wurde durch dieſe Trennung lebhaft gerühret, ſie hatte Ahndungen, die ihr etwas Trauriges verkündigten: Der Marquis ſuchte ihr durch die Zärtlichkeit ſeines Abſchiedes einen Muth einzuſprechen, und reiſete ſehr vergnügt ab, den Hof wieder zu ſehen. Er war kaum zu Paris, ſo dachte er weniger an den Proceß, als an ſein Vergnügen. Anfänglich ſchrieb er ſehr ordentlich; allein er ließ bald darauf nach: Mariane beklagte ſich darüber zärtlich, und füllte in ihre Melancholie aufgegebene Reimſylben, die ſie dem Marquis zuſchickte, und die ich Ihnen auch ſenden kann, weil ich ſie auswendig weiß; die Reime ſind ziemlich gezwungen, die Frau

des Houlieres hat ſie ehemals zum Lobe des Herzogs von Saint Aignan voll gemacht. Hier ſind ſie:

Je Vous aime Tircis, je l'atteſte, Omnibus.
Vous n'en faites pas tant, et c'eſt ce, qui me fâche;
Faut-il que Votre ardeur chaquë jour ſe relâche
Quand elle a de mes feux éxigé les Tribus.
Qui peut Vous inſpirer un ſentiment ſi Lâche.
Que ne ſuis-je Daphne, *que n'etes Vous* Phebus.
De quoi me ſert, mon rang, mon credit, mon Quibus.
S'il faut que loin de Vous ici mon frain je Mâche.
Vous ne m'ecrivez plus, c'eſt un terrible Item.
Vous ne revenez point, voila le Tu autem.
Des peines de l' Amour l'abſence en eſt la Pire.
Vous a qui cet ingrat oſerà dire Amo.
Ne Vous y fiez pas, liſe qui voudra Lire.
Ce conſeil que j'ecris, experto Calamo

Der Marquis wurde weder von den Verſen, noch von der Proſe ſeiner Frau gerühret, und dieſe erfuhr bald durch das Gerüchte, daß ihr Mann zu Paris ein ziemlich liederliches Leben führete. Sie wurde dadurch ſo ſtark gerühret, daß ſie alle ihre Standhaftigkeit verließ, wie ſie wohl vorher geſehen hatte; ſie behielt den Gram bey ſich

und

und ſtarb vor Liebe für den undankbarſten unter allen Mannsperſonen. Der Marquis erhielt dieſe Nachricht zu einer Zeit, da er am wenigſten daran gedachte; die Gewiſſensvorwürfe, die er hatte, an dem Tode einer ſo tugendhaften Frau Schuld zu ſeyn, erweckten alle ſeine vorige Zärtlichkeit für ſie, und ſtürzten ihn in Verzweiflung; Er verſchloß ſich in ein Kloſter und wollte den Mönchsſtand ergreifen: Aber wie die heftigen Leydenſchaften von keiner Dauer ſind, ſo wußte er ſich auch zu tröſten, und kam ganz ſchön und prächtig wieder an den Hof zurück, wo er die natürliche Tochter des Prinzen heirathete. Man ſagt nicht, wer ihre Mutter ſey; aber jedermann glaubt, daß es die Frau Gräfin von Mare iſt, eine Tochter des Marſchalls von Grance, und ich verweiſe Sie, wegen ihres Geſchlechtregiſters an den Grafen von Bußy, welcher die Liebeshändel des Prinzen und der Frau von Mare beſchrieben hat. Sehen Sie, Madame, das iſt alles, was ich davon weiß, und eben dieſe Brüderſchaft, obgleich von der linken Seite, macht auch, daß der Marquis von Laſſe ſich mit dem Herrn Herzoge vergnüget, und daß ihn die Frau Herzogin im Verdacht hat, als ob

er ihm ſolche Ergötzlichkeiten verſchaffe, die eben nicht zu ihrem Vortheile ſind. Unſer Erzbiſchof macht noch immer ſeine Vortheile, er hat ſich mit dem Biſchofe von Meaux vereiniget, um die Rache der Frau von Maintenon zu unterſtützen. Er miſchet ſich ein, wider den Erzbiſchof von Cambrai zu ſchreiben, dem man aus einem Buch, der Telemach genannt, ein neues Verbrechen macht, wovon man ihn für den Verfaſſer ausgiebt, und in welchem man ihm Schuld giebt, daß er zu frey wider die Regierung ſpreche. Dieſes Buch iſt verboten, aber die Verbote dienen nur zum deſto beſſeren Verkauf deſſelben; jedermann will es haben, und es kann auch nichts Schöners geſchrieben werden. Es iſt eine Nachahmung von der Odyſſee des Homers, und man behauptet, daß es die Sätze wären, die er dem Herzog von Burgund gegeben, und die man nun in ein ordentliches Buch zuſammengetragen habe. Er will dieſem Prinzen, der zum Herrſchen gebohren iſt, einen Begriff von einer ſanften Beherrſchung beybringen; und weil man daran nicht die gegenwärtige erkennet, ſo glaubet man, daß dieſer Prelat darüber eine feine Beurtheilung habe machen wollen. Man

würde

würde weit beſſer thun, wenn man ſich die guten Rathſchläge wollte zu nutz machen, die er dem Sohne des Ulyſſes durch den Mentor geben läßt, in welchen ſich Minerva verkleidet hat. Dieſes Buch iſt ſehr ſinnreich, und man kann darinn das Angenehme bey dem Nützlichen finden. Ich zweifle nicht, daß Sie es bald zu Geſichte bekommen werden, wenn Sie es noch nicht geſehen haben, und daß es Ihnen gefallen wird. Leben Sie wohl, Madame, laſſen Sie uns, wenn es Ihnen gefällig iſt, unſern Briefwechſel fortſetzen! Ich mache Ihnen kein Compliment über die Länge meines Briefes, den die Geſchichte des Herrn von Laſſe ganz angefüllet hat. Ich bin ꝛc.

Zwey und zwanzigſter Brief *).

Sie haben mir die artigſten Sachen von der Welt berichtet, Madame. Ich möchte Ihnen recht gerne gleiches mit gleichem vergelten; aber die Jahrzeit iſt voritzt nicht fruchtbar. Man ſpricht hier gegenwärtig von nichts, als von Proceßen. Der Proceß des Pfarrers von Blaignac

*) T. II. Lettre VI. p. 94.

Blaignac hat etwas zu lachen gegeben. Dieſer arme Prieſter war beſchuldiget worden, daß er ein Hexenmeiſter wäre, und man nöthigte ihn, eine ſcharfe Unterſuchung darüber auszuſtehen. Nachdem er ſchon etlichemal vor Gericht erſchienen, ſo ließ man ihn vor dem ganzen Parlament ganz nackend ausziehen; denn man hatte die Gerichte mit Fleis zuſammen kommen laſſen, und da ward der Beſchuldigte auf Anſuchen ſeiner Kläger durchſuchet, ob man nicht etwa das an ihm ſehen könnte, was man das Teufelsmaal nennet. Man glaubte alsbald gefunden zu haben, was man ſuchte, und gleich an dem erſten kleinen ſchwarzen Flecken, den man an ſeinem Leibe bemerkte, ſtach man ihm eine Nadel ſehr tief ins Fleiſch; aber dieſer arme Prieſter machte ein ſolches Geſchrey, daß man daraus ſchloß, man müßte ſich an dieſer Stelle verſehen haben; und da er zu ſeinem Unglück eine Menge ſolcher kleinen ſchwarzen Flecken hatte, die wir Leberflecken nennen, ſo war er mit dem erſten Stiche noch nicht loß, er ward genöthiget ſehr viele dergleichen auszuſtehen; aber das iſt auch das einzige Uebel, das ihm von dieſer Sache begegnet iſt. Das Parlament hat ſeine Unſchuld erkannt,

kannt, und ihn loßgeſprochen wieder nach ſeiner Pfarre zu Blaignac zurückgeſchickt; dieſes anſehnliche Gerichte würde dem Lächerlichen eines ſolchen Verfahrens entgangen ſeyn, wenn es ſich über die Hexenmaterien nach der Maxime des Parlaments zu Paris gerichtet hätte; aber dieſe Herren halten ſich hier von ſelbſt für geſchickt genug, und wollen von andern kein Muſter nehmen. Wie man ſagt, ſo wird man ihnen einen wichtigen Proceß übergeben, welcher ſchon bey vielen Gerichten anhängig geweſen iſt, und über welchen ſie den letzten Spruch thun ſollen. Ich weiß nicht, ob ſie in Paris haben davon ſprechen hören: Doch, dem ſey wie ihm wolle; wie mir der Fall ſehr außerordentlich vorkömmt, ſo will ich ihn immer auf gerade wohl erzählen. Eine Nonne hatte ſich in einen Cavalier verliebt, der ihr ſeine Angelegenheiten vor dem Gitter entdecket, und entſchloß ſich über die Mauern des Kloſters zu ſpringen, um ſich in ſeine Arme zu werfen. Die Liebe iſt, wie man ſagt, unter dem Schleyer eben ſo heftig, als unter der Mönchskutte; das heilige Mädchen ſuchte alſo alle Mittel, die ſie nur erdenken konnte, um ſich in Freyheit zu ſez-

zen.

zen. Sie entdeckte ihren Vorſatz ihrem Liebhaber, welcher in der Ausführung deſſelben viele Schwürigkeiten fand: Aber iſt wohl etwas, das man mit dem Beyſtand der Liebe nicht zu Stande bringen ſollte? Sie ſollen ſehen, Madame, was ſie unſerer Nonne eingab. Sie berichtete ihrem Liebhaber; daß er ſich die folgende Nacht an dem Orte einfinden ſollte, den ſie ihm bezeichnete, ohne ſich um etwas weiter zu bekümmern, als um die Bereitſchaft guter Pferde: Sie ſagte ihm, daß ſie dismal etwas gefunden hätte, was zur Beförderung ihrer Flucht nöthig wäre, und ſogar niemand etwas davon gewahr werden zu laſſen, ſie bat ihn, nicht nach den Mitteln zu fragen, die ſie dazu ausgedacht hätte; ſondern nur für die nöthigen Dinge ihrer Reiſe zu ſorgen; und darauf verließ ſie ihn, um Hand an das Werk, zu legen. Sehen Sie nur was ſie that; der Streich ſcheinet mir ſehr kühn zu ſeyn. Man hatte an eben dieſem Tage eine von ihren Mitſchweſtern begraben, und wie das Grab noch nicht zugemacht war, ſo gieng ſie hinein, während der Zeit, daß alles in dem Kloſter ſchlief, und trug die Verſtorbene in ihre Celle, legte ſie auf ihr

Bett,

Bett, und legte hernach Feuer darunter an; durch Hülfe einer Leiter, womit ſie ſich ſorgfältig verſehen hatte, und die ſie hernach auch wieder wegzubringen wuſte, überſtieg ſie die Mauern des Gartens, um ſich in die Arme ihres Liebhabers zu werffen, der ſie mit Ungedult erwartete. Sie hielten ſich nicht lange an einem ſo gefährlichen Orte auf, und da man ihnen nicht nachſetzte, ſo war ihre Reiſe die glücklichſte von der Welt: Denn da die Feuersbrunſt das ganze Kloſter in Beſtürzung geſetzt hatte, ſo waren alle Nonnen nach der Celle hin gelaufen, wo das Feuer war, und wie die verſtorbene Nonne in ihren Kleidern und ſchon halb verbrennt war, ſo zweifelte man nicht, daß die Flüchtige das Opfer der Flammen geweſen wäre. Dieſe armen Mädchen beweineten ihr Schickſal, und ſtelleten Gebäter an für die Ruhe ihrer Sele, während der Zeit, daß ſie vielleicht mit einer ganz andern Sorge beſchäftiget war. Mit einem Worte, durch dieſe Liſt fand ſie das Geheimnis, nicht nur ſicher zu fliehen, ſondern auch noch die Ehre ihres guten Namens zu retten. Sobald die Verliebten an einem ſichern Orte angelanget waren, ſo heiratheten ſie ſich, jedoch

doch unter andern Namen. Der Cavalier legte ſich auf die Handlung, und erwarb darinn ein großes Vermögen; ſie hatten verſchiedene Kinder, die ungemein reich würden geweſen ſeyn, wenn ſie nicht die Gewiſſenszweifel der Mutter in Gefahr geſetzt hätten, durch den Proceß alles zu verlieren, von dem jetzt die Rede iſt. Als dieſe Frau ihren geliebten Mann verlohren hatte, ſo gieng ihre Traurigkeit darüber ſo weit, daß ſie ſich, um ſelbſt der Welt abzuſterben, in ein Kloſter begab, wo die Reue über ihre ehemalige Aufführung, ſie dahin brachte, davon ein Bekenntnis zu thun, deſſen ihre Kinder gerne entbehret hätten: Denn da ſie erklärete, daß ſie eine Nonne geweſen wäre, ſo hat ſie ſie eben dadurch für unächte Kinder erkläret, die folglich nicht fähig ſind, zu erben. Die Anverwandten des Verſtorbenen haben auf dieſe Erklärung ſeine Hinterlaſſenſchaft gefordert, welche die Kinder nicht gerne genöthiget ſeyn möchten zu miſſen, und beyde Theile werden es müſſen darauf ankommen laſſen, weil das Parlament zu Thoulouſe darüber erkennen wird, in dem Falle, daß dieſer Proceß dahin gebracht iſt, wie man vorgiebt. Wir werden dieſes nach

den

den Ferien erfahren; denn jetzo ſchicket man ſich allmählig an, auf das Land zu gehen. Die Damen von Thoulouſe, die gewohnt ſind, nach dem Hofe geformt zu ſeyn, würden ſich wohl dafür hüten in ihrer Stadt zu bleiben, indeß, daß der Hof zu Fontainebleau iſt, ſie machen ſich ein Geſetz daraus, eben ſo, als wie ſie an den Poſttägen keine Beſuche annehmen. Jedermann muß in dieſer Zeit auf ſeine Landgüter gehen. Die, welche keine haben, beſuchen ihre Freunde auf dem Lande, und von dem Parlament an bis auf den Schuhflicker und die geringſte Schneiderin, verläßt jedermann Thoulouſe, und giebt ſich eine Mine aufs Land zu reiſen. Man frägt ſich einander zum voraus, wo werden ſie dieſes Jahr die Ferien zubringen? Man hat mir auch ſchon dieſe Frage gethan: und wie ich mich gerne nach der Mode richte, und doch auch nicht in andrer Häuſer gehen mag, ob man mir gleich die Ehre erwieſen, mich darum zu bitten, ſo habe ich mich entſchloſſen, die Feyertage in Bagneres zuzubringen. Ich habe zu dem Ende eine gewiſſe Flußkrankheit wieder aufwachen laſſen, die Sie ehemals an mir gekannt haben, und die mir zum Vorwande

dienen

dienen ſoll. Man ſagt, daß man ſich an dieſem Orte überaus ſchön vergnüget, wo die Bäder von allen Seiten Leute herbey ziehen. Dieſe Verſammlung iſt allerdings etwas werth. Wenn ich alles das Vergnügen da finde, welches man mir daſelbſt verſpricht, ſo werde ich Ihnen ſorgfältig davon Nachricht geben. Es wird zum wenigſten allezeit da ohnfehlbar geſpielt werden; denn es giebt Leute, die blos um deswillen dahin reiſen. Ich habe hier einen Edelmann geſehen, der alle Jahr ſein kleines Einkommen ſehr ordentlich dahin trägt, es iſt ein ganz beſonderer Charakter von einem Menſchen; Er iſt lahm, weil ſein Vater, der ſich gut auf die Pferde verſtund, und der ein Buch mit dem Titel, der vollkommene Schmidt, fleißig geleſen hatte, ſich eines Tages in den Sinn kommen lies, ihm Feuer an ein Bein legen zu laſſen, um eines geringen Uebels willen, das er in ſeiner Kindheit hatte, und welches lange nicht ſo gefährlich für ihn war, als die Leydenſchaft, die er allezeit für das Spiel gehabt hat: Er iſt darinn ſo weit gekommen, und hat ſo luſtige Zärtlichkeiten in dieſem Stücke, daß als er einſt zu Paris hundert tauſend Thaler gewonnen hatte, und der Her-

zog von **Roquelaure**, ſeines Vaters ehemaliger Freund, ſich bemühen wollte, ihm etwas davon in Sicherheit vor dem Sturm zu ſetzen, und ihn deswegen bat, ihm zwanzig tauſend Thaler zu leihen; er ſeine Abſicht errieth, und ihm ſagte, daß er ein viel zu ehrlicher Mann wäre, als daß er das Spiel betrügen ſollte; Ich habe hundert tauſend Thaler gewonnen, ſagte er, ich muß ſie wieder verlieren, mein Herr; er hielt noch in eben der Nacht Wort, und verlohr alles; er hatte nichts mehr als ein einziges Fünfthalerſtück übrig, das er ſeinen Senftträgern geben wollte, daß ſie ihn in den Fluß werfen möchten, welches ſie aber nicht für gut fanden zu thun. Alſo kam der Herr von R * * * nach Hauſe zurück, mit dem Ruhm, daß er mit hundert tauſend Thalern geſpielet hatte. Uebrigens kennet man hier den Herzog von **Roquelaure** vollkommen, er hat hier verſchiedene Reiſen herum gethan, und man hat mir hundert Dinge von ihm erzählt, davon immer eines luſtiger iſt als das andere. Man ſagte mir letzthin, daß ihn ein Frauenzimmer unvergleichlich abgeführet hätte. Er war bey den meiſten Damen dieſes Landes geweſen, um ihnen ſeinen Beſuch abzu-

ſtatten, und hatte eine davon vergeſſen, die ſeiner Dienſtgefliſſenheit würdig zu ſeyn glaubte: Die Dame ſahe dieſe Vergeſſenheit als eine Beleydigung an; ſie befürchtete ſogar, daß die andern dieſes zu ihrem Vorzuge möchten gelten laſſen; und alſo bat ſie einen von des Herzogs Freunden, ihn mit nach ihrem Hauſe zu bringen. Der Freund richtete ſeinen Auftrag aus; aber es ſey nun, daß er es zur unrechten Zeit that, oder daß der Unſtern der Dame darinn ſeinen Einfluß hatte, der Herr von Roquelaure, der ſich endlich zu dieſem Beſuche gedrungen ſahe, verſicherte, daß er kein Wort ſprechen würde. Der Freund glaubte, daß er ſeinen Vorſatz nicht halten würde, und ließ der Dame die Stunde ſeines Beſuches ankündigen. Die Dame ſorgte auf ihrer Seite dafür, eine gute Geſellſchaft bey ſich zu verſammlen, damit ſie eben ſo viele Zeugen von der Ehre haben möchte, die ſie erhalten ſollte; aber ſie hatte nicht viel Urſache, ſich darüber Glück zu wünſchen. Der Herr von Roquelaure kam ſo, wie er es verſprochen hatte, warf ſich in einen Armſtuhl, und that den Mund nicht auf. Ein ſolches Verfahren brachte die Geſellſchaft

ſellſchaft in Verwirrung. Die verachtete Dame berſtete faſt vor Verdruß, als ihre Tochter, ein kleines ſehr artiges Mädchen, ſie völlig rächete. Verdrüslich über ein ſo langes Stillſchweigen, ſtund ſie auf einmal auf, und nachdem ſie ſich dem Herzoge genähert hatte, fieng ſie an mit aller Macht zu ſchreyen: Ach mein GOtt, Mama, der Herr von Roquelaure iſt tod! Dieſer luſtige Einfall erweckte alle Geiſter der Geſellſchaft. Man fragte das kleine Mädchen, was ſie damit ſagen wollte? Ey ja, fuhr ſie fort, er iſt tod, ſehen ſie denn nicht, daß er ſchon ſtinket, und daß er nicht ſpricht? iſt das nicht ſo, als man ſagt, daß wir nach dem Tode ſeyn werden? Der Herr von Roquelaure gieng weg, ohne ſein völliges Theil zu verlangen, und lies der Geſellſchaft die Freyheit, auf ſeine Unkoſten zu lachen. Ich geſtehe Ihnen, Madame, daß die Lebhaftigkeit der Leute in dieſem Lande mich recht bezaubert. Man erzählte mir neulich, daß ein Gaſconiſcher Edelmann ſich an dem Hofe des Herzoges von Savoyen hätte Marquis nennen laſſen: Die Herzogin fragte ihn aus Spötterey, in welchem Lande

denn ſeine Marggrafſchaft låge? Sie liegt, aller-gnådigſte Frau, antwortete der Gaſconier ohne Anſtand, in Dero Kônigreich Cypern. Die Antwort war etwas verwegen: Aber es giebt viele Dinge, die man um der Erfindung willen verzeihet. Ein hieſiger Herr hatte von ſeinem jůngſten Sohne, der in Dienſten war, einen Brief erhalten, deſſen Schreibart ihm nicht an-ſtund; er antwortete ihm, daß, wenn er ſich je-mals vor ihm ſehen ließe, ſo wůrde er ihm eine Piſtole vor den Kopf ſchießen. Der andere ſchrieb ihm abermals wieder, und ließ ihn nur dieſe zwey Worte bemerken: **Kôrnet an, ich reiſe weg.** Ich wůrde Ihnen lange nicht alles das Artige berichten kônnen, was ich ſagen hôre, wenn ich es auch ſchon thun wollte. Ich glaube nicht, daß es eine Nation in der Welt giebt, die in Antworten, noch in ihren Entſchlieſ-ſungen geſchwinder wåre, als die Gaſconier. Neulich ward mir erzåhlet, daß ein Officier aus dieſem Lande von dem Kônige fůnfhundert Tha-ler zum Gnadengeſchenke erhalten håtte, und daß er zu dem Herrn **Colbert** gekommen ſey, der damals lebte, um ſich dieſe Summe von ihm auszahlen zu laſſen. Herr **Colbert** ſpei-

ſete

ſete eben zu Mittage mit drey oder vier Herren. Der Gasconier trat, ohne ſich melden zu laſſen, in das Speiſezimmer, mit der Frechheit, die nur die garoniſche Luft einflößet, und mit einem Accent, der ſein Vaterland nicht verleugnete. Er gieng nach dem Tiſche zu, und ſagte ganz laut, meine Herren, mit ihrer Erlaubnis, wer von ihnen iſt Colbert? Ich bin es, mein Herr, verſetzte Herr Colbert, was iſt zu ihren Dienſten? Ey nicht gar viel, ſagte der andere, nur ein kleiner Befehl vom König, mir fünfhundert Thaler zu zahlen. Herr Colbert, welcher aufgeräumt war, ſich zu ergetzen, bat den Gasconier ſich bey Tiſche zu ſetzen, ließ ihm ein Couvert geben, und verſprach ihm, ſeine Abfertigung, ſo gleich nach dem Eſſen zu beſorgen. Der Gasconier nahm das Anerbieten ohne Complimenten an, und aß vor vier Perſonen, worauf Herr Colbert einen von ſeinen Rechnungsverwaltern kommen ließ, der den Herr Officier nach der Expeditionsſtube brachte, wo man ihm hundert Piſtolen zahlete; und als er ſagte, daß er hundert und funfzig haben müſte, antwortete ihm der Rechnungsverwalter: ganz recht, aber funfzig werden für ihr Mittagseſſen

angerechnet. Was Teufel, ſchrie der Gaſconier, ein Mittagseſſen funfzig Piſtolen! Ich gebe nur zwanzig Dreyer in meinem Wirthshauſe: Ich glaube es gerne, ſagte der Rechnungsverwalter, aber ſie eſſen auch nicht mit dem Herrn Colbert, und eben dieſe Ehre iſt es, die ſie bezahlen müſſen. Nun wohlan, antwortete der Gaſconier, weil dem ſo iſt, ſo behalte nur alles, es iſt der Mühe nicht werth, daß ich hundert Piſtolen mitnehme; ich will morgen einen von meinen Freunden zum Mittagseſſen hieher mitbringen, und ſo wird es richtig ſeyn. Der Herr Colbert, dem man dieſes wieder ſagte, bewunderte die Prahlerey, und ließ dem armen Officier die fünfhundert Thaler zahlen, der vielleicht für dasmal weiter nichts, als dieſes, in ſeinem ganzen Vermögen hatte, und erwieß ihm hernach noch tauſend Gefälligkeiten. Man erzählte die Begebenheit dem König, und man muſte bekennen, daß nur ein Gaſconier zu dergleichen Sachen fähig ſey. Leben Sie wohl, Madame, ſchreiben Sie mir nach Bagneres, und berichten Sie mir ſo viele Neuigkeiten, als ſie zuſammen bringen können; denn ich bilde mir ein, daß man viele derſelben hier austheilen müſſe, und ich muß

doch

doch auch ſo gut erzählen können, als die andern: Zur Vergeltung will ich Ihnen alles berichten, was ſich in dieſem Lande zutragen wird. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Drey und zwanzigſter Brief *).

Ich bin ganz verdrüslich, Madame, daß ich ſeit Ihrer Ankunft in Provence keine Nachrichten von Ihnen habe. Ich könnte nicht weniger von Ihnen wiſſen, wenn Sie auch in der andern Welt wären. Denkt man denn an nichts mehr als nur an das Gegenwärtige, wenn man in Provence iſt? Schreiben Sie mir es doch, ich bitte Sie, weil ich in dieſem Falle zu Ihnen reiſen würde; denn ich wollte es lieber wagen, mich bey Hofe in Unwillen zu ſetzen, als niemals etwas von Ihnen zu hören. Scherz bey Seit, Madame, ſchreiben Sie mir. Unſer Freund macht mich durch ſein Stillſchweigen ebenfalls unruhig. Es hat mir jemand geſagt, daß er ein Pietiſt geworden wäre. Sollte ihn dieſes etwa verhindern, mit mir Umgang zu halten, ſo wollte ich eben ſo gerne, daß er ſchon im Paradieſe wäre. Schrei-

 ben

*) Lettres du Comte de Buſſy T. I. 58.

ben Sie mir doch, was Ihnen davon bekannt iſt.

Vier und zwanzigſter Brief.

Antwort der Frau von Sevigny.

Sie ſehen wohl, mein lieber Vetter, daß ich allerdings zu Grignan bin. Es iſt gerade ein Jahr, daß ich dahin gekommen; und ich ſchrieb Ihnen durch unſern Freund Corbinelli, der zween Monathe bey uns war. Seit der Zeit bin ich in Provence herum ſpatzieret. Ich habe den Winter mit meiner Tochter zu Aix zugebracht, welche bey ihrer Niederkunft dem Tode ſo nahe geweſen, als ich, indem ich ihre ſo unglückliche Niederkunft ſehen muſte. Wir ſind ſeit vierzehn Tagen hier wieder angelangt, und ich werde bis in den September da bleiben; ehe ich nach Bourbilly gehe, wo ich Sie recht gern wünſchte zu ſehen. Nehmen Sie von dieſer Stunde an Ihre Maasregeln, damit Sie alsdenn nicht zu Dijon ſeyn mögen. Ich will daſelbſt auch unſern großen Vetter von Toulonion beſuchen; ſchreiben Sie es ihm.

Viel-

Vielleicht möchte ich Ihnen unſern lieben Corbinelli mitbringen. Er hat mich hier beſuchet, und wir nahmen uns vor, Ihnen zu ſchreiben, als ich Ihren Brief erhielte. Sie werden Ihn, was die Sitten betrifft, noch eben ſo wenig pietiſtiſch antreffen, als Sie ihn geſehen haben; aber er verſteht ſeine Religion jetzt viel beſſer als jemals; und er wird deſtomehr Strafe leyden müſſen, wenn er ſich ſeine Einſichten nicht zu nutz macht. Ich liebe ihn noch immer, und ſein Witz iſt recht dazu gemacht, mir zu gefallen. Was ſagen Sie zu der Eroberung von Maſtricht? Der König allein hat alle Ehre davon. Ihr Unglück macht mir eine Traurigkeit im Herzen, daran ich wohl merke, daß ich Sie lieben müſſe. Ich überlaſſe die Feder unſerem Freunde: Wie glücklich würden wir ſeyn, wenn wir ihn in unſerem angenehmen Schloſſe Bourbilly bey uns hätten? Meine Tochter macht Ihnen ein Compliment, ob Sie gleich nicht an Sie denken.

Von dem Herrn Corbinelli.

Ich hätte es ſehr ſtark nöthig, mein Herr, daß das Gerücht von meiner Frömmigkeit fort

daurete. Es iſt ſchon ſo lange, daß man das Gegentheil höret, daß dieſe Veränderung vielleicht etwas in meinem Glücke ändern möchte. Nicht, als ob ich nicht völlig überzeugt wäre, daß das Glück und Unglück dieſer Welt die reine und einzige Wirkung der Vorſehung ſey, woran der Zufall gar keinen Theil hat. Ich rede ſo oft in dieſem Thone, daß man ihn für die Empfindung eines guten Chriſten angenommen hat, ob es gleich nur die Empfindung eines guten Philoſophen iſt. Aber wenn das Gerüchte, welches gelaufen iſt, auch wahr geweſen wäre, ſo würde doch wohl meine Frömmigkeit mit meinem beſtändigen Vorſatze, Sie zu ehren, und Ihnen eben die Geſinnungen öfters zu bekräftigen, die ich für Sie in meinem ganzen Leben geheget habe, nicht ſtreiten. Sie wiſſen, wie viel Ehre ich mir allezeit aus Ihrer Freundſchaft gemacht habe, und ob die bekehrende Gnade einen ſo vernünftigen Gedanken hätte umſtoßen können. Wir ſchrieben Ihnen bey unſerer andern Reiſe hieher einen langen Brief, und wir haben wohl hundertmal von Ihrer Unempfindlichkeit geſprochen. Sollte ſie aber doch ſo weit gehen, daß Sie nicht einmal

be=

bedaureten, jeꝫt nicht zu Maſtricht zu ſeyn, und im Angeſicht des Königs Holländer und Spanier nieder zu hauen? Was ſagen Sie dazu? Die Poeten werden unvergleichliche Sachen ſagen; denn der Vorwurf iſt weitläuftig und ſchön. Sie werden ſagen, daß ihr großer Monarch Holland und Spanien durch die Einnahme von Maſtricht, binnen zwölf Tagen beſieget habe, und daß ſeinem Ruhm nichts als die Wahrſcheinlichkeit fehle. Sie werden ſagen, daß er ſelbſt der Zerſtöhrer deſſelben ſey, indem er ihn mit Gewalt unglaublich mache, und tauſend ſchöne Gedanken, die ich nicht kenne, ſowohl wegen meines wenig blühenden, als auch ſeit einem Jahre ziemlich trockenen Witzes, da ich mich der Philoſophie des des Cartes ergeben habe. Sie kommt mir deſto ſchöner vor, je leichter ſie iſt, und weil ſie in der Welt nur Körper und Bewegung zuläßt, indem ſie alles das nicht leyden will, wovon man keinen deutlichen und reinen Begriff haben kann. Seine Metaphyſik gefällt mir auch wohl. Seine Grundſätze ſind leicht, und ſeine Schlüſſe natürlich. Warum ſtudieren Sie ſie nicht? Sie würde Ihnen nebſt dem Fräulein von Buſſy zur Ergetzung dienen:

Die

Die Frau von Grignan verſteht ſie unvergleichlich, und ſpricht göttlich davon. Sie behauptete mir geſtern, daß je mehr Gleichgültigkeit in der Sele ſey, deſto weniger habe ſie Freyheit. Dis iſt ein Satz, den der Herr de la Forge in einem Tractat von dem Verſtande des Menſchen in franzöſiſcher Sprache, ganz angenehm behauptet. Sehen Sie, womit wir die Feinde der Provinz ſchlagen können. Wir leſen den Tacitus zu Montpellier den ganzen Winter, und ich verſichere Sie, wir überſetzen ihn ſehr gut. Ich habe eine ſtarke Anweiſung zur Redekunſt verfertiget, wie auch einen groſſen Commentarius über die Dichtkunſt des Horaz. Wollte Gott, Sie wären doch bey uns: Denn der Witz der Provencer iſt nicht ſchön genug, um uns in unſern Betrachtungen zu befriedigen. Schreiben Sie uns zuweilen, wenn es Ihnen gefällt, und glauben Sie ſicher, daß, wenn ich auch im Paradieſe wäre, ich nicht weniger Ihr Diener ſeyn würde.

Fünf und zwanzigſter Brief *).

Silvander an Germanen.

Mein Herr,

Auf die Frage, wes Glaubens biſt du? ſteht in meinem kleinen Catechismus die Antwort: Ich bin ein Chriſt. Dieſes iſt die Loſung, welche wir alle von uns geben müſſen; aber in dem groſſen Catechismus der Welt ſteht mirs frey, auf alle Fragen zu antworten, wie ichs für gut befinde. Wenn Sie mich alſo fragen: Iſt der Herr ein Philoſoph? So darf ich nicht gerade zu antworten, ja ich bins; ſondern ich kann Sie bitten, mir zu erlauben, daß ich mich bemühen möge, meine Schwäche in derſelben zu erkennen; ja ich kann ungefragt hinzufügen, daß ich zugleich dasjenige faſſen wolle, welches mich geſchickt machet, auf die Frage zu antworten: Wie liebeſt du? damit man ſich über meine Unwiſſenheit nicht beſchweren dürfe. Halten Sie mich alſo für keinen Ketzer, wenn ich nicht ausdrücklich zur Fahne der Weltweiſen ſchwöre, ſondern zugleich einigen

*) Beluſt. des Verſt. und Witzes, vom Jahr 1743. I. Th. S. 460.

nigen Lehrſätzen aus der Secte der Liebhaber anhänge. Es ſcheinet mir nicht übel gethan zu ſeyn, wenn man ein wenig auf beyden Achſeln trägt. Wenn die Weltweiſen einmal eine eigne Republik haben werden: ſo dürfen wir es in dem letzten Stücke nicht ſo genau nehmen, und uns in dem erſten deſto ſtärker machen. Aber wie würde die Welt beſtehen? Man würde die Weltweiſen für Carthäuſer halten, und unſer ganzes Geſchlecht würde in funfzig Jahren nicht mehr ſeyn. Ich hoffe alſo, daß Sie ſelbſt in ſich gehen, und bedenken werden, wie übel ſie thun, daß Sie der Philoſophie ſo nachhängen, als wenn Sie zu ſonſt nichts geſchaffen wären. Dieſes ſoll mein Neujahrswunſch werden, den ich an Sie recht herzlich ablegen will. Wenn ich im künftigen Jahre die Erfüllung deſſelben erlebe, ſo will ich auf die Wünſche mehr halten, als bisher geſchehen iſt. Denn ich habe ſie mit den Prophezeihungen der Kalendermacher allemal in eine Klaſſe geſetzt. Ich verharre ꝛc.

Sechs und zwanzigſter Brief.

German an Silvandern.

Mein Herr,

Auf beyden Achſeln tragen: ein wenig auf beyden Achſeln tragen; dieſes iſt nach ihrer Lehrart unterſchieden; jenes iſt ein altes deutſches Sprichwort, und hat ein vor allemal ſeine feſt geſetzte Bedeutung. Dieſes aber kann gar nicht Stich halten. Sie können es noch beſſer als ich beweiſen, daß auch durch wenig das Gleichgewichte aufgehoben wird. Wie können die Feſſel der Sklaven, mit dem ſanften Joche der Weltweisheit das Gleichgewichte halten? Aus dieſem allein werden Sie ſehen, wie weit Ihre letzte Entſchuldigung gegründet iſt. Glauben Sie nicht, mein Herr, daß ich Ihre Leydenſchaft tadle. Glauben Sie nicht, daß ich behaupte, ein Menſch könne davon befreyt ſeyn. Nur dieſes haben Sie mir ſollen zugeſtehen, ein Weltweiſer könne niemals nach dem Aeußerlichen mit Kunſt und Beyfall lieben. Streiten Sie nicht wider die Erfahrung. Fragen Sie die Schönen. Erkundigen Sie ſich, ob nicht mancher

Stutzer

Stutzer mehr, als der ſcharfſinnigſte Kopf, gelitten wird? Woher kömmts? Er kann ſich nicht überwinden, unſägliche Tändeleyen in gehöriger Figur nachzumachen, welche eine Liebe nach der Mode erfordert. Ich will Ihnen doch einige Lehrſätze der neuern Liebhaber mittheilen, ſo wie ich dieſelben angemerkt habe. Vornehmlich muß man in einer Secunde dreymal wenigſtens lachen. Man muß alle Aehnlichkeiten der Nadel auf ein Haar wiſſen. Man muß die Aufführung der neuern um uns herum lebenden Leute ſehr genau kennen, damit man auf Befragen, bald von jenes ſinnreichen Einfalle, bald von dieſes ſeiner Mine, und bald von eines andern wohl angebrachtem Scherze ſo gleich Rede und Antwort geben könne. Man muß ſich beſonders bemühen, die Beugung, welche itzund Mode iſt, in Acht zu nehmen. Zu einer Zeit wiſſen, ob die Geſellſchaft mit einem Handkuſſe, oder mit einer Beugung gegen die beyden Wangen, oder gar mit einem Kuſſe eröfnet wird. Man würde es einem Liebhaber nicht vergeben, wenn er ſich nicht darauf verſtünde, wie vielmal er in der Zeit, da er ſeine Lomber-Carte aufhebt, lachen müßte. Man muß bey aller

Gelegenheit einen ädlen Aufwand zu machen wiſſen. Sehen Sie, mein Herr, wie viel ich Grund habe, zu ſagen: daß ein Weltweiſer ſich faſt unmöglich ſo weit erniedrigen könne. Ein Herkules hat geſponnen. Ich bin aber doch der Meynung, er hätte näher wegkommen können. Ich zweifle nicht, daß Ihre Leydenſchaft groß ſey. Allein ich leugne auch dieſes nicht, daß ich Sie bejammere, wenn ich ſehe, daß Sie die Sklaven beneiden. Sorgen Sie nicht für mich. Die Welt wird nach meinen Lehrſätzen nicht ausſterben. Die Republiken mögen auch eingerichtet werden, wie ſie wollen: ſo werden die Philoſophen doch allezeit auf ihre Vermehrung bedacht ſeyn. Sokrates, Plato und Epikur ſind in dieſem Puncte einig. Wer hat ihnen geſagt, daß ich Nein antworten werde, wenn mich einſtens der Geiſtliche fragen wird: Ob ich die = = zu einem ehelichen Gemahl begehre? Ich bin ꝛc.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Madam,

Ich ſinne ſchon über eine Viertelſtunde, wie ich meinen Brief an Sie anfangen will. Sollte es mir denn ſo ſehr an Materie fehlen, wenn ich an Sie ſchreibe? Ach nein, ich habe ſehr viel mit Ihnen zu reden; ich wollte Ihnen gleich zum voraus ſagen, daß ich Sie liebe und hochſchätze, daß ich mich über Ihr langes Stillſchweigen beklage = = Aber, das wollte ich Ihnen doch eben nicht mit dieſen Worten ſchreiben; ich wollte es auf eine feinere Art ſagen, und mein Herz will doch dieſesmal keine andere Erfindungen des Witzes annehmen. Da ſehen Sie, Madam, wie mirs geht, wenn ich hübſche Eingänge zu meinen Briefen an Sie ſuchen ſoll. Wenn Sie nicht damit zufrieden ſind; ſo müſſen Sie es mit meinem Herzen ausmachen. Das war die Vorrede. Auf die Vorrede habe ich Ihnen nun weiter zu ſagen, daß ich wirklich jetzo im Begriff ſtehe, zu heirathen = zu heirathen? Der Menſch, der ſonſt von der Liebe ſo wenig Weſens machte, und nur

die Freundſchaft erhub, der ſonſt ſo unartig von dem Eheſtand urtheilte? Ja, im Ernſte, Madam, der Menſch will heirathen. Laſſen Sie ſich nur erklären, wie das zugegangen iſt; Sie werden nicht an der Möglichkeit zweifeln, denn Sie beſinnen ſich ja noch wohl, wie es bey Ihrer Heirath möglich war. Erſt muß ich Sie fragen, ob Sie Lorchen kennen? Wenn das iſt, ſo wiſſen Sie auch das ganze Geheimnis. Aber im Zweifel, daß Sie ſie etwa nicht kennen möchten, muß ich Ihnen ihr Portrait machen, und ich will von der Leibesgeſtalt anfangen, denn die iſt doch das erſte, was bey der Liebe in Betrachtung kömmt; nicht wahr? Merken Sie alſo, Lorchen iſt ſo groß, wie Sie; ſie trägt keine Perruque, ſondern ihre eigenen dunkelbraunen Haare ziehen ſich das Lob ihrer ſchönen fliegenden Lokken zu; unter einer erhabenen ſehr weißen Stirne, leuchten ein paar große himmelblaue Augen hervor, die mit ihrer zärtlichen Melancholie beredter ſind, als Philippinchens feurige und blitzende ſchwarze Augen: (Wie mir deucht, ſo haben Sie doch auch blaue Augen, Madam?) Ihre Naſe und ihr Mund

ſind ſehr proportionirt ; auf ihren gewölbten Wangen herrſchet beſtändig eine kleine Röthe, als wenn ſie eben wären geküßt worden, und ihr Mund iſt ſtets ſo roth, als wenn er ſelbſt geküßt hätte. Ihr Hals iſt nicht lang, und ‒ ‒ doch Sie verſtehen mich. Ihre Hände ſind ſehr weiß, ziemlich rund mit Grübchen und kurzen Fingern. Ihre Taille iſt überaus vortheilhaft, ihr Gang iſt prächtig, ohne daß er es ſeyn ſoll. Sie iſt keine Schönheit im höchſten Grade; aber ſie weiß in alles, was ſie denkt, ſpricht und thut, eine Anmuth zu prägen, die einnehmender iſt, als die Schönheit der Venus. Trauen ſie etwa der Abbildung meiner Schönen, oder poetiſcher zu reden, meines Mädchens nicht, weil ich ihr Liebhaber bin? Gut, ich will mich gleich außer allen Verdacht ſetzen; denn ich will Ihnen auch ihre Fehler aufrichtig entdecken. Lorchen hat fürs erſte nicht viel Verſtand, denn ſie hat nicht viel Geld, ihr Vater ſoll mit dem eingebrachten Verſtand ihrer Mutter nicht zum Beſten umgegangen ſeyn; ſie ſucht ſich auch nicht ſchöner zu machen, als ſie iſt, und ich habe auf ihrem Nachttiſche, außer einem ſtark mit Sil-

der beſchlagenen Cubach, den ſie ihrer Groß-mutter zum Andenken nicht weglegen darf, und auſſer dem Cleveland, den ſie von mir bekommen, nebſt einigen andern Kleinigkeiten, wenig bemerkt: Nichts von gebrannten Waſſern, Salben, Schönpfläſterchen und ſolchen wichtizen Verwahrungsmitteln wider das Alter. In Geſellſchaften ſpricht ſie wenig, ob ſie gleich viel Witz hat: Sie iſt ſo eigenſinnig, daß ſie ſich niemals mit ihren Einſichten groß machen, oder andere Leute freundſchaftlich durchhecheln will; Sie widerſpricht niemals, wenn man ihre Nachbarin lobt. Aber was noch das ärgſte iſt, Madam, ſie lieſt, und was meynen Sie wohl, was ſie lieſt? Mosheims deutſche Schriften, Hagedorns Oden, Gellerts Fabeln und Erzählungen, ja neulich ſagte ſie mir gar eine ganze Seite aus dem Meßias auswendig vor: Iſt das nicht eine Ausſchweifung? Wenn es noch die Aſiatiſche Baniſe oder ſo ein ſchönes Buch wäre, das könnte man noch gelten laſſen. In der Kirche ſitzt ſie auch ſo verborgen und vor ſich hin, als wenn die Mannsperſonen hier kein R.cht hätten, mit den Blicken des Frauenzim-

mers zu ſpielen. Ob ſie eine gute Haushälterinn ſeyn mag? Nun das weiß ich eben ſo nicht, ob ſie dieſen bürgerlichen Fehler auch noch an ſich hat: Ich habe ſie noch niemals darum gefragt. Aber man ſpricht, daß ihre Mama die eine gute Wirthin iſt, ihr alle Sorgen des Hausweſens überlaſſe. Soviel habe ich wohl gehört, daß ſie nicht geizig ſeyn ſoll, am wenigſten gegen die Armen. Kurz, Madam, Lorchen iſt ſo ſchön und ſo fehlerhaft wie Sie; gefällt Ihnen dieſe Aufrichtigkeit? Mit allen dieſen Fehlern will ich Lorchen heirathen, und Sie werden ſich deſtomehr darüber wundern, da Sie mich ſchon ſo lange unter die Hageſtolze gezählet haben. Aber an den letzten Frühling will ich in meinem ganzen Leben denken. Hören Sie nur, Madam, wie mirs ging: Ich reiſete im verwichenen May, der ſo gefährlich für die Unempfindlichen war, aufs Land, ich ſah das artige Kind bey ihrem alten reichen Vetter, und ich ward tiefſinnig. Ich ſuchte ſie öfters zu ſehen, um öfters tiefſinnig zu ſeyn, denn ich gefiel mir in dieſem Zuſtande nicht übel. Ich meynte, es wäre eine bloße Freundſchaft, die mich

zu ihr triebe, und unter dieſem Namen war ich ſchon der verliebteſte Menſch von der Welt. Die bezaubernde blaue Augen! = = Kurz, ich ward ihr gut, ſie ward mir wieder gut, und ſo ſind wir uns nun beyde gut, bis aufs Heirathen.

Wie wird ſich unſer Glück erheben,
Wenn ſie nicht meinen Kuß mehr flieht,
Und wenn ſie mich im ſpätſten Leben
Noch ſo verliebt wie heute ſieht!

Haben Sie nun genug von meiner Liebe gehört? Vielleicht; da ich Ihnen ihren ganzen Lebenslauf ſchreibe: Aber als einem Bräutigam, der nicht aus Pflicht verliebt iſt, ſtünde es mir nicht zu verdenken, wenn ich noch weit mehr davon ſchriebe. Doch, ich will auch nicht zu geſchwäzzig ſeyn. Nur noch eins, Madam! Wollen Sie nicht auf unſere Hochzeit kommen? Wenn Ihnen etwas daran gelegen iſt, in einer kleinen Geſellſchaft von auserleſenen Freunden und Freundinnen zu ſeyn, die mit einander vergnügt ſind, wenn Sie Ihrer Neugierde das Schauſpiel verſchaffen wollen, mich um meine Braut geſchäftig und zärtlich zu ſehen; ſo erwarten wir Ihre

Ankunft auf den zwanzigſten dieſes Monats. Ich will nicht ſagen, daß Sie mich dadurch ungemein verbinden werden: Ich dächte, daran können Sie wohl nicht zweifeln. Ja kommen Sie doch, Madam! Machen Sie unſer Vergnügen durch Ihre Gegenwart vollſtändig! Es wird alles freyer und ſchöner zugehen, wenn Sie da ſind. Bringen Sie ihren lieben braven Mann mit, und ſagen Sie Ihm, daß mich die Liebe nicht hindert, ſein ſehr guter Freund zu ſeyn. Alleweil tritt jemand in mein Zimmer: dächten Sie wohl, wer? Mein liebes Lorchen überfällt mich, ſie reißt mir die Feder aus der Hand, indem ſie hört, daß ich an Sie ſchreibe, und ich muß ihr den Brief hingeben.

Ich komme noch eben recht, Madam, den übrigen Platz in dem Briefe meines loſen Freundes auszufüllen. Ich bin böſe auf ihn, daß er ſo viel von mir plaudert, und Ihrer Aufmerkſamkeit nicht beſſer zu ſchonen weiß; und daß er bey dem allen doch noch das nöthigſte von mir zu ſagen vergißt: Ich rechne es meinem Liebhaber zu einem Verdienſte mehr an, daß er das Glück hat mit Ihnen bekannt zu ſeyn, und daß er mir ſo viel Gutes von einer Dame geſagt hat, deren Freundin ich zu werden wünſche. Verſichern Sie mich durch Ihre Gegenwart bey unſerer Hochzeit, daß ich mir

dar=

darauf Hoffnung machen kann: Wenn Sie ausbleiben, ſo werde ichs gewiß meinen Bräutigam empfinden laſſen, daß ich ihm den Vorzug beneide, Sie zu kennen und Ihre Freundſchaft allein für ſich zu behalten. Ich bin ꝛc.

Acht und zwanzigſter Brief *)

Sie gefallen mir in Ihrem Unmuth, mein Fräulein, und ich bin denjenigen verbunden, welche denſelben verurſachet haben. Ohne ſie hätten Sie vielleicht noch lange nicht Gelegenheit gehabt, Ihren Zorn über die Verſtellung und den falſchen Witz auszulaſſen. Ich habe Sie inzwiſchen doch auch bedauert. Ich weiß, was es für eine Marter iſt, mit dergleichen Charakteren zu thun zu haben. Was iſt inzwiſchen häufiger in der Welt als dieſelben? Aber man bemerket ſie nicht immer ſo ſehr, weil man ſie nicht beſtändig vor Augen hat, und die Abwechſelung des Lächerlichen macht, daß man es weniger beobachtet. Sie ſagen, meine Freundinn; daß wenn jemand in einer Geſellſchaft, ein ſehr vergnügtes Geſicht macht, er entweder was Abgeſchmacktes geſagt hat, oder

*) Der dreyzehnte Brief aus den Danziger Sendſchreiben einiger Perſonen aneinander S. 105.

ſagen will. Ihre Bemerkung iſt nur mehr als allzurichtig: Ich werde Ihnen aber noch eine andere mittheilen. Nicht wahr, ſind Sie nicht manchmal in einer munteren Zuſammenkunft geweſen, worinnen Ihnen doch die Zeit unbeſchreiblich lang geworden iſt? Sie haben ſich aufzuwecken geſucht, Sie haben ſich heimlich gefragt woran es låge, daß Sie ſo ernſthaft ſåſſen, und Sie haben davon keinen Grund finden können. Erinnern Sie ſich nur, meine Wertheſte, ich will wetten, es werden viele witzige Köpfe in der Geſellſchaft geweſen ſeyn. Für mein Theil kann ich verſichern, daß ich ſchon vorher erzittere, wenn man mir jemand unter dieſer Eigenſchaft ankündiget, und ich mache mir zum voraùs zu einem unausbleiblichen Verdruß ſichre Rechnung.

Man hat ſchon långſt geſagt, daß die gröſten, die rühmlichſten Handlungen in der Welt ausgeübet werden, ohne daß derjenige, welcher ſie thut, einmal ſelber weiß, wie er ſie verrichtet. Mit dem Witze iſt es eben ſo. Soll er gefallen, rühren, ergötzen, ſo muß er ſo ſchnell, ſo ungekünſtelt hervorbrechen, daß er denjenigen, welcher ihn beſitzt, ſo zu reden ſelber erſt rührt, wenn er

ſchon

ſchon ausgebrochen iſt. Das Nachſinnen ſchadet ihm gemeiniglich, und gehöret viel Geſchicklichkeit dazu, einen überlegten Einfall ſo gut anzubringen, daß er neu ſcheine. Er iſt wie der Blitz, der eben ſo plötzlich ſein Licht ausbreitet, als er entſteht, und deſſen Schimmer in einer gewiſſen Entfernung nicht mehr in die Augen fällt. Wollen Sie mir ein poetiſches Bild zu gute halten, ſo will ich Ihnen dieſe Vergleichung noch weiter ausführen. Die Naturkündiger ſagen, der Blitz entſtehe aus dem Zuſammenſtoſſen einer ſchwefelichen, und ſalpeterreichen Wolke, woraus er mit Knallen fährt. Ein witziger Einfall wird durch das ſchleunige Zuſammenfahren des Verſtandes mit der Einbildung erzeuget, ſchießet eben ſo ſchnell hervor, und macht einen lebhaften Eindruck auf die Gemüther der Zuhörer. Der falſche Witz iſt ein Kind ohne Vater. Er iſt eine Aftergeburth der bloſſen Einbildung, welcher Salz und Nachdruck fehlet. Er kann wohl manchmal auch blenden, eben wie im Sommer die nächtlichen Luftreinigungen; aber er iſt ohne Schall und ohne Kraft. Man vergiſt ihn gleich wieder. Der falſche Witz iſt kindiſch, er ſpielt mit Puppen,

pen, und mit Klapperwerk, er hat nichts Männliches, nichts Weſentliches. Die Aehnlichkeit gewiſſer Töne iſt ſeine Liebſte Beluſtigung; er freuet ſich, wenn er mit Worten ſpielen kann. Er war vor dieſem überaus Mode. Sehen Sie den gröſten Theil der ältern Dichter an, ſo werden ſie ihn überall wahrnehmen. Doch er findet ſich auch noch genug in etlichen von den neuern. Er hatte ſich allenthalben einzudringen gewuſt, und war ſo gar bis auf die Kanzeln geſtiegen. Was war ehedeſſen ſchöner, niedlicher, ſinnreicher, als wenn man den Vortrag ſeiner Rede in ein Wortſpiel einzukleiden wuſte. Das Meiſterſtück war vollkommen, wenn es ſich noch dazu reimete. Haben Sie Poſtillen, da werden ſie dieſe Herrlichkeiten genug antreffen.

Ein wirklich ſinnreicher Gedanke bleibet in allen Sprachen ſinnreich. Man findet ihn in allen Ländern ſchön, und er läſt ſich in alle Mundarten überſetzen, ohne von ſeinem Salze etwas zu verlieren. Aber die falſche Scharfſinnigkeit, welche aus der gleichlautenden Tönung verſchiedener Wörter entſtehet, ſchränket ſich bloß in einen gewiſſen Platz ein. Man iſt unvermögend, die Feinheit derſelben,

ſelben, auſſer ihrem Geburthsorte, einzuſehen. Nun möchte ich aber wiſſen, was darinn Geiſtreiches ſteckt, daß mir bekannt iſt, daß zwey gleichklingende Wörter was verſchiedenes bedeuten. Eben aus dieſer Urſache hat die Spötterey des Cicero über den Verres Ihnen platt vorkommen müſſen. Sein ganzer Witz fiel weg, wenn nicht gerade ſein Widerpart ſo, ſondern anders geheiſſen hätte.

Kömmt es bey einem witzigen Einfall auf den Gedanken ſelber an, ſo muß derſelbe neu, fein, beiſſend, aber ohne Gift ſeyn: ſo bald er ſticht oder beleidiget, ſo wird er ordentlichen Gemüthern zwar ein Lächeln ablocken, ſie werden aber nicht mit einem reinen Vergnügen lachen. Seine Feinheit muß auch nicht dunkel ſeyn, daß man gleich die Spötterey oder Zweydeutigkeit ohne vieles Nachſinnen einſehen kann. Die Scharfſinnigkeit leidet kein ängſtliches Studieren, das iſt für die Tiefſinnigkeit. Vornemlich aber muß der Witz, wie Sie ſehr wohl anmerken, ungezwungen ſeyn. Er iſt zu feurig, zu lebhaft, um ſich zwingen zu laſſen. Man muß denſelben nicht mit Gewalt herbeyziehen wollen. Dadurch wird man lächerlich, und es geht, wie

Boileau

Boileau ſagt. Man mißfällt, weil man ſich beſtrebet zu gefallen. Es wäre demnach zu wünſchen, daß ein jeder ſich die ſchöne Lehre dieſes vernünftigen Dichters einſchärfte:

Was falſch iſt, das iſt matt, verdrüßlich, abgeſchmackt,
Nur die Natur iſt wahr, nur ſie allein kann rühren,
Man ſchätzt, man liebet ſie, wo ſie ſich läſſet ſpüren.
Ein finſtrer Geiſt gefällt, durch ſeine Finſterheit.
Dem, der natürlich bleibt, fehlt niemals Artigkeit.
Was uns verächtlich macht iſt ein gezwungnes Weſen.

Le Faux eſt toujours fade, ennuyeux, languiſſant
Mais la nature eſt vraie, & d'abord on la ſent.
C'eſt elle ſeule en tout, qu'on aime, & qu'on admire
Un eſprit, né chagrin plait, en ſon chagrin même
Chacun pris dans ſon Air eſt agreable en ſoi
Ce n'eſt que l'Air d'autrui, qui peut deplaire en moi.

BOILEAU *Ep. 9. v. 85 ſuiv.*

Man hat vor dieſem geglaubt, daß die Deut-

ſchen

ſchen mit dem Witze keine Gemeinſchaft hätten, und ein eckeler Franzmann *) iſt gar ſo weit gegangen, dieſes als eine Unmöglichkeit anzugeben. Jetzo haben ſeit einigen Jahren hin und wieder einige witzige Köpfe, als Herr Liskow, Herr Hagedorn, und andere, die Ehre ihres Vaterlandes durch ihre Schriften gerettet, und gewieſen, daß wir in dieſem Stücke vielleicht ſelbſt den Franzoſen nicht nachgeben. Wenn wir das Poßierliche mit zu dem Witzigen rechnen wollen; und mich dünkt, es gehöret mit in eine Abtheilung deſſelben; ſo können wir uns auch mit dem Abraham von St. Clara breit machen, deſſen Schriften in verſchiedene andere Sprachen übergeſetzt zu werden verdienet haben.

Um der Trockenheit der meiſten Geiſter zu Hülfe zu kommen, haben ſich faſt in allen Ländern Leute gefunden, welche Sammlungen von witzigen Reden, artigen Gedanken, feinen Einfällen, herausgegeben haben, als unter den Franzoſen, Pitavall, Cartier de St. Philippe, und andere mehr. Wenn man aber die Sammlungen genau unterſuchet, ſo findet ſich,

*) Der Pater Bonhours.

ſich, daß drey Viertepart ausgemerzet werden müſten.

Ueberhaupt ſtiften dieſe Sammlungen, ſo gut und unſchuldig die Abſicht derſelben auch iſt, mehr Schaden, als Vortheil. Der Vorſatz iſt, denen Leſern eine angenehme Gemüthsergetzung zu verſchaffen, oder ihnen Anleitung zu der wizzigen Art zu denken zu geben; und ſie reizen manchen trägen, ſchläferigen Geiſt zu einer jämmerlichen Nachahmung.

Ich ſagte ſo eben, daß ein ſinnreicher Einfall, wenn er auf eine Spötterey hinausläuft, vornemlich nichts Giftiges an ſich haben müſſe. Es wäre zu wünſchen, daß die Gelehrten ſelbſt, wenn ſie etwa eine Zwiſtigkeit mit einander haben, dieſe Regel nicht aus den Augen ſetzen möchten. Meiſtentheils ſind ihre Stachelſchriften anzüglich, und ihren Verfaſſern verkleinerlich. Ja, ſie werden oft, ich hätte beynahe geſagt durchgehends, niederträchtig, pöbelhaft; ſie legen ſich aufs Schimpfen. Der ſinnreiche Boileau wußte feiner zu ſpotten. Wie er den groſſen Tragedienſchreiber Corneille, wegen ſeiner beyden letzten Trauerſpiele des Ageſilaus, und des Attila tadelte, machte er es ſo verblümt, daß

ein jeder zwar ſeine Spötterey merkte, Corneille ſelbſt aber dieſelbe für ein Lob hielt. Er ſprach, daß der elendeſte Schmierer für ſein Geld das Recht erkauffe, vor der Schaubühne den Attila herunter zu machen, und weil ihm der König der Hunnen misfiel, alle Verſe des Corneille für viſigotiſch zu ſchelten *).

Irre

*) S. Sat. IX. vſ. 177. Es fällt mir hiebey eines von den Sinngedichten des Martials bey, das meiner Meinung nach unter die beſten zu rechnen iſt, und das ich, ſo gut ich kann, deutſch überſetzen will, um zu zeigen, daß der wahre Witz in allen Sprachen Stich hält, und ſich vornehmlich in dieſer Zweydeutigkeit äuſſert:

Der ſchönſten Schriften Schaar läßt du im Schranke ruhn,
Da ſie doch längſt, Marcell, zum Druck geſchickt geweſen,
Druck ſie. Nein, ſageſt du, mein Erbe ſoll das thun.
Wenn? O wir möchten dich, Marcell, ſchon jetzo leſen!

Plena laboratis habeas cum ſcrinia libris,
Emittis quare, Soſibiane, nihil?

Edent

Irre ich mich, meine wertheſte Freundinn, daß ich Ihr ganzes Lehrgebäude von der Verrückung der Welt auch für eine Spötterey anſehe? Mich dünkt, nein. Ich kenne ſchon Ihr ſchleichendes Weſen. Wenn man denkt, daß Sie am ernſthafteſten reden, ſo ſteckt doch eine Schalkheit dahinter. Geſtehen Sie es mir nur: Ihre ganze Abſicht war, denen Philoſophen und ihrer Verwegenheit im Schlüßen eines anzuhängen.

Es iſt auch wahr, Fräulein, man muß manchmal auf dieſe Herren unwillig werden. Sie machen es zu arg. Sie ſticheln auf uns, daß wir tändeln, nichts Geſetztes haben, und uns mit ſüſſen Träumen beſchäftigen. Machen ſie es aber größtentheils beſſer? Sie träumen öfters ärger als wir. Sie haben ihre Moden ſo wie wir; Wir in Kleidern und ſie in Lehrgebäuden. Ein Lehrgebäude das vor vierzig Jahren Mode war, kömmt hernach in Verfall, und man nimmt ein neues an, das eben ſo wenig gründlich erwieſen iſt, als das vorige. Aber es gefällt; denn es iſt neu. Wir ſuchen die alten Moden wieder hervor: Sie auch. Der Herr ***

hat

Edent haeredes, inquis, mea carmina. Quando?
Tempus erat jam te, Soſibiane, legi.
Lib. IV. Epig. 33.

hat mir noch dieſer Tage einmal aus dem Plato, Seneka und andern gewieſen, daß ſehr viele von den Meynungen ſchon längſt Mode geweſen ſind, welche jetzo wieder Mode werden.

Nichts iſt gewiſſer, als was Sie ſagen, daß ein Philoſoph niemals verlegen ſeyn darf. Sie wiſſen ſich gleich zu helffen. Wenn ſie nicht weiter fort können, ſo nehmen ſie einen Satz an, der manchmal wahrſcheinlich iſt, und auf denſelben gründen ſich hernach tauſend ſchöne Phantaſien. Was hat man nicht ſchon behauptet:

Stimmt wohl ein Philoſoph dem andern völlig bey,
Und folgt ein jeder nicht mehr ſeiner Phantaſey.

Sie machen es auch ſo, meine Geliebte, nur mit dem Unterſcheide, daß Sie es zum Spaß thun. Denn ohne mich in Ihre Schlüße einzulaſſen, ſo will ich Ihnen nur mit zwey Worten zeigen, daß Ihre Verrückung der Erde aus den Gründen, die ſie angeben, nicht ſtatt finden kann. Iſt die Erde aus ihrer Stelle gewichen, ſo hat die Verhältniß der anziehenden Kräfte gegen einander auch einen Stoß gekriegt; und daraus würden mehr üble Folgen entſtehen. Es müſten alsdenn auch unſre Jahre länger werden. Denn die Erde würde ſich mehr als drey-

 hun-

hundert und fünf und ſechzigmal herummelzen müſſen, bevor ſie auf den vorigen Punkt käme, weil ihre Laufbahn länger wäre. Nun habe ich zwar einmal gehört, daß unſer Kalender nicht ganz richtig ſeyn ſoll, aber der Unterſcheid kann doch nicht ſehr beträchtlich ſeyn.

Für mein Theil, mein Fräulein, ich halte dafür, daß die Veränderungen in den Witterungen von undenklichen Zeiten eben dieſelben geweſen ſind, als jetzo. Ich habe eine alte Dame geſprochen, welche ſich erinnert, daß es in ihrer Jugend manchmal im May und Junius eben ſo kalt geweſen iſt, als es nun. Das hat aber wieder verändert.

Unſre Einbildung iſt Schuld an unſerm Vorurtheil. Wir waren jünger, wir ergetzten uns, wenn es ſchönes Wetter war, die Erinnerung davon bleibt in unſerem Gedächtniſſe kleben; wir haben die Augenblicke vergeſſen, die wir mißvergnügt zugebracht haben. Daher ſcheinet es uns, daß damals beſſere Zeiten waren. Hören Sie nur alte Leute reden, ſie werden Ihnen immer ſagen: Zu meiner Zeit war man gegen das Frauenzimmer gefällig, da konnte man noch hier oder da einen Kuß erbeuten; jetzt küſſen ſie

nicht.

nicht. Zu meiner Zeit machte man ſich luſtig, man tanzte; jetzt iſt alles traurig. Liegt das aber an der Zeit? Nein, man iſt noch gegen das Frauenzimmer gefällig, man küßt noch, man tanzt, man ſingt noch; nur daß man gegen eine alte Matrone ſo gefällig nicht iſt, als gegen ein jüngeres Frauenzimmer, nur daß man keinen Graubart küßt. Zu ihrer Zeit iſt es eben ſo geweſen.

Doch genug. Sie werden nun nicht klagen, daß meine Briefe kurz ſind. Sie werden vielmehr wünſchen, daß die unerträgliche Schwätzerin einmal ſchweige. Ich will es thun, und Sie nur noch aufrichtig verſichern, daß niemand mit mehrerer Hochachtung iſt, als ich ꝛc.

Neun und zwanzigſter Brief.

Meine ſchöne Freundinn,

Wiſſen Sie wohl, wo ich jetzt bin? Nein, das rathen Sie nicht ſogleich: In dem Hauſe Ihrer ehrwürdigen Tante. Sie iſt eben im Begriffe an Sie zu ſchreiben, und Sie giebt mir die Erlaubnis einen Brief beyzu-

 legen,

legen, den ich Ihnen ſchon ſo lange ſchuldig war. Wir ſchreiben Ihnen nach der Entfernung einer Geſellſchaft, wobey ich nichts mehr als Ihre Gegenwart gewünſcht habe; Denn ich bin Ihnen gut dafür, Sie hätten Ihre ernſthafte Miene verlieren müſſen. Der Amtmann mit ſeiner liebenswürdigen Gehülfinn, der kleine Caplan, und das Fräulein von D. ſaſſen eben mit Ihrer Tante beym Caffee, als ich in das Zimmer trat. Nach den gewechſelten Gewohnheitskomplimenten mengte ich mich unter die Geſellſchaft, und mein Unſtern erwies mir den üblen Streich, daß ich meinen Stuhl zwiſchen der Amtmannin und dem Geiſtlichen bekam, wiewohl hier die Wahl überhaupt ſchwer fiel. So lange man ſich mit dem Caffee beſchäftigte, gieng noch alles ziemlich erträglich, und es konnte nicht eher eine freye Unterredung zu Kräften kommen, als bis es damit vorbey war; dann die Urtheile vom Wetter und von der Hitze hatten bald ein Ende erreicht, und wurden nur noch durch den Fächer unterſtützet. Nun fieng ich an, mit meinen Nachbarn bekannter zu werden: Ich frug die Amtmannin, ob ihr Herr Sohn bald von der Univerſität wieder kommen wür-

würde? Nein, ich bitte um Vergebung, ſie haben geſchrieben, daß ſie noch gern ein Jahr ausbleiben wollten; aber der Amtmann wollen ihn nur noch ein halb Jahr da laſſen. Darauf räuſperte ſich der Amtmann mit einer recht wirthſchaftlichen Miene; ja er hat Geld genug gekoſtet, ſprach er, und ich weiß nicht, wo man es bey den jetzigen theuren Zeiten alle aufbringen ſoll, meine Frau ſchickt ihm doch noch immer heimlich etwas = Das war das Zeichen zur Kriegsankündigung unter den beyden Eheleuten; ſie ward ſo heftig, daß der Amtmann mit ſeinem eifrigen Vorrechnen zwo Taſſen vom Tiſche ſchmiß. Man ſtiftete endlich Friede, und ich wandte mich zu meinem Caplan, aus Furcht, daß ich bey meiner Nachbarinn noch zu einem Zank Anlaß geben möchte. Er hatte mich ſchon lange mit einer Miene angeſehen, als wann er viel Schönes zu ſagen hätte. Mit Erlaubnis, fieng er an, wer wird die Pfarre zu S** bekommen? Ich kann Ihnen hierinn keine Nachricht geben, war meine Antwort, ich weiß nicht einmal, daß ſie erlediget iſt. Es ſoll eine ſehr einträgliche Bedienung ſeyn, fuhr er fort, die ihren Mann ehrlich ernährt,

die Zahl der Competenten iſt groß, und deswegen mag ich nicht anhalten; man muß ſeine Gemeine nicht um des Zeitlichen willen verlaſſen; ich habe zwar einen Patron, der viel thun kann; er iſt auch mit meinen Predigten, ohne Schmeicheley, ſehr wohl zufrieden; er hörte mich noch vorgeſtern predigen, ich ſtellte eben vor = = = Am vorigen Sonntage handelte ich von = = Wie gefällt ihnen dieſes Thema, das ich neulich auf Mariä Heimſuchungsfeſte vortrug = = Mir ward ganz angſt, daß der Mann nicht ſeinen ganzen Jahrganz auspackte, und ich wollte es lieber noch einmal wagen, mit der Amtmannin zu reden; allein ſeine Dienſtfertigkeit ließ darum nicht weniger nach, er rückte mit ſeinem Thema immer näher an mich, und ich ſagte aus Gefälligkeit zu allem ja, ſehr ſchön = der Himmel weiß, worauf es paßte, denn ich dachte längſt an etwas anders. Indem fing das Fräulein von D. die lächerliche Hiſtorie von dem Geſpenſte an, das ihrer ſeligen Mama drey Tage vor ihrem Ende erſchienen, und wir waren ſchon ganz in der Geiſterwelt vertiefet, als man die Frau C** meldete. Sie hatte kaum ihren Platz in dem Zimmer

mer genommen, da ſie uns erzählte, daß ſie die Brunnenkur gebrauchte, um ihre Hypochondrie zu vertreiben; und ſie war hiebey ſo umſtändlich, daß ſie uns alle Wirkungen des Brunnens auf die ungezogenſte Weiſe beſchrieb. Es war ſchon ziemlich ſpät, und die angenehmſte Wirkung des Brunnens vielleicht war dieſe, daß die Frau C** den Aufbruch der Geſellſchaft machte. Wie gefällt Ihnen dieſer ſchön zugebrachte Nachmittag? Sie kennen die Originale, und alſo werden Sie ſich alles lebhaft genug vorzuſtellen wiſſen. Wann ich nur dem beſchwerlichen Manne mit dem Thema nicht noch einmal in die Hände falle!

Ich fühle, daß mir recht wohl wird, da ich mich wieder mit Ihnen unterreden kann, meine angenehme Freundinn, und ich hoffe es von meinem Glücke, daß es bald einmal perſönlich geſchehen ſoll. Schreiben Sie mir doch unterdeſſen, wie Sie ſich auf dem Lande befinden, wo Ihre Gegenwart alles ſchön machen muß. Die Arien, die ich Ihnen vorlängſt verſprochen habe, nebſt den Texten dazu, ſollen Sie in der künftigen Woche haben: Vielleicht

überbringe ich ſie ſelbſt, wann Sie mir einen Kuß dafür geben wollen ꝛc.

Dreyßigſter Brief. *).

Ich muß allemal lachen, wenn ich in den Werken, die von der Phyſionomie handeln, die erbärmlichen Urtheile über einen dicken oder kleinen Kopf, über die langen oder kurzen Naſen, über die Fettigkeit oder Magerkeit und dergleichen ſehe. Sie verbinden alle mit dieſen verſchiedenen Zeichen einerley Eigenſchaften, vermuthlich in der Hoffnung, daß die Anzahl uns blenden werde, und daß wir nicht weiter davon Rechenſchaft fordern werden, wenn es nur durch viele Leute bezeuget wird. Es muß wohl ſo ſeyn; dann, ich habe noch keinen einzigen geſehen, der es für eine Schuldigkeit gehalten hätte, das zu beweiſen, was er vorgab. Unter tauſend Fällen trägt es ſich einmal zu, daß die Vorbedeutungen, die man daraus ziehet, richtig ſind, ſo wie diejenigen ohngefehr, die tauſend Menſchen einerley vorher verkündigen, in Anſehung

* Lettres philoſophiques ſur les Phyſionomies, XXXI.

ſehung einiger Perſonen wahr prophezeyen. Laſſen Sie uns alſo ſagen, mein Herr, daß die beſt vermiſchte Materie, die vollkommenſte Geſtalt, dem Anſehen nach, und die am richtigſten getroffene Gleichheiten, nicht allemal auch den vollkommenſten Charakter hervorbringen. Wie viele Ungeheuer giebt es nicht unter den angenehmſten Geſtalten? Wie viele reizende Charaktere ſind nicht unter den heßlichſten Geſtalten? Wir müſſen alſo weder auf die Schönheit noch auf die Vollkommenheit des Körpers bauen, wann wir von dem Geiſte urtheilen wollen.. Wer ſollte nicht jemals vollkommen ſchöne Geſichter geſehen haben, die nichts ſagten, und die in der Länge nicht verführten, weil ſie einem unbeſelten Bilde allzuähnlich waren: Indeß daß es hundert andere giebt: die man für heßlich gehalten, und die uns nach einer näheren Prüfung reizend ſcheinen, ſo wie ſie wirklich reizen; weil ſie lebendig ſind, und weil die Sele gleichſam herausdringet, um ſie ſchöner zu machen, und durch die Lebhaftigkeit, die ſie ihnen giebt, die Fehler auszutilgen, welche die Materie da gelaſſen hatte? Ganz Paris hat ehemals geſehen, daß eine kleine und heßliche Actrice in der

Oper

Oper gleich beym erſten Verſe, den ſie ſang, die zwo ſchönſten Creaturen, die damals auf dem Theater waren, und in der Armide ihr Gefolge ausmachen, verdrang. Faſt alle Leute von groſſen Gemüthsgaben, von entſchiedenen Verdienſten, bezaubern und ſcheinen ſchön zu werden, ſobald man ſie in der Ausübung eben dieſer Gemüthsgaben ſieht. Es iſt nicht zu verwundern, daß ſinnliche Werkzeuge, die zu dieſer oder jenen Sache gemacht ſind, den Lebensgeiſtern einen freyeren Lauf geben, und dadurch auch der vollkommenen Handlung der Sele, wann es auf die Ausübung eben der Sache ankömmt, wozu ſie gemacht ſind.

Doch, auf meine Abſicht zu kommen: Man muß auf beſondere Züge der Farbe und der Bildung Acht geben, um von den Menſchen zu urtheilen. Ich kenne nur dieſe zwo Gattungen von Zeichen, welche nützlich ſeyn ſollten; wozu ich noch die Augen rechnen will, ein ſo wichtiger Gegenſtand, daß er allerdings eine eigene Abhandlung verdienet. Sehen Sie, mein Herr, wie ich ohngefehr dieſe ganze Mechanik ausgedacht habe. Die Farbe zeigt die Leydenſchaften überhaupt an: Die Bildung entdeckt die Fertig-

keit darinn; und die Augen beſtimmen einigermaßen den Grad derſelben, ich will ſagen, die Mäßigung oder die Ausſchweifung.

Wann man nur ein wenig auf die Grundtheile nachgeforſchet hat, woraus wir zuſammengeſetzt ſind, ſo weiß man, daß die Säfte, indem ſie in unſerm Leibe und in unſerm Fleiſche ihren Kreislauf halten, ſelbſt das Aeußere der Kanäle, wodurch ſie fließen, mit dem Elemente färben, das in ihnen die Oberherrſchaft hat; es ſey nun, daß unſere durchſichtige Haut es ſehen läßt, was es iſt; oder daß durch das Laufen und Zurücklaufen nach und nach etwas Gefärbtes an der Haut ſitzen bleibt, welches durch den Schein der Farbe, uns ihre Natur anzeigt. Nun aber giebt es unter dieſen Säften lebhafte und träge, rothe und dunkelblaſſe, es giebt gelbe und grüne, ja ſogar ſchwarze. Ein jeder kann bemerket haben, daß die rothen, friſchen Geſichter nicht traurig ſind, und daß die bleichgelben Geſichter nicht luſtig ſind. Wer weiß nicht, daß die Lebhaftigkeit der Leute, die viel Farbe haben, groß ſeyn kann, aber daß ſie nicht dauerhaft iſt; daß die Lebhaftigkeit der blaſſen Leute kein Ende hat? Wenn man mir zuweilen ge-

ſagt

ſagt hat, das iſt ein ſehr lebhafter Menſch, der beſte Menſch von der Welt, der leicht verdrüslich wird, und eben ſo leicht wieder gut iſt; ſo habe ich mir niemals ſein Geſicht anders, als voller Farbe, vorgeſtellet; und wann man mir von einem melancholiſchen Charakter geſagt hat, deſſen verborgenes Feuer niemals verliſcht; ſo habe ich mir allemal ein Geſicht ohne Farbe vorgeſtellet. Wann Ihnen dieſer Gedanke nicht ſo eingefallen iſt, wie mir, ſo wird er Ihnen doch gewiß einfallen, mein Herr, wenn Sie über die Leute, mit denen Sie gelebet haben, eine kleine Muſterung halten. Man muß bemerken, daß die Liebe zum Vergnügen mit allen denen allgemeinen Leydenſchaften verknüpft iſt, die durch dieſe Farben bezeichnet werden; nur mit dem Unterſchiede, daß ſie vielmehr Thorheiten hervorbringet, was nur Thorheiten bey den Leuten ſind, die lebhafte Farben haben, und ernſthafte Thorheiten, was wahrhafte Unſinnigkeiten ſind, bey denen, welche dunkle Farben haben. Die erſteren ſind im Stande ſich umzubringen, wann ſie ſich demſelben ſtark ergeben; und die andern können diejenigen umbringen, mit welchen ſie ſich ihm ergeben. Man könnte

noch hinzufügen, wie mich deucht, daß die Leydenſchaften ziemlich den Farben der Geſichter ähnlich ſind: Die ernſthaften und traurigen Leydenſchaften drücken ſich nicht mehr durch die hellen Farben aus, als die luſtigen und angenehmen Leydenſchaften durch dunkle Farben. Ich denke nicht, daß man ſollte Luſt haben, mir den elenden Einwurf zu machen, den man von der Farbe der Afrikaner hernehmen könnte. Man muß vermuthen, daß unter ihnen in dem Schwarzen ihrer Geſichter eben ſo viel Unterſchied iſt, als unter den Europäern in dem Weißen ihrer Geſichter: Und wann dieſer Unterſchied nicht gleich ſo empfindbar ſcheinet, als er iſt, ſo kömmt es nur daher, daß wir gewohnt ſind, Weiße zu ſehen, daß wir ſelten Schwarze, und faſt niemals viele Schwarze beyſammen, zu ſehen bekommen. Dieſe Urſache iſt ſo wahr, als unter uns nur die Mahler und Färber die verſchiedenen Grade einer Farbe genau kennen; weil ſie ihr Beruf nöthiget, ſie oft zu vergleichen, und ſie durch Hülfe ſo vieler Vergleichungen, von einander zu unterſcheiden.

Man würde mit Unrecht dieſer Wahrheit widerſtehen, weil ſie die Kenntnis der Leydenſchaf-

ten durch die Kenntnis der Farben zu beſtimmen ſcheinet. Iſt man nicht beſtändig eins, daß das Rothe, welches die Schamhaftigkeit hervorbringt, weit von dem Rothen unterſchieden ſey, welches aus dem Zorn entſtehet? Aergert man ſich nicht heftig darüber, daß man bey gewiſſen Gelegenheiten erröthet; entweder weil man keine Waffen wider ſich geben mag, ſo ſchuldig man auch iſt; oder weil man nur befürchtet, für ſchuldig gehalten zu werden, ob man gleich unſchuldig iſt? Man wird mich vergebens überreden, daß der Schuldige, wann er erröthet, dem Unſchuldigen ähnlich ſey, der auch erröthet, obgleich aus einem ganz verſchiedenen Bewegungsgrunde. Ihre Röthe iſt nicht einerley: Man verwechſelt ſie gerne, und man urtheilet dann, mehr aus einem guten oder böſen Vorurtheil in Anſehung der erröthenden Perſon, als aus einer Prüfung ſeiner Röthe, die doch das ſicherſte Mittel ſeyn würde, die Wahrheit davon zu entdecken. Die Mahler, die ſich geſchmeichelt haben, die Natur auszuſtudieren, und deren Nachahmung ſie wirklich groß und bewundernswürdig machen konnte, haben die Leydenſchaften vorzüglich durch die Farben bezeichnet. Ich erinnere

innere Sie, mein Herr, beym Schluſſe dieſes Briefes, daß hier der Fall iſt, da man ſich nicht mit den Farben begnügen kann, um von dem Charakter eines Menſchen zu urtheilen. Dis iſt am Ende nur eins von den Zeichen, die ich angegeben habe. Es iſt ſogar dasjenige, das einen am leichtſten zum Irrthum bringen kann, wann man es übel anwendet. Wann man es z. E. anwendet, die wirklichen Leydenſchaften eines Menſchen zu bezeichnen, da es doch nur allgemeine Leydenſchaften anzeiget, ſo wird man ſich betrügen können. Man ſage, jener hat dieſe Farbe, folglich iſt er natürlicher Weiſe zu dieſem oder jenem geneigt; ſo wird man ſich nicht betrügen; aber wann man ſagt, jener hat die und die Farbe, folglich iſt er dieſer Leydenſchaft völlig ergeben, ſo wird man irren können. Wann die Farbe die Leydenſchaft anzeiget, ſo bezeichnet ſie nur den Saamen und nicht die Früchte: Die Auferziehung, die Nothwendigkeit, die Sorgfalt des Glückes, und mehr als alles übrige, die Tugend, ja ſelbſt die Religion, erſticken oft dieſe Leydenſchaften in ihrer Geburth; und wann man ſchon den Grund, die Fähigkeit und Neigung

dazu hat, ſo darf man doch nicht ſagen, daß auch die Handlungen und wirkliche Folgen davon ſeyen. Ich glaube, daß man dem Eindruck nicht genug vorbauen kann, welchen meine Betrachtung machen möchte, aus Furcht, daß man ſie etwa mißbrauche. Sie, mein Herr, thun es gewiß nicht. Ich kenne ſo viel unrichtige, unordentliche und ſchwermüthige Geiſter, welchen dieſe Unterſcheidungen nicht deutlich in die Augen leuchten werden, und meine Furcht iſt alſo darüber zu entſchuldigen, was ich ſo ungerne ſehen würde, wann es geſchähe. Leben Sie wohl.

Ein und dreyßigſter Brief *).

Ich habe Ihnen ſo viel von den Augen zu ſagen, mein Herr, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen ſoll. Hier iſt der Fall, da man ſich über ſeinen Ueberfluß beklagen muß, daß er uns arm macht. Jederman ſagt, oder hat geſchrieben, daß die Augen der Spiegel der Selewären; und dieſe Erklärung, die ſich ſo gut zu meinem Vorwurf ſchickt, macht Ihnen viel Ehre.

*) Lettres Philoſophiques etc. XXXIII.

re. Noch mehr: Es ſcheinet, daß unter allen Sinnen, dieſes derjenige ſey, wo ſie am gewöhnlichſten gegenwärtig iſt, wo ſie am vorzüglichſten wohnet, wo ſie zum wenigſten mehr als ſonſt hinkömmt, wann man ſie dahin ruft, und wohin ſie ſich nicht leicht zweymal rufen läßt. Sie bedienet ſich ihrer Sprache, wann ſie reden will: Weder die Stärke noch die Gelindigkeit der Stimme können dem Nachdruck und der Anmuth beykommen, deren die Augen fähig ſind, um die Gedanken der Sele zu ſagen. Niemand hat ſich auch jemals unterſtanden zu hoffen, daß er auf eine andere Art beſſer reden könne, als durch ſeine Augen. Sie ſind es, bey denen man Hülfe ſucht, wann die Ausdrükke fehlen. Ihre Rede bedarf der langweiligen und abgemeſſenen Ordnung der Worte nicht: ſie ſagt mit einem Worte mehr, als man mit tauſend andern ſagen kann; ſie entſcheidet in einem Augenblicke die verwirrteſten Fragen und Antworten. Wie viel Ungewißheiten, wie viel Schmerzen, wie viel Proceſſe endet nicht ein einziger Blick! Verſchiedene Gottesgelehrten haben einſtimmig geſagt, daß die himmliſchen Geiſter durch den Anblick mit einander reden, und ſich

zu verſtehen geben. Wir wollen einmal ſo kühn ſeyn, zu ſagen, daß wenn die Augen einigermaßen die Stelle der Sprache unter ihnen vertreten, ſo muß die Sele ſich am beſten durch ſie entdecken, und nicht ſo ſehr der Materie unterworffen ſeyn; ſo muß ſie bey ihnen gleichſam mehr Sele ſeyn, als ſonſt überall. Was mich noch völlig in dieſer Vorſtellung beſtärket hat, muß ich der bewundernswürdigen Wahrheit zuſchreiben, die in ihnen herrſchet, es iſt die Unmöglichkeit, die ſie zum Betruge finden; ſie ſtellen vielmehr die Sele vor, wie ſie iſt, als ſo, wie ſie zuweilen wohl ſcheinen möchte. Haben Sie niemals Leute geſehen, mein Herr, die ſich ärgerten, daß ihre Augen mehr ſagten, als ſie wollten, und als ihr Vortheil verlangte? Zum Beweis ihrer Aufrichtigkeit verweiſe ich Sie auf jene Umſtände, wo die Augen ja ſagen, wann der Mund nein ſagt; und wo das ja der Augen nachmals gewiß das wahrhafte geweſen iſt, ſo daß man näriſch ſeyn müſte, wenn man es nicht verſtehen wollte. Es giebt Leute, welche ſchreyen, und verdrüßlich ſind, während daß ihre Augen ſie entſchuldigen. Wenn man von dem Geräuſche

räuſche betäubet wird, und daß man das nicht in den Augen lieſt, was man glauben muß, ſo wird man betrogen.

Alles dieſes, was ich Ihnen da ſage, mein Herr, ſcheinet Ihnen wohl nicht mit der gemeinen Meynung, wegen des Betrugs der Augen, noch mit dem, was ich Ihnen ſelbſt einmal in einem meiner Briefe davon geſagt habe, übereinzukommen. Ich redete nur damals im Vorbeygehen davon, und mehr, ſo viel zu ſagen, daß man ſich bemühete, ſie im Betrügen zu unterrichten, als zu behaupten, daß ſie wirklich betrögen, und daß ſie dieſe Unterweiſungen angenommen hätten. Die Augen betrügen niemals, wann ſie reden. Sagen Sie nur lieber, daß diejenigen, welche darinn leſen, nichts darinn verſtehen, oder die von ſonſt etwas eingenommen, alles verkehrt darinn leſen, ſich betrügen; darinn hat die gemeine Meynung Grund. Ich will es allemal behaupten, wenn mans verlangt, daß die redenden Augen allezeit wahr reden: Ich will nur bekennen, daß die Augen oft übel leſen, und anders leſen, als geſchrieben iſt. Ich ſehe tauſend Streitigkeiten über ein Buch, das man geleſen hat. Kaum iſt man über den Text eins,

ſo empfindbar er auch iſt. Was den Commentarius betrifft, den man darüber macht, ſo kömmt der Verſtand, den man ihm giebt, einzig auf die Leſer an, oder auf die verſchiedenen Leydenſchaften, womit ſie beſelet ſind, und die ihnen das Urtheil eingeben, das ſie darüber fällen ſollen. Es iſt noch niemals geſchehen, daß dieſes Urtheil gleichförmig geweſen wäre. Aber würde man nicht das Buch ſelbſt mit Unrecht beſchuldigen, daß es nicht ſagte, was es ſagt: Die Schuld fällt nur auf die Leſer zurück, daß ſie das nicht darinn leſen, was darinn ſtehet. Sehen Sie, mein Herr, eine Erklärung der redenden und leſenden Augen. Wann mir jene junge Unbeſonnene, beſchämt über ihre Unbedachtſamkeit, oder zu ihrer Rechtfertigung, ſagen wird, daß die Mannsperſon; von der ſie betrogen worden, Augen gehabt habe, darinn die Leydenſchaft gemahlt geweſen; daß ihre zärtliche Sprache ſie einer unveränderlichen Beſtändigkeit verſichert habe; ſo werde ich ihr antworten, daß ſie nicht leſen könne, daß ihre eigene Leydenſchaft ſie habe Sachen ſehen laſſen, die nicht vorhanden waren. Ich werde ſie verſichern, ſie mag auch ſagen, was ſie will, daß die Augen

ihres

ihres Treuloſen ihr nichts als die Freude ankündigten, ſie zu beſiegen; nichts als die Ungedult ſeiner Begierden, und des wilden Vergnügens. Alle Leydenſchaften beſelen die Augen; aber eine jede hat ihr beſonderes Feuer, das ihr eigen iſt, und das man zu unterſcheiden wiſſen muß. Die Frauenzimmer, ob ſie gleich noch ſo viel die Kunſt zu gefallen ausſtudieren, haben es noch nicht völlig dahin bringen können, in den Augen der Mannsperſonen dieſe verſchiedene Wirkungen der Leydenſchaften zu verwirren: ſie betrügen nur die Leute, welche vorher eingenommen, oder ohne Erfahrung ſind. Indeſſen iſt es wahr, daß ſie in dieſer Sache etwas voraus haben: nämlich wenn ihre Augen wider ihren Willen eben ſo wahrhaft ſind, als die unſrigen, ſo leſen ſie gemeiniglich beſſer in unſern Augen, als wir in den ihrigen. Sie bemerken es viel ſicherer, was in uns vorgeht, als wir den Grund ihres Herzens beurtheilen: Und ich weis nicht, ob man nicht eben aus dieſem Grunde vermuthet, daß es mehr Mannsperſonen gebe, die dem Frauenzimmer unterworffen ſind, als Frauenzimmer von Mannsperſonen beſieget worden. Habe ich Ihnen nicht auf heute genug geſchrieben?

Zwey und dreyßigſter Brief *).

An Chloen.

Was ich Ihnen itzt ſagen werde, ſchöne Chloe, das hätten Sie wohl nicht von mir zu hören geglaubt. Es iſt gar nicht mehr die Rede von Ihren ſchwarzen Augen, oder von Ihrem kleinen Munde. Daran iſt nicht zu denken. Es iſt die Frage, ob ich mich nicht an Ihnen verſündigt habe, wenn ich Ihnen ſo oft vorgeſagt, daß Sie liebenswürdig ſind, und daß Ihnen Ihre Schönheit nicht nur ein Recht auf die Herzen der Mannsperſonen, ſondern zugleich die Verbindlichkeit gegeben habe, ihre zärtlichen Liebhaber nicht umſonſt ſeufzen zu laſſen.

Wenn Ihnen dieſer Anfang meines Briefes etwas ungezogen und unartig zu ſeyn ſcheint; So leſen Sie um des Himmels willen nicht weiter; Sie müßten ſich denn entſchlieſſen, mir alle die unangenehmen und verdrießlichen Wahrheiten zu vergeben, die ich Ihnen in der Folge deſſel-

*) Bremiſche Beyträge zum Vergnügen des Verſt. und Witzes III. B. S. 67.

deſſelben noch ſagen werde. Ich glaube wohl, daß Sie gar nicht wiſſen, wie Sie mit mir daran ſind. Sie werden aber alles verſtehen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ein Philoſoph geworden bin. Sie wiſſen ſchon, daß mir dieſer Name die Verbindlichkeit auflegt, alles zu vermeiden, was unphiloſophiſche Köpfe, und inſonderheit Frauenzimmer, artig oder galant nennen.

Ich habe bey dem itzigen ſchlimmen Wetter, da ich auf dem Lande bin, vor langer Weile den Weltweiſen des vorigen Jahrhunderts hervorgeſucht, über deſſen Moral wir ſo oft mit einander gelacht haben. Wir haben dieſes ſchwer zu verantworten, meine gute Chloe! Es mag ſo lächerlich ſeyn, wie es will, wenn er uns vor der Schönheit ſo ängſtlich warnet, als ob er einen Menſchen zurück halten wollte, der ſich ins Waſſer ſtürzen will, und wenn er uns um alles in der Welt, ja um unſre eigene Wohlfarth bittet, nicht zu lieben: Dieſes alles hindert gar nicht, daß er nicht Recht haben ſollte. Ich habe ſeine Gründe überlegt, und von dem Augenblicke an mich entſchloſſen, ſchöne Chloe, Sie nicht mehr zu lieben. Denn lieber will

ich gar nicht lieben, als mich nach den Regeln dieſes Moraliſten einſchränken, welche meine Empfindung doch wirklich um die Hälfte ihres Vergnügens bringen. Ich beleidige Sie durch dieſes Geſtändniß in der That nicht; ich habe Sie vielmehr bisher beleidigt. Vergeben Sie mir dieſes. Ich will es Ihnen wieder vergeben, daß Sie mich geliebt haben. Setzen Sie nur dieſes Verbrechen nicht fort, und rotten Sie von dieſem Augenblicke an alle Neigung zu mir bis auf die Wurzel aus.

Da ſehen Sie, wie viel Gewalt die Philoſophie über ein Herz haben kann! Ich muß Sie ſo gar um dasjenige bitten, welches mir ſonſt ſchmerzhafter geweſen wäre, als der Verluſt alles deſſen, was mir angenehm iſt. Aber freylich weis ich mir und Ihnen nicht anders zu helfen. Bin ich wohl bisher ſo philoſophiſch geweſen, daß ich an Ihnen nur Ihre Tugend bewundert hätte, und für alle Reizungen Ihrer Schönheit unempfindlich geblieben wäre? So lange ich dieſes nicht beweiſen kann: So lange bleibt mir freylich der Vorwurf einer Liebe, die dem Weiſen nicht anſtändig iſt. Zwar die Macht Ihrer Tugend über mein Herz iſt gröſſer geweſen,

ſen, als ſich unſre Moraliſten einbilden mögen. Sie hat Ihnen bey mir Hochachtung erworben, und meine Neigung ungleich ſtärker, und viel beſtändiger gemacht. Unterdeſſen verſtattet mir doch mein Gewiſſen nicht, mich zu rühmen, daß ich für Ihre übrigen Annehmlichkeiten Gleichgültigkeit genug gehabt hätte. Und das iſt es eben, was ich itzt beklage, das iſt es, was unſre Liebe verwerflich macht.

Ich habe bisher Dinge an Ihnen bewundert, die Sie ihrem Fleiſſe nicht zuſchreiben können, und die Ihnen folglich keinen eigentlichen Werth beylegen. Haben Sie was darzu beygetragen, daß Sie ſchön ſind, oder haben Sie es durch Fleiß und Nachſinnen zuwege gebracht, daß Ihre Augen ſo feurig, und Ihre Wangen ſo blühend ſind? Wenn Sie dieſes nicht im Ernſt behaupten: So erwarten Sie gar nicht, daß ein Philoſoph Sie hochſchätze. Sie wiſſen wohl, die meiſten von dieſen Leuten würden gar nichts ſeyn, wenn ſie nicht fleißig wären, und Sie können es ihnen alſo nicht übel nehmen, daß ſie durch nichts gerühret werden, welches ſeinen Beſitzer nicht ſo blaß, krank, und traurig gemacht hat, als ſie ſelbſt ſind.

Sie

Sie werden hierüber ohne Zweifel lachen; und zu einer ieden andern Zeit wäre ich ſelbſt der erſte geweſen, der darüber gelacht hätte. Glauben denn dieſe dunkeln Köpfe, würde ich geſagt haben, daß eine ſchöne Gegend durch ihr eignes Verdienſt ſo reizend geworden, und daß die Roſe es durch Schlüſſe herausgebracht habe, daß ſie ſich dieſe Geſtalt geben, und ſich in dieſe Farbe kleiden müße, wenn ſie unter den Blumen herrſchen, und die Augen der Menſchen an ſich ziehen wolle? Oder wollen ſie uns bereden, daß eine ſchöne Gegend keinen Vorzug vor einer traurigen Wüſte habe, und daß es einem Weiſen ſchimpflich ſey, ſich die Pracht der Roſen gefallen zu laſſen? So würde ich geſagt haben, wenn mir der erſt erwähnte Moraliſt nicht geſündre Grundſätze beygebracht hätte. Es iſt ja gar keine Kunſt an einem ſolchen gelehrten Manne ſeinen Witz zu verſuchen, der freylich durch ſein tiefſinniges Nachdenken mehr herausbringen muß, als hundert andre faſſen können. Spotten kann man wohl über ihn, da er es für zu geringe hält, darauf zu antworten. Aber ſetzen Sie ihm einmal, wenn Sie können, ernſthafte Gründe entgegen, Gründe, die deſto

mehr

mehr beweiſen, je weniger ſie ein jeglicher faßt. Dann wollen wir ſehen, ob er nicht wieder Gründe vorbringt, deren Beweis ſo gelehrt iſt, daß Sie ihm denſelben gern ſchenken werden.

Ich habe einige derſelben aus unſerm Moraliſten geſammlet, und ich gebe ſie Ihnen hier in einer poetiſchen Einkleidung, damit ſie bey Ihrem unphiloſophiſchen Verſtande deſto leichter Gehör finden. Sonſt hätte ich freylich ihre Würde durch das Spielwerk der Dichtkunſt nicht entehren dürfen. Allein, ich hoffe dem ohngeachtet, mein Beweis iſt ſo bündig, daß er nicht überzeugender ſeyn kann. Und ich habe, meines Erachtens, mehr Urſache gehabt, ihn mit dem gewöhnlichen Siegsgeſchrey zu beſchlieſſen, als die Elſter des Herrn Gellerts, welche dem Fuchs aus triftigen Gründen darthun wollte, daß er fünf Beine hätte, oder als unſre groſſe demonſtrirende Welt, von welcher die Elſter und ich es gelernt haben.

Ich darf es freylich der Welt nicht verſchweigen, daß dieſe Gedanken nicht mein ſind; geſetzt auch, daß ich keine andere Urſache dazu hätte, als die Furcht, durch meine neuen Meynun-

nun-

nungen lächerlich zu werden. Unterdeſſen werde ich auch den Weltweiſen nicht nennen, aus dem ich ſie geſchöpft habe. Es möchte ſonſt ſcheinen, als ſuchte ich ihnen erſt durch den Namen dieſes Mannes, der ſchon zu unſrer Väter Zeiten berühmt geweſen, das rechte Gewicht zu geben.

Wenn ich weis, daß Sie meiner Meynung ſind: ſo werde ich nicht unterlaſſen, Sie zu beſuchen; denn eher darf ich es freylich nicht wagen. Ein einziger Blick von Ihren verführeriſchen Augen würde meine ganze neue Sittenlehre über den Haufen werfen. Aber wie lehrreich wird ſodann dieſer Beſuch nicht ſeyn! Ich werde Sie gewiß durch keine unangenehme Fragen, ob Ihr Herz auch wanken wird, böſe machen. Ich werde Ihnen auch nicht durch die geringſte Schmeicheley eine Röthe abjagen, oder artige Antworten von Ihnen erwarten. An ſtatt deſſen werde ich Ihnen die Thorheit und Raſerey der Liebe von allen Seiten, wo ſie am lächerlichſten iſt, vorſtellen. Ich werde Ihnen ſagen, daß eine Zeit kömmt, wo Ihre Schönheit verblühet, und Ihre Wangen verwelken. Aber nicht etwan deswegen, damit Sie ſich

Ihren Lenz zu Nutze machen, ehe er verſchwindet, ſondern nur darum, damit Sie beyzeiten etwas anders lernen, als zu gefallen. Wenn ich Sie über dem Herrn von Hagedorn oder einem andern von denen Poeten antreffe, welche itzt die Jugend verführen, und das Alter ärgern: So werde ich Sie bitten, an deſſen ſtatt die Moral meines allertheureſten Lehrers zur Hand zu nehmen.

Noch eins, ſchöne Chloe! Leſen Sie, um des Himmels willen, nicht mehr die eitlen Franzoſen, wenn es Ihnen anders mit Ihrer Verbeſſerung ein Ernſt iſt, und wenn Sie ſich nicht völlig um die guten Grundſätze bringen wollen, deren Ihre Sele noch fähig iſt. Dieſe windigen und ſeichten Gelehrten haben in der Moral ſchon entſetzlichen Schaden angerichtet, und Sie können nichts von ihnen lernen, als Muthwillen und Eitelkeit. Tanzen und ſpielen ſollen Sie auch nicht mehr, wenn Sie mir folgen wollen. Und ich werde Ihnen noch manchen guten Rath geben, wenn Sie ſich willig finden laſſen, ihn anzunehmen.

Leben Sie wohl. So gern ich auch, nach meiner Gewohnheit, dieſen Brief mit einigen

zärt-

zärtlichen Liebesverſicherungen beſchlöſſe, die mir noch immer wider meinen Willen entwiſchen wollen: So wenig verſtattet mir dieſes mein itziger Charakter. Halten Sie mich alſo für nichts weiter, als für

Ihren

aufrichtigen Freund,
Damon.

Drey und dreyßigſter Brief.

Sie erinnern mich, Madam, daß ich Ihnen die Liebesgeſchichte des Abelards und der Heloiſſe verſprochen habe, die ich neulich nicht erzählen konnte, als wir durch den unzeitigen Beſuch geſtöhrt wurden. Ich will mehr thun, als Sie verlangen; ich will Ihnen zugleich einen Brief der Heloiſſe an Abelarden mittheilen, den einer von meinen Freunden aus dem ſchönen Latein des Originals, nach dem Beyſpiele des Grafen von Buſſy, überſetzet hat. Werden Sie ſich nicht wundern, daß die Leute ſchon vor ſechs hundert Jahren ſo zärtlich, und ſo fein geſchrieben haben? Das macht, ſie liebten

ten damals ſo ſchöne, wie wir jetzo, und ſie hatten vielleicht noch den Vorzug, daß ſie mehr ihre Empfindungen durften reden laſſen, als den Witz. Erſt muß ich Ihnen ſagen, Madam, daß Abelard ein Mann war, der ohngefehr im Jahre 1140. unter der Regierung **Ludwigs des Jungen** in Frankreich lebte, und ſowohl durch ſeinen Verſtand als durch ſeine Schickſale berühmt ward. Heloiſſe war ein vornehmes Frauenzimmer; es war nichts ſchöners, als ihre Geſtalt und ihr Verſtand. Sie war erſt funfzehn Jahr alt, als ihre Verwandten, die nichts an ihrer Erziehung ſpaareten, ſie dem Abelard, dem artigſten und geſchickteſten Manne ſeiner Zeit, zur Unterrichtung gaben. Er verliebte ſich in ſie, ſo bald er ſie nur ſahe, und ſeufzte nicht lange vergebens. Fulbert, ſo hieß der Onkel der Heloiſſe, ein Domher zu Paris, und der den Abelard ſehr liebte, kam bald hinter das Verſtändnis unſerer Verliebten, und ſahe mit Betrübnis, daß Heloiſſe die Lectionen der Zärtlichkeit beſſer begriff, als der Philoſophie. Er hielt dieſes Uebel für eine Beleydigung, und entſchloß ſich zur Rache. Abelard traute ihm wenig, und um den Widerwärtigkeiten vorzubeugen, die ihm droheten,

ſo gieng er es mit Beyfall des Onkels ein, die Heloiſſe insgeheim zu heirathen, ohngeachtet er ſich der Kirche gewidmet hatte. Doch hiemit war Fulbert nur zum Schein beſänftigt. Rathen Sie wohl, was er that? Er brachte einen Bedienten des Abelards auf ſeine Seite, um einen Menſchen in das Zimmer ſeines ſchlafenden Herrn einzulaſſen, der mit dem Schermeſſer in der Hand ihn zwar nicht tödtete, aber ihn wegen ſeines Verbrechens ſtrafte, und ihn in den Zuſtand ſetzte, es nicht weiter zu begehen. Die That blieb nicht ungeſtrafet. Abelard fieng mit Fulbert einen Proceß an, der durch das Urtheil alle ſeine Güter verlohr. Der Menſch, den er zum Werkzeuge gebraucht hatte, ward verurtheilet, die Augen zu verlieren, und durch die Hand des Henkers eben die Marter auszuſtehen, die er Abelarden hatte ausſtehen laſſen. Der Philoſoph nahm ſolche Maasregeln, die dem Stande gemäß waren, darinn man ihn geſetzt hatte. Er gieng unter die Mönche, und brachte Heloiſſen dahin, daß ſie ſich in ein Kloſter begab; ja er nöthigte ſie ſogar, entweder aus Liebe oder aus Gleichgültigkeit, den Schleyer anzunehmen, ehe er ſich noch ſelbſt entſchloſſen

hatte,

hatte, das Gelübde zu thun. Er auf ſeiner Seite, erklärte den Mönchen zu St. Denis die Apoſtelgeſchichte, und behauptete, aus Irrthum oder aus Schalkheit, daß der heil. Dionyſius der Areopagite, niemals nach Frankreich gekommen wäre. Damals war es gefährlich, Meynungen zu haben, die wider den Eigennutz der Mönche ſtritten: ſie empörten ſich auch alle wider ihn; und Abelard, welcher eben ſo wenig widerrufen wollte, als er ſo vielen Feinden widerſtehen konnte, ward gezwungen, ſich in eine wüſte Einöde nahe bey Nogent in Champagne zu begeben. Seine widrigen Schickſale machten ihn berühmt. Die Gelehrten ſuchten ihn; man fand ihn, und er ward genöthiget, das Lehramt anzunehmen, welches er ſo glücklich verwaltete, daß er in kurzer Zeit ein groſſes Vermögen ſammlete, wovon er eine Kapelle nebſt einem Hauſe, unter dem Namen Paraklet, bauen ließ. Kaum hatte er ſich in ſeiner Einöde eingerichtet, als man ihn anklagte, daß er allerhand Ränke ſpielte; er ward dadurch gezwungen wegzugehen, um ſich zu rechtfertigen, und bat ſich von dem Biſchoff zu Troyes die Erlaubniß aus, daſelbſt

eine Kloſtergemeine von Frauenzimmern aufrichten zu dürfen: Er erhielt ſie, und ernannte die Heloiſſe zur Vorſteherin dieſes Kloſters. Als er ſie eingeführet hatte, begab er ſich weg. Während ſeiner Abweſenheit ſchrieb er oft an einen ſeiner Freunde ohnweit dem Paraklet. Einer von ſeinen Briefen fiel einſt der Heloiſſe in die Hände; die ihrem Geſchlechte eigene Neugierigkeit machte, daß ſie ihn aufbrach und las. Der Schmerz, einen Brief von ihrem Liebhaber zu ſehen, der nicht an ſie gerichtet war, zwang ſie, folgenden Brief an ihn zu ſchreiben:

Heloiſſe an Abelard.

Vor einiger Zeit hat man mir ganz von ohngefehr einen Brief gebracht, den ihr an einen eurer Freunde geſchrieben habt. Weil ich eure Hand erkannte, ſo erbrach ich ihn: ich ſchmeichelte mir, dieſe That zu entſchuldigen, bloß mit dem Rechte, welches ich über alle eure Sachen haben ſoll. Allein meine Neubegier hat mir Thränen genug gekoſtet, da ich in dieſem Briefe nichts als eine weitläuftige Abſchil-

ſchilderung unſerer Begebenheiten fand. Dieſe Vorſtellungen quälten mich erſchrecklich: Es kam mir ſehr unnöthig vor, mit eurem Freunde ſo aufrichtig von unſerm Unglücke zu reden, da ihr ihn doch nur wegen eines ſehr erträglichen Unfalls tröſten wolltet. Was machte ich hier nicht für Ueberlegungen?

Die Zeit fieng ſchon an die Erinnerung unſerer Unglücksfälle bey mir auszulöſchen, allein da ich ſie von eurer Hand aufgezeichnet las, ſo empfand ich den Schmerz mehr als jemals in ſeiner völligen Gröſſe. Ich ſtellete mir euer um meinethalben erlittenes Unglück auf das lebhafteſte vor, wie viel euer Geiſt euch Feinde und Neider zuzöge, ich betrachtete das beſtändige Gefängnis, womit man euch dräuete, Dinge zu beſtrafen, die ihr nicht einmal eingeſtehet: Mein Gedächtnis war mir auch nicht ſoweit untreu, daß es mich im geringſten in der Vorſtellung unſers Elendes täuſchte. Die Verfolgung, welche euch jene beyden Männer auf der Verſammlung zu Rheims erwecket haben, wurde keinesweges vergeſſen, eben ſo wenig wie das Aergerniß, deſſen man euch durch den Nahmen Paraklet

raklet beſchuldigen wollte, den ihr dieſem Hauſe begelegt habt, und die Verfolgung der Mönche, die ihr nunmehr mit dem Nahmen eurer Brüder beehret.

Die Erzählung, die ihr hievon eurem Freunde thut, iſt ſo lebhaft und ſo natürlich geſchrieben, daß ich vor Schmerz und Betrübnis zu ſterben dachte. Ich würde das Vergnügen gehabt haben euch euren Brief mit meinen Thränen benetzt wieder zurück zu ſchicken, wenn er mir nicht ein wenig zu früh wäre wieder abgefordert worden. Er hinterließ mich ſehr bewegt, und ich geſtehe es, daß er bey mir alle Bewegungen meines Haſſes gegen unſere Feinde wieder erwecket hat. Da die Zeit, die ſonſt alles zu ändern pflegt, nichts deſtoweniger von ihrem Haſſe gegen euch nichts nachgelaſſen, und eure Tugend täglich verfolgt wird, ſo habe ich mich entſchloſſen, unſer Unglück in allen Sprachen gemein zu machen, um die ungerechte Welt, die euch nicht erkannt hat, zu beſchämen. Ich will nichts verſchonen, weil ihr von keinem ſeyd verſchonet worden, und ich will euch ſo vieles Mitleyden zuziehen, daß keiner anders als mit

Thränen

Thränen von meinem geliebten Abelard reden ſoll. Ich, die ich nichts als euer Unglück empfinde, ich ſage euch nichts von meinem Zuſtande, darinn ich mich aus Liebe zu euch befinde: Verlaſſen, betrübt, und ohne Troſt (denn ich kann von keinem andern, als euch, Troſt annehmen) empfange ich nicht einmal von euch einige Nachricht. Schlaget mir doch zum wenigſten eure Hülfe nicht ab, ich beſchwöre euch deswegen, und erzählet mir alles aufrichtig, was euch angeht, es mag ſo ſchmerzhaft ſeyn wie es will. Wenn es wahr iſt, daß ein getheilter Schmerz leichter zu ertragen ſey, ſo werdet ihr einigen Troſt empfinden, wenn ihr mir die eurigen erzählet. Entſchuldiget euch nur nicht damit, daß ihr meine Thränen ſchonen wollet, euer Stillſchweigen koſtet mir derſelben eben ſo viel, als mir die Erzählung eures Unglücks koſten würde. Wenn ihr aber mit eurem Schreiben ſo lange verziehen wolltet, bis ihr mir angenehme Sachen zu berichten hättet, ſo fürchte ich, würdet ihr gar zu lange warten müſſen. Glück und Tugend ſind ſelten beyſammen. Wenn ihr weniger tugendhaft wäret, ſo würdet ihr vielleicht glücklicher ſeyn. Gönnet mir alſo das Vergnügen,

von euch Briefe zu empfangen, ohne ein Wunder des Glücks abzuwarten. Dieſes iſt die einzige Freude, deren ich in eurer Abweſenheit fähig bin, dieſes iſt die Freude, die ſelbſt den Seneka rührte (den ihr mich leſen laſſet), ſo ein großer Weltweiſer er auch war, wann er von ſeinem Lucil Briefe empfieng. In der Erwartung, daß ihr mir bald ein ähnliches Vergnügen macht, beſchäftige ich mich mit der Betrachtung eures Bildes; ich achte es nicht, wenn ich euch ſehe, eure Abweſenheit aber macht es mir nur angenehmer. Allein, wenn ein bloſſes Gemählde ſo viel Vergnügen macht, was müſſen die Briefe nicht für Freude erwecken, ſie, welche das Feuer unſerer Begierden erwecken und unterhalten. Eine ſo unſchuldige Beluſtigung iſt uns nicht unterſagt: Laßt uns durch unſere Saumſeligkeit nicht noch den einzigen Troſt verlieren, der uns noch übrig geblieben iſt. Ich werde in euren Briefen leſen, daß ihr mein Gemahl ſeyd, und in den meinigen werde ich mit euch als eure Frau reden; denn ohngeachtet eures Unglücks, werdet ihr mir dennoch alles ſeyn. Die Briefe ſind bloß zum Troſt derjenigen Perſonen erfunden worden, die ſo eingeſchloſſen

leben

leben müſſen, wie ich. Die eurigen werde ich täglich bey mir tragen; ich werde ſie unaufhörlich küſſen; allein ich will nicht, daß ſie euch Mühe verurſachen. Schreibet mir nur ohne Kunſt, mit Nachläßigkeit, laſſet euer Herz mit mir reden und nicht euren Witz. Ich kann nicht länger leben, wenn ihr mich nicht eurer Liebe verſichert. Dieſe Sprache muß euch ſchon ſo gewöhnlich ſeyn, daß ich nicht glaube, daß ihr eine andere gegen mich führen könnet. Zudem, ſo iſt es ſehr billig, daß ihr durch ein neues Zeichen eurer Liebe die Wunden wieder heilet, die ihr mir durch die Erzählung eures Unglücks wieder eröfnet. Ich ſage euch dieſes nicht, um euch das unſchuldige Kunſtſtück zu verweiſen, deſſen ihr euch zum Troſte eures Freundes bedienet, indem ihr ein Elend mit einem größeren in Vergleichung geſtellet habt. Das Mitleyden iſt ſinnreich; und ich lobe euch deßwegen; allein ihr ſeyd mir noch etwas mehr ſchuldig als eurem Freunde. Man nennt uns eure Schweſter, und wir geben uns den Nahmen eurer Töchter; und wenn die Natur noch zärtlichere Benennungen hätte, ſo würden wir uns deren bedienen, um euch dasjenige zu bezeugen, was wir euch ſind, und

euch der Pflicht zu erinnern, die ihr uns ſchuldig ſeyd. Was uns betrifft, wenn wir auch undankbar genug ſeyn ſollten, die Erkänntlichkeit zu vergeſſen, die euch gebühret, ſo würde uns doch dieſes Haus, dieſe Altäre, dieſe Kirche genugſam daran erinnern. Ihr ſeyd es, der dieſen Ort geheiliget hat, welcher nur durch Mord und Rauberey bekannt war, und der aus dieſer Mördergrube ein Bethaus gemacht hat. Dieſe Klöſter haben den öffentlichen Allmoſen nichts zu danken. Der Wucher und die Buſſe der Zöllner haben uns nicht bereichert. Ihr allein habt uns alles gegeben, und von euch allein hat dieſer Plan ſeinen Anfang, und alles was er hat. Obſchon die Gnade des Berufs durch das Gelübde und die Einſchließung ſicher zu ſeyn ſcheinet: Ob gleich die ſpitzigen Gitter alle Zugänge zu uns hemmen; ſo wird doch dieſer Saame Adams, der ſo unmerklicher Weiſe ſich unſern Herzen nahet, deſſelbe verderben, wenn ihr uns nicht durch euren Rath helfet, es zu erhalten. Ich weiß wohl, daß ihr nicht müßig ſeyd, aber ihr arbeitet nicht für uns. Ihr werfet die Reichthümer der Kirchen vor die Säue, und verſäumet unterdeſſen unſchuldige Schäflein,

lein, die euch bis auf die Spitzen der Berge nachfolgen würden. Allein ich bemerke, daß ich mich nicht einmal unterſtehe, allein in meinem Nahmen mit euch zu reden: Unterdeſſen muß ich noch andere Dinge und noch andere Thränen anwenden euch zu rühren?

Auguſtin, Tertullian, Hieronymus haben an die Paula, Eudoxia und Menalia geſchrieben. Wenn ihr dieſe Nahmen leſet, vergeſſet ihr denn des meinigen? Müſſet ihr mich nicht mit dem heiligen Hieronymus bilden, mit dem Tertullian die Strenge predigen, und mit dem heiligen Auguſtin von Gnade reden? Eure Wiſſenſchaft muß vor mich kein unfruchtbares Gut ſeyn. Wenn ihr an mich ſchreibet, ſo werdet ihr an eure Gemahlinn ſchreiben. Die Einſegnung der Kirche hat unſern Umgang geheiliget. Ihr könnt mich ſogar ohne Gefahr ſehen, wenn unſere Gelübde keine Verhinderung an unſern Vergnügen ſeyn ſollten. Fliehet mich alſo nicht weiter, erhöret meine Seufzer; ſeyd ein Zeuge davon, da ihr die Urſache davon ſeyd!

Ich bin hier nach den Gründen der Vernunft; helfet mich überreden, daß ich hier auch

nach

nach den Regeln der Tugend bleibe. Ach! wenn ihr euch noch erinnert, (vergiſt man es aber auch wohl, wenn man geliebt iſt?) wie ich die Tage hinbrachte euch zu erwarten, mit was vor einem Vergnügen ich mich aller Welt entzog, um an euch zu ſchreiben; was mir ein jedes Briefgen vor Unruhe verurſachete, ehe ihr es empfangen hattet; was ich vor Liſt und Behutſamkeit anwendete, euch zu ſehen! Dieſe Abſchilderung macht euch beſtürzt: Ihr fürchtet die Folgen davon zu vernehmen; allein dieſe Erzählung tröſtet mich, ich erröthe nicht darüber; und weil meine Zärtlichkeit gegen euch keine Gränzen hat, ſo will ich auch dem Vergnügen, davon zu reden, keine ſetzen. Ich habe mich ſelbſt gehaſt, um euch eine deſto ſtärkere Liebe zu zeigen. Ich bin hieher gekommen, mich ins Verderben zu ſtürzen, um euch in Ruhe leben zu laſſen.

Das Laſter hegt dergleichen Empfindungen nicht. Wenn man ſinnlich liebt, ſo liebt man gewiß keinen Todten. Mein Onkel hat geglaubt, daß ich denen andern Frauenzimmern gleich, nichts als euer Geſchlecht liebte; allein er hat ſich in ſeiner Muthmaſſung betrogen, da

er

er es euch genommen; und ich räche mich an ihm, indem ich euch meine ganze Zärtlichkeit erhalte. Ihr wißt es ſelbſten, daß in der Zeit, da unſere Liebe noch nicht ſo rein ſeyn konnte, ich niemals das Männliche in euch geliebt habe. Wie viel Widerſtand habe ich euch nicht gegen die Ehe bezeuget, ohngeachtet ich wuſte, daß der Name einer Ehefrau prächtig unter den Leuten, und heilig in der Religion wäre? Ich fand mehrere Reizungen den Namen eurer Geliebten zu führen. Die Ketten der Ehe erfordern eine ſo nothwendige Verbindung, die nur den Ruhm der Liebe benimmt, den ich mir doch erhalten wollte. Alle dieſe zarten Empfindungen habt ihr bemerket, ich ſehe es ſelbſt aus dem Briefe, den ihr an euren Freund ſchreibet, daß ihr euch noch mit Vergnügen deſſen erinnert, und daß ihr es keinesweges vergeſſen habt, wie ungereimt ich dergleichen Arten von Verbindungen fand, die nichts als der Tod trennen kann, und die aus der Liebe eine Pflicht machen. Wie oft habe ich euch nicht bezeuget, daß es mir viel angenehmer wäre, mit dem Abelard wie ſeine Geliebte zu leben, als eine Käyſerin mit Auguſt zu ſeyn,

und daß ich mehr Reiz darinn finde, euch zu gehorchen, als den Herrn der Welt unter meine Geſetze gebeugt zu ſehen. Die wahre Zärtlichkeit unterſcheidet von dem Liebhaber alles, was er nicht ſelbſt iſt: Sie ſuchet weder Ehre noch Glück: Ich bin feſte überzeugt, daß wenn hienieden ja einige Glückſeligkeit zu hoffen iſt, dieſelbe nur in der Vereinigung zweyer Herzen beſtehe, die eine verborgene Regung mit einander verbindet, und daß nur das Verdienſt und die vereinigte Liebe glücklich machen. Sie haben alsdenn nichts Leeres in ihren Herzen, alle Begierden deſſelben ſind ruhig, weil ſie vergnügt ſind. Wir ſind auch unter dieſer Anzahl geweſen: Wir lebten vergnügt, weil wir eines von dem andern eingenommen waren: Euer Ruf machte meiner Wahl Ehre. Es iſt keine Provinz, wo man euch nicht verlangt hat. Man hat euch niemalen ohne Schmerz verlaſſen können; man machte ſich ein rechtes Vergnügen daraus, wenn man ſagen konnte: Ich habe Abelarden geſehen. Die ernſthafteſten Frauenzimmer würden gegen euch nicht grauſam geweſen ſeyn, wenn ihr ſie hättet verführen wollen. Was hatte

man vor Mittel übrig, ſich in acht zu nehmen, daß man von eurer Art, von eurem Anſtande, von eurem lebhaften Witze, von euren ſpielenden Augen und von der Annehmlichkeit eures Umganges nicht ſollte gerühret werden? Euer ganzes Weſen erhebt euch. Ihr ſeyd ganz unterſchieden von denen Gelehrten, welche auſſer der Kunſt zu gefallen, alles wiſſen: Die Wiſſenſchaft ſelbſt iſt bey euch liebenswürdig, und erwecket ein Verlangen, ſie auch zu beſitzen. Mit was für leichter Mühe verfertigtet ihr nicht die ſchönſten Gedichte? Kein Menſch ſcherzet ſo wie ihr: Es iſt niemand in der Welt, der ſo angenehm ſchmeicheln kann als ihr: Dieſe artige Roſe ſoll der Nachwelt ein Beyſpiel und ein Muſter davon ſeyn. Alles was von euch kömmt, bis auf die kleinſten Lieder, iſt voller Reiz. Wie viel Nebenbuhlerinnen machten mir nicht dieſe Artigkeiten? Wie viele habe ich nicht ſelbſt gekannt, die ſich aus bloſſer Eigenliebe nach einem einzigen eurer Beſuche einbildeten, ſie wären die Schönen, die ihr beſänget? Aber wo ſind die Zeiten, von denen ich rede? Ich beweine itzo meinen Liebhaber, und meine entflohene Freude. Ihr, die ihr ehemals auf mein Glück eiferſüchtig geweſen ſeyd, ver-

nehmet itzo, daß derjenige, den ihr mir misgönnet, weder für euch noch für mich mehr übrig ſey! Meine Liebe hat ſein Verbrechen, ſeine Strafe, und meine Verzweiſelung verurſachet. Der rachgierige Zorn meiner Anverwandten hat unſere Ruhe zu einer Zeit unterbrochen, da wir auf nichts anders gedachten, als uns zu lieben und uns zu gefallen. Wenn das ein Verbrechen iſt, auf eine ſolche Art zu leben, ſo liebe ich die Verbrechen, und ich bin wider meinen Willen unſchuldig. Wenn ich zu der Zeit bey euch geweſen wäre, da man euch in die betrübten Umſtände geſetzet hat, darinn ihr euch befindet; ſo würde ich euch mit Gefahr meines Lebens vertheydiget haben; allein wir wollen nicht weiter davon reden. Man kann auch im Schweigen beredt ſeyn, nämlich zu einer Zeit, da unſer Unglück alle Ausdrücke überſteigt. Sagt mir doch nur, warum ihr mich ſeit der Zeit meines Nonnenſtandes ſo vergeſſen habt, da ihr doch wiſſet, daß ich keinen andern Beruf dazu gehabt habe, als die Begierde euch zu gefallen, und euch vielen Schmerz zu erſparen? Da ich keine andere Einwilligung als wie die eurige hatte? Woher kommt bey

euch

euch dieſe Kaltſinnigkeit? Sollte auch wohl die Uebermaaße meiner Zärtlichkeit, welche euren Begierden nichts mehr zu wünſchen überläſt, euer Feuer verlöſcht haben? Eine traurige Erfahrung überzeugt mich nunmehro, daß man diejenigen fliehet, denen man gar zu viel Verbindlichkeit ſchuldig iſt, und daß die überhäuften Wohlthaten uns, an ſtatt der Erkenntlichkeit, die Verachtung der Leute zuziehen. Ich habe mein Herz viel zu ſchlecht vertheidiget, ihr habt es ohne Mühe eingenommen, ihr gebt es auf eben die Art wieder zurück, Undankbarer! Allein ich willige noch nicht darein: Denn ob ich hier ſchon keinen Willen haben darf, ſo habe ich doch wider meinen Willen, die Begierde von euch geliebt zu ſeyn und euch bis in meinen Tod zu lieben, beybehalten. Da ich meine Gelübde ablegte, ſo hatte ich ein Briefgen von euch bey mir, darinn ihr mir ſchwuret mir beſtändig getreu zu ſeyn: Auf die Art habe ich euer Herz zugleich mit dem meinigen GOtt dargeboten, und ich habe ihm geſchworen, eher zu ſterben, als euch nicht mehr zu lieben.

Duldet doch zum wenigſten meine Leydenſchaft, als eine Rache, von der ihr euch nicht befreyen

könnt. Mein GOtt! welch eine Niederträchtigkeit, ſo zu reden. Ich darf an nichts als an GOtt denken, und rede beſtändig von einem Manne. Ihr zwingt mich dazu, Grauſamer! Warum liebt ihr mich nicht mehr? Warum betrügt ihr mich nicht zum wenigſten damit? Ihr würdiget mich nicht einmal, mir ein einziges Mittel zu laſſen euch zu entſchuldigen. Wie? Könnt ihr euch wohl entſchlieſſen mich niemalen zu ſehen. Ach! ſchreibt mir doch einigemal. Betrügt euch darinnen nicht: Eure Eydſchwüre haben euch mir zu eigen ergeben, und ich habe kein ander Gelübde gethan, als beſtändig die eurige zu ſeyn. Nichts in der Welt muß unſere Herzen trennen. Ich habe mich eingeſchloßen, weil ihr es ſo gewollt habt. Dies iſt mein ganzer Beruf: Ihr wiſſet es wohl, und inzwiſchen iſt eure Kaltſinnigkeit doch nur die einzige Belohnung meiner Gefangenſchaft. Ich muß mich unter den Verlobten GOttes ſchämen, daß ich einzige die Magd eines Menſchen bin. Ich bin das Haupt einer ganzen Communität, ich ſollte ihnen mit guten Exempeln vorgehen, und ich bin einzig und allein dem Abelard gewidmet. Welch ein Aergerniß! Erleuchte mich doch, allmächtiger GOtt!

Macht

Macht es deine Gnade, daß ich ſo rede, oder iſt es die Verzweifelung, die mir dieſe Betrachtungen entreißt? Mitten durch das Feuer, das mich verzehret, betrachte ich mich zuweilen als eine Sünderin, die ihre Sünden beweinen müſte, und ich Elende, ich beweine nichts wie meinen Liebhaber. Ich erinnere mich alle Augenblicke meiner vorigen Sünden; allein es gereuet mich nicht, daß ich ſie begangen habe, ſondern daß ich ſie nicht mehr begehen kann. Zu was vor Unordnungen bringt ihr mich nicht, Abelard? Ich bekenne euch meine Schwachheiten; ich verweiſe euch eure Härte; ich weiß nicht mehr was ich ſage, die Uebermaaß meiner Liebe reißt mich dahin, ich kann mich nicht länger zurückhalten. Ach! wie hart iſt es nicht, geliebter Abelard, eine ſo lange Gewohnheit im Lieben zu beſtreiten! In dieſem Augenblick fühle ich die Empfindungen der Frömmigkeit, die mir GOtt einbläßt; in dem folgenden Augenblicke aber erfüllet ſich meine Einbildungskraft ſchon mit alle dem, was die Zärtlichkeit angenehmes hat, und denn überlaſſe ich mich dieſen Gedanken. Heute ſage ich euch alles, was ich euch geſtern gar nicht ſagen wollte. Bisweilen will ich euch gar nicht mehr lieben,

 allein

allein die Liebe rächet ſich recht grauſam an mir wegen dieſes Vorhabens, indem ſie die Marter der Liebe verdoppelt, und mich bey nahe für euch ſterben läßt. Um GOttes willen, helfet mich doch von meiner Liebe heilen, ſo wie ihr von der eurigen geheilet seyd. Tröſtet mich doch als mein Liebſter, als mein Gemahl, oder als mein Vater. Sollten euch dieſe Nahmen nicht aus Liebe, nicht aus Religion bewegen? Kommt und bemühet euch meine Leydenſchaft zu erſticken, und mich in meinen guten Vorſätzen zu unterſtützen. Verhindert mich doch, daß ich meinen Beruf nicht länger entheilige: Wir wollen uns unter die Vorſehung GOttes demüthigen, die ſich aller Sachen zu unſerer Rechtfertigung bedienet, und die uns durch eine Wirkung der ewigen Gnade öfters wider unſern Willen reiniget, indem ſie uns die Augen öfnet, und uns zur Erkenntniß unſers Elendes bringet.

Hier glaubte ich meinen Brief zu endigen, allein mein Herz iſt noch nicht vergnügt. Da ihr euch dazu verbandet, mich GOtt zu widmen, verſprachet ihr mir, an eurer Seite eben das zu thun: Inzwiſchen habt ihr mir nicht Wort gehalten. Wenn meine Tugend und mein Geſchlecht euch abhielten, mich

in

in der Welt zu laſſen, ſo müſte euch doch mein Leben, meine Treue und mein Herz, welches ihr doch kennen müſſet, von aller Furcht befreyen. Ich geſtehe es, euer Mißtrauen rührte mich empfindlich. Wie! ſagte ich bey mir ſelbſt, Abelard traute mir ſonſt auf das erſte Wort, und itzo müſſen erſt Altäre und Gelübde angewandt werden, um ihn meiner Treue zu verſichern! Ihr brauchtet mir nur Geſetze vorzuſchreiben, ohne mich einzuſchließen. Habt ihr denn wohl geglaubt, daß ihr im Laſter beſſer befehlen könntet, als in der Ausübung der Tugend? Alles, was von euch kömmt, hat gewiſſe Reizungen für mich, und nichts würde mir ſchwer geweſen ſeyn, unter euren Befehlen und unter eurer Anführung zu vollführen. Ihr ſeyd weit mehr in Gefahr, da ihr mich allein laſſet. Ich bin zu ſchwach, wenn ich alleine bin, und ich liebe euch itzo mehr als ich jemals gethan habe. Dieſes muß mich zum wenigſten überzeugen, daß meine Liebe rein geweſen iſt. Wenn ich damals die Wolluſt geliebt hätte, als man ſo grauſam mit euch verfuhr, ſo war ich ja nicht älter als zwanzig Jahr. Ich konnte Vergnügen haben, und andere auch vergnügen,

 wenn

wenn ich zu einem andern Vergnügen wäre fähig geweſen, als zu dem, welches ich in der Liebe gegen euch fand. Ich verachtete alles in der Welt mit Freuden, Reichthum, Ehre und alles, bis auf euch, mein liebſter Abelard. Laſſet mich doch hoffen, daß ich nicht ganz vergeſſen bin! Ich beſchwöre euch bey den Banden, die ich hier trage, daß ihr doch kommet und mir ihr Gewicht erleichtert; Ich werde ſie ſehr leicht finden, wenn ihr ſie mir tragen helfet. Ihr werdet mir die Grundſätze einer heiligen Liebe einflößen. Iſt es nicht billig, daß ihr mein Glück mit mir theilet, da ihr mich erſt in den Hafen der Gnade eingeführet habt? Wir wollen nur andere Vorwürfe wählen, ohne unſer Herz zu verändern: Wir wollen unſere Seelen bis zu GOtt hinauf ſchwingen: Wir wollen keine andere Freude ſuchen, als in ſeiner Ehre. Ich erwarte dieſes von ſeiner Barmherzigkeit. Er hat beſondere Rechte über die Herzen der groſſen Leute. Er entführet ſie, ſo bald er ſie rühret; bis dahin gedenket doch an mich. Erinnert euch meiner Zärtlichkeit und meiner Treue. Liebet mich als eure Liebſte, und hegt für mich die Zärtlichkeit eines Vaters, eines Bruders

und eines Gemahls. Gedenket, daß ich euch bis aufs äuſſerſte liebe, ob ich ſchon öfters wider dieſe Liebe ſtreite. Aber welch eine Läſterung! Euch nicht mehr lieben? Ich zittre recht davor, und ich habe bald Luſt, das Wort wieder auszuſtreichen. Endlich ſchlieſſe ich dieſen langen Brief, mein liebſter Abelard, indem ich euch das letzte Lebewohl ſage.

Vier und dreyßigſter Brief.

Sagen Sie mir doch, warum Sie mit meinem Landleben nicht zufrieden ſind, und warum Sie ſich ſo viele Mühe geben, mich wieder in die Stadt zu locken? Sie trauen Ihrer Stadt gewiß zu viel, wenn Sie glauben, daß ich Sie beneide, und mit allen Ihren Bewegungsgründen bekehren Sie mich bey dieſem ſchönen Herbſte nicht. Nennen Sie es, wie Sie wollen, Eigenſinn, üblen Geſchmack, Vorurtheil; das alles macht mich in meinem Syſtem nicht unruhig. Wenn Sie jetzt von mir eine weitläuftige Abhandlung von den Vorzügen des Landlebens vor dem Stadtleben ver-

muthen werden; ſo muß ich Ihnen ſagen, daß Sie ſich irren. Ich würde es der ſchönen Ode des Horaz doch nicht gleich thun. Es iſt Ihnen ohne Zweifel eine Menge ſolcher Abhandlungen ſchon bekannt, davon aber vielleicht die meiſten in ihren Gemählden übertrieben ſind. Man hat die Natur verſchönern wollen, und dadurch hat man ſie eben nicht zum beſten vorgeſtellet; man iſt mehr der Einbildungskraft als der Empfindung nachgegangen, und ich glaube noch immer, daß die prächtigſten Lobreden des Landlebens von ſolchen Perſonen herrühren, die mit ihrem Zuſtande in der Stadt mißvergnügt waren; man ſetzet es in die Schilderung der Eliſäiſchen Felder, weil man die Stadt für einen Acheron hält. Man ſtellet ſich alsdann das Gegenſeitige allemal ſüßer vor, als es iſt, und die Bezauberung fällt, ſobald man es einige Zeit empfunden hat. Sie wiſſen, was Horaz ſagt:

Agricolam laudat juris legumque peritus,
Sub Galli cantum conſultor vbi oſtia pulſat:
Ille, datis vadibus qui rure extractus in vrbem eſt,
Solos felices viuentes clamat in vrbe.

Da mir eben Horaz einfällt, ſo erinnern Sie

ſich

ſich auch, mein lieber Freund, ſeiner Fabel von der Stadt- und Feldmaus: Doch mit Erlaubniß, daß wir uns mit Mäuſen vergleichen dürfen. Ohne alle Fabeln zu reden, mein Werther, ſo will ich Ihnen nur einen kurzen Abriß von meiner Lebensart auf dem Lande machen. Erſt müſſen Sie wiſſen, daß ich eben nicht den ſchlechteſten Winkel der Erde bewohne: Die Natur hat hier ihre Annehmlichkeiten gleichſam im Kleinen zuſammengezogen. Unſer Dorf liegt in einem fruchtbaren Thale, das an einem mittelmäßig großen Fluße durch lauter Wieſen und Auen über zwo Stunden Weges führet. Aus meinem Garten, der an einem ſehr bequemen Wohnhauſe liegt, kann ich ſogleich ungeſehen in einen ſchönen Buchwald gehen, wo ich oben von einer freyen Anhöhe neben einem alten verfallenen Schloſſe drey Meilen weit um mich ſchauen, und über ſechs Städte und Dörfer zählen kann. Im Sommer ſtehe ich alle Morgen um vier Uhr auf, und mache an dem Fenſter meine Betrachtungen über die Herrlichkeit GOttes auf den Feldern: O was ſind dieſe Stunden ſüße, mein Freund! Denn ſinne ich meinen Geſchäften des Tages nach, bis

drey junge Leute, die ich zu mir genommen habe, um ſie der Welt brauchbar zu machen, in meine Stube kommen; mit dieſen nehme ich die erſten Gründe der Weltweisheit und der freyen Künſte vor. Die Arbeit geſchiehet mit Luſt, weil ſie mich lieben, und viele Fähigkeit haben. Eine Stunde vor Tiſche bringen wir zuſammen in dem Garten zu, wo ich Gelegenheit habe, ihr Vergnügen mit allerley phyſikaliſchen Anmerkungen zu beſchäftigen. Dieſes gefällt ihnen ungemein, und ich habe ſie ſchon ſo aufmerkſam gemacht, daß ich beſtändig auf eine neue Frage zu antworten habe. Den Nachmittag bringe ich allein in meinem Kabinette, mit Leſen und Schreiben zu, darinn mich niemand ſtöhren muß. Gegen Abend um ſechs Uhr verſammlet ſich meine kleine Akademie wieder, und alsdann gehen wir hinaus ſpatzieren,

Dann irrt das Auge froh durchs Thal,
Und ſieht die Schönheit ohne Zahl,
Die der Natur die Kunſt nie ſtahl,
Aus den belebten Feldern prangen:
Wie dort des Landmanns Seegen reift,
Wie der verjüngte Wald um jene Hügel ſchweift,
An welchen ſatte Heerden hangen.

Wir

Wir ergeʒen uns an dem Fleis der Landleute, die auch für uns arbeiten und einſammlen; ich laſſe mich zuweilen mit ihnen ins Geſpräch ein, und finde in ihren Reden, denen die Unſchuld viel Beredſamkeit giebt, öfters mehr Vernünftiges, als in dem Umgange mancher Gelehrten:

Was Epiktet gethan, und Seneca geſchrieben,
Sieht man hier ungelehet, und ungezwungen üben.

Ja ich lerne zuweilen von ihnen manches im Landbau und in der Naturlehre, das mir Vergnügen giebt. Ich frage unter Weges meine kleine Geſellſchaft, ob ſie den Nachmittag dazu angewendet haben, wozu er ihnen des Morgens beſtimmt worden; ſie müſſen mir von allem Rechenſchaft geben, und ich treffe immer eine Gelegenheit an, ſie bald aus einem Poeten, bald aus einem andern guten Scribenten eine Stelle ſagen zu laſſen, wobey ich ihnen ſogleich in der Natur ſelber zeige, wie die Schilderung getroffen ſey. Wir gehen zuweilen nach dem Berge, wo das alte Schloß liegt: Bey dieſem Denkmahl der vorigen Zeiten ſuche ich

ich meinen Begleitern etwas von der Geſchichte unſerer Vorwelt und von den deutſchen Alterthümern zu ſagen. Ihre Neugierigkeit, die ſie dabey bezeigen, freuet mich. Das gröſte Vergnügen aber finde ich darinn, wenn ich ſie aus den Werken der Natur von der Majeſtät und Liebenswürdigkeit des Schöpfers unterhalte, und meinem Herzen wird dabey recht wohl, daß es ſeine Empfindungen nicht in ſich allein verſchließen darf, ſondern andern mittheilen kann. Wann wir zu Hauſe angelangt ſind; ſo bringe ich nach der Abendmahlzeit zwo Stunden allein mit meinem Verwalter zu, den ich vor das ganze Hausweſen ſorgen laſſe; er muß mich von allen Vorfällen des Tages unterrichten, ich bemerke das Nöthige in meinem Handbuche, ich höre ſeine Meynungen, und gebe ihm neue Verhaltungsbefehle. Dieſer Mann hat das Unglück, daß er einen unreifen Witz beſitzt, und ſehr darinn verliebt iſt. Er erzählt mir nichts, ohne einen guten Einfall von ſeiner Art dabey anzubringen, auf den er ſich vielleicht ſchon zween Tage vorher gefreuet hat; er füllt ſogar ſeine Strafpredigten auf das Geſinde mit dieſem Witze an, und in ſeinen

Nebenſtunden macht er Verſe; er will ſie auf ſeine Koſten drucken laſſen, und hat mich um eine Vorrede dazu gebeten. Ich rechne den Mann von dieſer Seite unter das unentbehrliche Hauskreuz, und ich würde ihn ſchon längſt ſeines Witzes wegen abgedankt haben, wenn er nicht ſein Amt ſehr wohl in acht nähme: Um des guten Verwalters willen muß ich alſo die Unbequemlichkeit des witzigen Kopfes mit Gedult ertragen. Nun ſollte ich Ihnen eine angenehme Ruhe wünſchen, mein Werther, dann nach der Unterredung mit dem Verwalter, pflege ich mich niederzulegen. Allein ich will Ihnen zu gefallen, dieſesmal etwas länger wachen. Die meiſten Tage verſtreichen alſo auf die beſchriebene Art, wenn mich kein Beſuch überfällt: dieſes geſchiehet gemeiniglich alle Woche ein paarmal, entweder von dem Prediger, oder von dem Amtmann. Dieſe beyden Männer ſind meine Freunde, und welches was ſeltenes iſt, ſie ſind es unter ſich ſelbſt. Mit dem Prediger bin ich beſonders wohl zufrieden; ſeine Predigten ſind rührend, ohne daß er ſie ſelber rühmt, und ſein ſchöner Wandel hat einen Einfluß in die Sitten unſers ganzen Dorfes.

Bey

Bey mir wird nicht geſpielt, nicht, als ob ich es für unerlaubt hielte, ſondern weil man ſich mit etwas Beſſers unterhalten kann, und weil es bey uns unnöthig iſt, böſe Geſpräche dadurch zu verhüten. Das Spiel macht die Geſellſchaft ungleich, und an ſtatt, daß es beluſtigen ſollte, führt es endlich einen Zwang ein. Doch habe ich mir ein Billard machen laſſen, und meine Geſellſchaft findet dieſes Spiel angenehm. Im Herbſte mache ich mir zuweilen das Vergnügen, einer Fiſcherey oder dem Vogelfange beyzuwohnen; gemeiniglich aber reiſe ich um dieſe Jahreszeit nach meinem Vaterlande. Das alles iſt gut, werden Sie ſagen, aber wie geht es mit dem traurigen Winter auf dem Lande? Nun, mit dem traurigen Winter = das gehet noch an. Er ſcheinet freylich in der Stadt nicht ſo beſchwerlich zu seyn, als auf dem Lande. Man hat wenige Geſellſchaft, es iſt wahr; aber dagegen nöthiget uns auch kein eigenſinniger Wohlſtand zu manchen Geſellſchaften, die uns verdrüslicher ſind, als alle Einſamkeit: Ich habe überdas eine gute Bücherſammlung, ein ſchönes Clavecin, und einen ſtarken Briefwechſel; dadurch empfinde ich den Winter kaum halb, und zur Vergel-

tung

tung iſt auch ein einziger ſchöner Frühlingsmorgen bey uns mehr werth, als ein ganzes Jahr in den todten Mauren Ihrer Stadt. Ich mache Ihnen keine rhetoriſche Figur. Wenn ich jetzt nur drey Tage in der Stadt bin, welches öfters um einiger Bekannten willen geſchiehet, oder auch um eine Zerſtreuung zu haben, die mich mein Dorf noch angenehmer finden läßt; ſo wird mir ſchon die Zeit ganz lange, und ich denke mit Sehnſucht:

O rus, quando ego te adſpiciam? quandoque licebit
Nunc veterum libris, nunc ſomno, et inertibus horis
Ducere ſollicitae iucunda obliuia vitae?

Kurz, mein lieber Freund, es fehlet mir hier zu meinem vollkommenen Vergnügen nichts, als Ihre öftere Gegenwart, und dieſes iſt kein Compliment. Aber wann ich dieſes Glück, wegen der ziemlichen Entfernung unſers Aufenthalts nicht hoffen darf; ſo ſchicken Sie mir doch wenigſtens Ihr Portrait. Ich habe einen eigenen Saal zu den Bildniſſen meiner angenehmſten Freunde gewidmet: Ohngeachtet ich ſchon lange daran

daran ſammle; ſo ſiehet es doch noch ziemlich leer darinn aus.

Urtheilen Sie nun, ob ich nach dieſen Neigungen fähig bin, in einer Stadt vergnügter und glücklicher zu leben, ich, der ich über zwanzig Jahre die Gemüthsruhe in Städten vergebens geſucht habe? Jetzt finde ich ſie; und Sie wollten mir ſie mißgönnen? Nein, laſſen Sie mich in meiner Einöde! Ich will eben ſo billig ſeyn, und Sie nicht durch eine verhaßte Abbildung der Stadt, zum Landleben ermuntern. Es hat alles ſeine gute und ſchlimme Seite, der Landmann hat ſeine Beſchwerlichkeiten, wie der Bürger, und ich kenne viele, die auf dem Lande mißvergnügt leben, ſo wie viele in der Stadt vergnügt ſind. Es kömmt hier nicht ſowohl auf den Ort an, wo wir ſind, ſondern was für Neigungen und Leydenſchaften unſer Herz dahin mitbringt. Leben Sie vergnügt in Ihrer Stadt: ſo rathe ich Ihnen nicht, auf das Land zu ziehen; Sie würden aus Ihrem Zirkel herauskommen, Sie würden ſich in ein grenzenloſes Feld wagen, wodurch vielleicht in Ihrem Herzen viel Leeres entſtehen möchte, Sie würden andere Gewohnheiten, andere Beſchäftigungen, andere Neigungen

gungen annehmen müſſen. Es giebt viele Ergetzlichkeiten in der Stadt, zumal auf einer Univerſität, die Sie auf dem Lande vergebens ſuchen würden; aber man muß ſie ohnpartheyiſch gegen einander wägen, wenn man ſich nicht will blenden laſſen. Wenn ich alles wohl überrechnet habe, ſo finde ich, daß die große Kunſt, ſtets frölich zu ſeyn, ſich beſſer auf dem Lande lernen laſſe, als in der Stadt. Ich bin ꝛc.

Fünf und dreyßigſter Brief*).
An Carolinen.

Sehen Sie wohl, ſchöne Caroline, daß ich recht gemuthmaßet habe? Mir wollten Sie nicht glauben, daß Ihnen der franzöſiſche Alciphron und Ariſtenät nicht gefallen könnten. Itzt geſtehen Sie mir es ſelbſt. Bey nahe verdienen Sie das kleine Misvergnügen, welches Ihnen dieſe Briefe verurſachet haben. Warum ſind Sie ſo neugierig? Allem

*) Bremiſche Beyträge zum Vergnügen des Verſt. und Witzes II. B. S. 245.

Anſehen nach müſſen Sie auf dieſe Griechen noch recht böſe geweſen ſeyn, als Sie mir geſchrieben haben. Wie muthig haben Sie dieſelben nicht angegriffen? Ihr Zorn machet Ihnen Ehre, und ihr guter Geſchmack beſtätiget die Vorzüge unſerer Zeiten. Sie haben darinn recht, ſchöne Caroline, daß die griechiſche Galanterie für uns nicht von allen Seiten annehmlich iſt. Sie iſt gegen die Höflichkeit in einigen Fällen gar zu gleichgültig. Sie iſt mehr offenherzig, als anſtändig. Sie ſaget auch zuweilen mehr heraus, als man wiſſen darf. Ein unreiner, kränklicher Epikur, der häßlichſte Menſch von der Welt, iſt eben keine Zierde eines galanten Briefes. Leontium, ſeine Schöne, die den geheimen Sieg umſtändlich erzählet, den Timarch über Sie erhalten hat, kann für keine Leſerinnen geſchrieben haben, und ihren Leſern trauet ſie zu viel Verſchwiegenheit zu. Die griechiſchen Liebhaber ſind zuweilen wie unſre heutigen jungen Herren. Sie nehmen ſich beyde gewiſſe Dinge ſehr wenig übel, wenn ſie dem ſchönen Geſchlechte aufwarten. Und ſie gefallen auch beyde nur unter einer gewiſſen Geſtalt in galanten Schriften.

Iſt

Iſt dieſes aber diejenige Geſtalt, unter der Thais den Euthydem liebenswürdig findet? Würde eine Liebhaberinn ſich zu unſern Zeiten von ihrem Liebhaber die Gefälligkeit ausbitten, daß ſie ihm den Schweiß abwiſchen dörfe? Hierinn und vielleicht in noch mehrern Stellen muß man Ihnen Beyfall geben, ſchöne Caroline. Sie ſind eben nicht die artigſten. Aber gehen Sie nicht etwan darinn zu weit, daß Sie deswegen die ganze Sammlung verwerfen wollen? Was wollen Sie mit denen Stellen machen, deren Artigkeit Sie auch wider ihren Willen empfinden müſſen? Finden Sie denn die Art nicht ſchön, mit welcher Thais den Vorzug der Frauenzimmer, die zärtlich ſind, vor den ſtolzen und eigennützigen Weltweiſen behauptet? Wir halten mehr auf die Religion, als die Sophiſten, ſaget ſie; wir ſagen nicht, daß es keine Götter gebe; wir glauben vielmehr unſern Liebhabern, wenn ſie uns bey den Göttern ſchwören, daß ſie uns lieben. Dieſe, und viele andere Stellen, die auch Crebillon, den Sie doch für einen Meiſter in galanten Schriften halten, vielleicht nicht hätte beſſer ſagen können, ſind ein gewiſſes Zeugniß, daß ihre Verfaſſer auch diejenigen für ſchön befunden

funden haben müſſen, die wir theils überſehen, theils gar für ſchlecht halten. Denn wer einen ſchönen Einfall erfinden kann, der wird auch zu verhindern wiſſen, daß der folgende ihn nicht entehre. Wenn uns Alciphron misfällt: So misfällt er uns, weil wir ſo viele Jahrhunderte ſpäter leben, als er. Wir haben eine andre Religion, audre Sitten, und eine andre Sprache. Urſachen genug, warum Sie lachen, wenn Sie bey der Venus und Ceres ſchwören hören, und warum Sie durch manche Schmeicheleyen nicht gerühret werden. Sie werden ſich auf alle dieſe Vorſtellungen doch nicht wieder mit dem Alciphron und Ariſtenät ausſöhnen. Ich ſehe aber auch, daß Sie bey dem Verluſte ſo vieler artigen Einfälle nicht unempfindlich bleiben können. Ich will Ihnen eine Ueberſetzung aus dem Alciphron und Ariſtenät mittheilen, die Sie, ohne roth zu werden, leſen können, und ich will dasjenige kühn weglaſſen, oder ändern, wodurch ihr Geſchmack verdrüßlich gemacht werden könnte. Ich weis, die Kunſtrichter werden mir es vergeben, daß ich dieſe Griechen für das ſchöne Geſchlecht habe geſitteter machen wollen.

Aus dem Griechiſchen des Alciphrons.

Der 34. Brief des 1. Buches.

Thais an den Euthydemus.

Seit dem Sie ſich in den Kopf geſetzet haben, ein Philoſoph zu ſeyn: haben Sie ſich auch ein rechtes Anſehen gegeben, und eine rechte vornehme Miene angenommen. Sie haben ſich, wie ein Philoſoph, gekleidet. Sie haben ein Buch unterm Arme, und gehen alſo mit ſtolzen Schritten in die Akademie. Sie gehen vor unſerm Hauſe vorüber, als wenn Sie es vorher nie geſehen hätten. Einfältiger Euthydemus! Sehen Sie denn nicht, was hinter dieſem ſauertöpfiſchen Sophiſten ſtecket, der Ihnen ſolche ſeltſame Dinge vorſaget? Dieſer Sophiſt hat ſich lange Zeit, und wie lange meynen Sie wohl? ganzer ſechs Monate hat er ſich viele Mühe gegeben, bey mir glücklich zu werden. Und itzt iſt er in die Herpyllis, das Mädchen der Megare, ſterblich verliebt. Damals wollte ich ihm freylich keinen Zutritt bey mir verſtatten; denn ich wollte lieber Ihr Herz beſitzen, als das Gold aller Sophiſten dafür nehmen. Nunmehr aber will ich ihm Gehör

geben. Denn er hat Sie doch unſerm Umgange nun einmal entzogen. Sie ſollen ihren werthen Lehrer, dieſen Feind des Frauenzimmers, wenn es Ihnen gefällt, bey mir in ſeinen verliebten Thorheiten ſehen. Wenn Sie doch einmal ſehen wollten, verblendeter Euthydemus, daß die Sophiſten, durch Praleren und Stolz nur ihren Gewinnſt ſuchen! Meynen Sie denn etwan, daß zwiſchen einem Sophiſten, und zwiſchen einem Frauenzimmer, das zärtlich liebet, ein groſſer Unterſcheid ſey? Vielleicht iſt dieſes der einzige, daß ſie nicht beyde einerley Mittel zur Ueberredung gebrauchen. Unterdeſſen haben ſie doch beyde den Gewinn zu einer Abſicht. Jene ſuchen, Geld; wir ſuchen, Herzen zu gewinnen. Wir ſind aber auch noch beſſer, als die Sophiſten. Halten wir nicht mehr auf die Religion als ſie? Wir ſagen nicht, daß es keine Götter gebe: Wir glauben vielmehr unſern Liebhabern, wenn ſie uns bey den Göttern ſchwören, daß ſie uns lieben.

Doch vielleicht ſind wir in Ihren Gedanken weit unter den Sophiſten, weil wir nicht wiſſen, woher die Wolken entſtehen, und wie die Sonnenſtäubchen beſchaffen ſind. Aber ich habe

mich auch auf dieſe Sachen gelegt, und vielfältig darüber diſputirt. Unſere Freunde laſſen ſich nicht einmal im Traume einkommen, Tyrannen zu werden, oder in der Republik einen Aufruhr zu ſtiften. Wenn ſie bis an den Morgen getrunken haben, und berauſchet ſind: ſo halten ſie bis drey oder vier Uhr ihre Ruhe. Wir unterrichten die Jugend eben ſo gut, als die Sophiſten. Vergleichen Sie nur einmal, wenn es Ihnen gefällt, die artige Aſpaſia mit dem Sophiſten Sokrates. Stellen Sie eine Unterſuchung an. Wer hat von ihnen die jungen Herren am beſten unterrichtet? Perikles war ein Schüler der Aſpaſia, Kritias hingegen des Sokrates Schüler. Legen Sie alſo dieſe Eitelkeit und dieſes verdrießliche Weſen ab, mein liebſter Euthydemus. Es ſchicket ſich nicht für ſolche Augen, wie die Ihrigen ſind, daß ſie finſter ausſehen. Kommen Sie zu Ihrer Geliebten wieder, wie Sie vor dem oft zu thun gewohnt waren, als Sie noch vom Tanzboden kamen, um ſich bey mir wieder zu erholen. Alsdann wollen wir einander, nach einem kleinen Rauſche, die zärtlichſten Verſicherungen der Liebe geben. Und alsdenn werden Sie mich

für ſehr weiſe halten. Der Himmel gönnet uns nur eine kurze Zeit zu leben. Sind Sie leichtſinnig genug, dieſe kurze Zeit auf Räzel und Gewäſche zu verwenden?

Aus dem Griechiſchen des Ariſtenäts.

Der 24. Brief des 1. Buchs.

Muſarium an ihren geliebten Lyſias.

Geſtern Abend hatten ſich meine vornehmſten Anbeter bey mir verſammlet. Anfänglich waren ſie ſtumm. Der eine winkte dem andern; und jedweder verlangte, daß ſein Nachbar mir alles dasjenige vorſagen ſollte, worüber ſie alle vorher mit einander einig geworden waren. Endlich fieng der muthigſte unter ihnen an. Er that, als ob er mir einen guten Rath mittheilen wollte. Im Herzen aber war er auf Sie eiferſüchtig, Lyſias, und ſuchte Sie bey mir verhaßt zu machen. Hören Sie nur, was er mir für wunderliches Zeug vorgeſaget hat: Sie haben vor allem Frauenzimmer einen Vorzug in der Schönheit. Aber alles übrige Frauenzimmer kennt den Werth der Geſchenke beſſer, als ſie. Und dieſen Vorzug

müſſen

müſſen ſie ihnen laſſen. Sie könnten Geſchenke über Geſchenke erhalten, wenn ſie einen unter uns wählen wollten. Aber ſie verachten uns, und unſere Geſchenke kommen ihnen nicht beneidenswürdig vor. Dem einzigen Lyſias haben ſie ihren jugendlichen Reiz, ohne Nebenabſichten, aufbehalten. Wenn er noch ſchön wäre, ſo müßte man ſich freylich darein finden, daß der Reiz eines einzigen ſo viele Liebhaber verdrängen könnte. Man würde es ihnen alsdenn vielleicht vergeben, daß ſie ein hübſches und auſſerordentliches Geſicht reichen Liebhabern vorziehen. Aber Lyſias iſt doch eben der ſchönſte nicht. Gleichwohl können ſie ihrem Lyſias, in unſerer Gegenwart, ſo viele Lobreden halten, daß ſie uns ſchon ganz damit betäubet haben. Sie haben uns den Kopf vom Lyſias ſo voll gemachet, daß es uns vorkömmt, als wenn wir ihn beſtändig nennen hörten. Wir ſchlafen darüber ein, und hören ihn wieder, wenn wir erwachen. Sie müſſen bezaubert ſeyn. Nein, ſo weit geht keine Liebe. Wir bitten ſie nur um dieſes einzige; entdecken ſie ſich: Wollen ſie denn den Lyſias allen andern vorziehen? Wir wollen ihrem Geliebten nicht im Wege ſtehen.

Dergleichen Dinge ſchwaßte er mir den ganzen Abend vor. Und ich würde einen ganzen Tag zubringen müſſen, wenn ich Ihnen jedwede Kleinigkeit erzählen wollte. Aber ich ließ ſein Gewäſch größtentheils zu einem Ohre hinein, und zum andern wieder hinaus gehen. Endlich aber konnte ich mich nicht länger halten. Ich ſagte ihm rund heraus: Mein Herz hat ſelbſt den Lyſias gewählet. Ich geſtehe es, meine Zärtlichkeit gegen ihn nimmt Tag und Nacht zu. Meynen Sie aber, geliebter Lyſias, daß ſich ihre Nebenbuhler hiedurch abſchrecken lieſſen? Nichts weniger; hören Sie nur: Sie fiengen an zu ſchreyen, und fragten mich ganz boshaft und ſpöttiſch: Wer liebt denn dieſen unangenehmen und verdrießlichen Menſchen? Wer ihn liebt? verſeßte ich; ich. Bey dieſem Geſtändniſſe hielt ich die Hand vors Geſicht, weil ich in der That ein wenig roth wurde. Leben ſie wohl, meine Herren, ſeßte ich hinzu. Machen ſie mir und meiner Liebe keine Vorwürfe. Ich verliebe mich in keine Geſchenke. Ich ſchenke nur demjenigen mein Herz, den ich beſitzen will. Ich will aber den Lyſias beſitzen, ohne ſie dazu zu nehmen, meine Herren. Darauf

gieng

gieng ich fort. Beſuchen Sie mich doch, geſchwind, geſchwind, mein allerliebſter Lyſias. Die Eilfertigkeit ſchickt ſich zur Liebe. Säumen Sie ja nicht, wenn Sie mir auch nur einen Kuß mitbringen ſollten. Ich will Sie beym Ohrläppchen kriegen, und Ihnen drey Küſſe wieder geben. Ja ich will Sie recht ſchön küſſen. Ich bitte Sie nochmals, Lyſias, kommen Sie ja ſo geſchwind, als Sie können. Itzt, da ich Ihnen ſchreibe, wollte ich daß Sie ſchon da wären. Alle ihre Nebenbuhler ſind Menſchengeſichter gegen Sie. Die Narren!

Sechs und dreyßigſter Brief.

Was ich von den Freundſchaftsverſicherungen des Herrn D** halte? Wann ich die Ihrigen und noch ein paar wenige ausnehme, ſo halte ich von den andern meiner Bekannten zuſammen nicht viel. Ich ſehe die meiſten als eine Ceremonie an, die man mitmacht, ohne daran zu denken, und wo das Wort Freundſchaft im allerweitläuftigſten Ver-

Verſtande oder gar als ein leeres Wort genommen wird. Herr D ** iſt einer von denen, die mich durch ihre aufrichtige Miene hintergangen haben, die aber nicht zum zweytenmale betrügen kann, wenn man das Herz kennt. Zum guten Glücke hat er die Larve früh abgezogen, und das iſt durch eine Handlung geſchehen, die für mich hätte gefährlicher werden können, wann er die Verſtellung weiter getrieben hätte. Mündlich will ich Ihnen mehr davon ſagen. Nehmen Sie ſich nur für ihm in Acht; denn er drohet Ihnen ebenfalls mit ſeiner ſchädlichen Freundſchaft. Dieſer ſchleichende und äuſſerlich gefällige Charakter gehöret zu jenen heßlichen Menſchen,

Die darum Freunde ſich erwerben,
Um Freunde ſichrer zu verderben.

Halten Sie mich für keinen Menſchenfeind, mein lieber S** wann ich in der Wahl der Freunde überaus ſchwürig bin. Die Freundſchaft iſt für mich ſo was Erhabenes, und die Verſicherungen derſelben kommen mir ſo heilig, ſo ehrwürdig vor, daß mir diejenigen nicht viel beſſer als Gotteslåſterer ſcheinen, die damit einen Miß-

brauch

brauch treiben. Ich nenne mich wenigſtens lieber zehnmal einen unterthänigen Knecht des andern, als ſeinen Freund, wann ich weis, daß er unfähig iſt, mein Freund zu ſeyn. Mein Freund muß drey Eigenſchaften beſitzen, nach welchen ich ihn zuvor prüfe, ehe ich wähle: er muß einen großen Grund von Ehrlichkeit beſitzen; er muß vernünftig und tugendhaft ſeyn; er muß ein Geheimnis behalten können; kurz, er muß ſo ſeyn, wie Sie, mein Werther. Glauben Sie ja nicht, daß ich ſo eigenſinnig ſey, einen Freund ohne alle Fehler zu verlangen. Ich weiß, daß wir noch hier in der Welt leben, und daß das Vollkommene nicht für Sterbliche iſt. Diejenigen, welche ihre Forderung gar zu hoch treiben, und uns unaufhörlich mit Klagen ermüden, daß die Welt von Freunden ausgeſtorben ſey, mögen ihre Freunde in Platons Republik ſuchen, oder vielmehr ſich ſelbſt beſſer kennen lernen. Ich kann gewiſſe Fehler an meinem Freunde ertragen und verzeihen; aber ſie müſſen niemals Antheil an ſeinem Herzen haben: Die Grundſtützen unſerer Freundſchaft müſſen dadurch unbeſchädigt bleiben. So bald nur eine ſinket; ſo ſinken ſie nach meiner

Mey=

Meynung alle. Wie weit könnte ich Sie noch in einer ſo reichen Materie führen? Doch Sie empfinden alles beſſer, als ichs Ihnen ſagen kann. Laſſen Sie mir die Stelle, die mir einmal Ihr ädles Herz eingeräumt hat, und glauben Sie, daß ich Sie nicht blos mit der Miene liebe, ꝛc.

Sieben und dreyßigſter Brief. *)

Mademoiſell,

Ich danke Ihnen ſehr, daß Sie ſich nicht über mich beſchweren, und ich verſichere Ihnen auch, daß Sie dazu ſo wenig Urſache haben, als jemand in der Welt. Es wundert mich nur, daß diejenigen, welche mich ihrer Liebe würdigen, meine Faulheit tadeln, wie Sie ſchreiben; und daß ſie ſelber ſo faul ſind, mir dieſes durch jemand anders verweiſen zu laſſen. Es würde in dem Zuſtande, worinn ich bin, vernünftiger ſeyn, mir Troſtſchreiben zu ſchicken, als Klagen, und das ſind wohl nicht die Bedrängten, die Verſtoßenen, die ihrer Güter Beraubten, welche andern ſollten Vergnügen ma-

*) VOITURE Lettre XIX.

machen. Indem ich das ſage, ſo glauben Sie nicht, Mademoiſell, daß ich mich über jene ſeltene Perſon beklage, welche ihr Verdienſt und ſchwache Geſundheit über alle Arten von Pflichten hinausrücken. Sondern die, welche aus frölichem Herzen ſchreiben, und nur, um Artigkeiten zu ſagen, ſind, wie mich deucht, nicht zu entſchuldigen, daß ſie mir dieſe Ehre nicht gegönnet haben. Ich verſichere Ihnen, daß niemals eine Traurigkeit der meinigen gleich geweſen iſt; und wann ich mich getrauete klägliche Briefe zu ſchreiben, ſo wollte ich Ihnen Dinge ſagen, die Ihnen das Herz durchſchneiden ſollten. Aber aufrichtig zu reden, ich werde es gerne ſehen, daß es ganz bleibe; ich würde beſorgen, wann es einmal durchſchnitten wäre, daß es ſich in meiner Abweſenheit vertheilen möchte. Sie ſehen, wie ich mich der artigen Sachen zu bedienen weiß, die ich ſagen höre: Aber Sie, Mademoiſell, von der ich dieſes habe, und von der ich keinen einzigen Einfall ſogar zwey Jahre hernach, als ich ihn gehöret, vergeſſe, ſchreiben Sie mir doch einige, weil ich mir ſie ſo wohl zu Nutze zu machen weiß, und ſchicken Sie mir einige Worte,

deren ich mich ſo lange als dieſer, erinnern ſoll. Alle, die ich noch bisher von Ihrer Seite geſehen habe, ſind ſo gleichgültig, daß ſie nichts von meinem Verdruße verringert haben: Schikken Sie mir doch einige, ich bitte Sie gehorſamſt, welche mehr Kraft haben, da Sie ja Ihren Worten alle Kraft geben können, die Ihnen nur beliebt. Wo nicht, ſo werde ich glauben, daß dieſe ſchleunige Ausſöhnung, welche ſo kurz vor meiner Abreiſe geſchahe, falſch geweſen iſt; und daß nichts Aufrichtiges an Ihnen geweſen ſey, als ihr Kaltſinn und Ihre Gleichgültigkeit. Denken Sie nur einmal, ob es möglich iſt, daß ich bey dieſer Einbildung lebe, und ob Sie nicht die böſeſte Perſon von der Welt ſind, wann Sie mich in dieſe Gefahr ſtürzen. Ich beſchwöre Sie, ſorgen Sie etwas beſſer für mich, Mademoiſell; dann ich glaube, Sie ſind nicht wenig dazu verbunden.

Da ich dieſen Brief ſchon geſchrieben hatte; ſo iſt es mir vorgekommen, als wann über fünf bis ſechs Unzen Liebe darinn wären: Aber es iſt ſchon ſo lange, daß ich nichts davon geredet habe, daß ich mich deſſen nicht habe ent-

enthalten können, und überdas bin ich ſo klein, daß es mit mir eben keine Gefahr hat.

Acht und dreyßigſter Brief *).

Ich weiß zwar noch nicht eigentlich, wer Sie ſind; aber ich bin überzeugt, daß der Brief, den ich erhalten habe, nur von dem beſten Manne in der Welt herkommen kann; und ich darf dereinſt viel Beyſtand von Ihnen erwarten, wann es wahr iſt, was Sie ſagen, daß Sie mir beſſer dienen könnten, als ſchreiben. Sind Sie derjenige, den ich mir vorſtelle, ſo konnte mir dieſes Gute von keiner angenehmern Seite kommen, und ich freue mich ungemein, ſo viel Gütigkeit in einer Perſon zu ſehen, an der ich ſchon alle andere vortrefliche Eigenſchaften bemerket hatte. Wie Sie mir dadurch mehr Ehre erwieſen haben, mein Herr, als ich vermuthen konnte, ſo verſichere ich Sie auch dagegen, daß ich erkenntlicher dafür bin, als Sie ſich vielleicht vorſtellen können, und daß ich nicht weniger

*) VOITURE Lett. XLV.

ädel genug bin, dieſe Gewogenheit zu empfinden, als Sie, mir dieſelbe zu gönnen. Sie denken zu gut von mir, als daß Sie dieſes nicht glauben ſollten; und Sie, mein Herr, da Sie aller Herzen gewinnen, die Sie ſehen, wenn Sie ſich blos kennen laſſen, Sie dürfen nicht zweifeln, daß Sie nicht ungemein von denen geliebet werden, die Sie ſo beſonders dazu verbinden. Indeſſen kann ich Ihnen ſchwören, mein Herr, daß unter ſo vielen Zuneigungen, die Sie ſich erworben haben, keine mit ſo vieler Ehrerbietung und Ergebenheit begleitet ſey, als die meinige, und daß ich mehr als jemand bin ꝛc.

Neun und dreyßigſter Brief *).

Ich möchte wohl wiſſen, warum Sie ſich über unſern guten Freund, den Ritter, ſo ſtark aufhalten, daß er ein gemeines Mädchen liebet? Meynen Sie denn, man könne ein Herz nicht anders erlangen, als den Maltheſerorden, bey

*) S. des Hrn. von Fontenelle Briefe, den vierten, nach des Hrn. Hofrath v. Steinwehrs Ueberſ.

bey dem man erſt ſeine Ahnen beweiſen muß! Für meinen Theil halte ich ein paar ſchöne Augen für ſo etwas ädles, als ein königliches Herkommen, und begehre nicht, daß ſie mir andere Güter, als Lebhaftigkeit und Anmuth zubringen ſollen. Glauben Sie wohl, daß ich einem Geſichte ſeine Häßlichkeit verzeihe, weil es von zwanzig Herzogen herſtammet? Keinesweges. Alle Häßliche ſind in meinen Augen Bürgermädchen. Dennoch habe ich gewiſſe Leute geſehen, die an einem ziemlich ungeſtalten Frauenzimmer allein ihre vornehme Ahnen und ihr hohes Haus liebten. Ich geſtehe es Ihnen aber ganz gerne: Solchen hohen Geiſt habe ich nicht, daß ich in einen Stammbaum verliebt ſeyn kann. Wäre unſer Ritter in einem Lande, wo man die Könige nach ihrem guten Ausſehen wählet, ſo würde er itzo gewiß eine Prinzeßinn lieben. Weil er aber in Frankreich iſt, ſo liebet er nur ein geringes Mädchen. Wohlan, er darf ſich ja nur einbilden, es ſey eine fremde Prinzeßinn, die man nicht davor erkennet. Jedoch ernſtlich davon zu reden: Wenn Sie befänden, daß Ihr Herze eben auf dem Puncte wäre, ſich einer angenehmen Perſon

zu ergeben, würden Sie es wohl aufhalten, und zu ihm ſagen: Warte, warte, mit der Schönheit ſind wir zufrieden; aber wir haben noch nicht den Adel unterſuchet? Ich bin gewiß, Ihr Herze würde Ihrer Unterſuchung zuvor kommen. Mir ſcheinet der Geſchmack des Ritters ganz gut zu ſeyn. Bey vielem vornehmen Frauenzimmer iſt faſt nichts mehr natürlich; weder ihre Farbe, noch ihre Leibesgeſtalt, noch ihr Denken. Die Natur iſt zu dem gemeinen geflüchtet: Und da will ſie der Ritter ſuchen. Sein ganzes Unglück iſt dieſes: Daß er nicht in ſieben prächtigen ausgeputzten Gemächern, die alle neben einander liegen, ſeufzen, und in dem ganzen Hauſe nichts ſo ſchönes antreffen wird, als ſein Mädchen. Hat er aber den Vorſatz ſie zu betrügen, ſo halte ich gar nichts mehr von ihm. Leute von ſeiner Art pflegen gemeiniglich ſolchen ſchönen Kindern einzubilden, es ſtünde nicht gut, wenn man ſich lange wehrete; das vornehme Frauenzimmer machete es ganz anders: Und darüber ergeben ſich die armen Kreaturen, bloß um zu zeigen, daß ſie zu lieben wiſſen. Ich verlange, daß man der Einfalt ihre gebührende

Ehre gebe. Will man aber ein Betrüger ſeyn, ſo ſey man es bey den Vornehmen, unter denen ein betrügeriſcher Umgang ſchon eingeführet iſt.

Vierzigſter Brief *).

Mein Herr,

Beantworten Sie mir einmal eine Gewiſſensfrage, die mich beunruhiget; ich bitte Sie darum. Ich nehme meine Zuflucht zu Ihnen, als zu einem ſehr erleuchteten Lehrer. Ich liebe, oder beſſer zu ſagen, ich beſuche eine ſehr artige Frau. Sie iſt jung, und kann durch ihre Perſon allein ſchon verliebt machen. Nur beſtehet ihre Thorheit in dem Sinnreichen. Sie will nichts als ſinnreiche Leute ſehen: Sie will einen ſinnreichen Umgang haben, alles ſoll ſinnreich ſeyn. Und doch iſt es wahr, daß wofern ſie es ſelbſt jemals iſt, ſo hat ſie es allein der Kunſt und keinesweges der Natur zu danken. Sie beſitzet eine Gabe falſch zu denken, und eine Sache verkehrt anzu-

*) S. des Hrn. von Fontenelle Briefe, den 35ten.

anzuſehen, das mir nicht gemein vorkömmt. Ueber ein Galimatias geräth ſie in Entzückung. Sobald man anfängt zu reden, machet ſie ein Paar groſſe Augen, die vor Ungeduld ſterben, aller Orten etwas feines anzutreffen, und doch nichts davon verſtehen. Sie hat geglaubet, ich wäre nicht ganz dumm, und auf die Meynung nimmt ſie mich freundlich auf. Ich bin ſogleich von ihrer Schönheit gerühret worden, und glaube, ich könnte durch das Sinnreiche ſo weit kommen, daß ich von ihr geliebet würde. Man dürfte ihr nur bloß auf dieſer Seite ſchmeicheln. Wenn man ſie nur ein wenig auf das Garn zu triebe, ſo würde ſie gar bald ſelbſt hineinlaufen. Allein, wenn ich ihr auf einmal einbilde, daß ſie ſinnreich iſt, ſo iſt ſie verderbet, und wird ihr Tage nicht wieder zu ſich ſelber kommen. Iſt es nun wohl erlaubet, um ſie zur Liebe für mich zu bewegen, daß ich eine Hochmüthige aus ihr mache, vor der alle Welt laufen wird? Es iſt das beſte Weibchen, das ich kenne: Vor ihre Freunde ſollte ſie ihr Leben hingeben: Und wenn man ihr ihre Grillen benähme, ſo würde ſie recht liebenswürdig ſeyn. Wahrhaftig, ich ma-

che

che mir ein Gewiſſen, ſie darinnen zu beſtärken. Das weiß ich: Sobald ich ſie für ſinnreich erkläre, ſo wird ſie mich lieben. Aber das gehet mir eben ſo nahe: Sie wird darüber verrückt werden. Sie ſehen wohl, was für ein gutes Herz ich habe. Bey der Liebe hat man eine gewiſſe Schelmerey eingeführet, die ich nicht gar zu ſehr billige. Mein GOtt! was könnte ſie mir für ein Vergnügen machen, wenn ſie mich liebete, ohne daß ſie ſinnreich wäre: Allein ich glaube nicht, daß ſie es auf dieſe Bedingungen jemals thun wird. Helfen ſie mir doch aus der Verwirrung, darinn Sie mich ſehen, und ſchicken mir auf das eiligſte eine zuverläßige Antwort.

Ein und vierzigſter Brief.

Mademoiſell,

Kennen Sie die *Lettres Turques* noch nicht, die man dem Herrn von Montesquiou, dem Verfaſſer der *Lettres Perſanes*, zuſchreibt? Ich habe ſie erſt vorgeſtern zum erſtenmale geleſen, und ich bin etwas böſe

auf mich ſelbſt, daß ich ſie nicht eher geleſen habe. Eine angenehme Türkinn kommt nach Frankreich, und ſchreibt an ihre zurückgebliebene Schweſter: Die Briefe enthalten lauter kurze Schilderungen und Urtheile über die Sitten und Charaktere der franzöſiſchen Nation; es iſt die ſchönſte Satyre über das Lächerliche dieſes Volks, womit es auch Deutſchland guten Theils verſorget; und die Satyre gefällt beſonders, weil ſie mit ſo vieler Unſchuld vorgetragen wird. Im zweyten Theile wechſelt der Secretär der türkiſchen Geſandſchaft zu Paris mit ſeinen Freunden ähnliche Briefe. Sind Sie nicht neugierig zu wiſſen, Mademoiſell, wie Roſalide (ſo heißt die ſchöne Türkin) nach Paris gekommen iſt? Vielleicht mit dem Secretär oder Abgeſandten, werden Sie denken: Nein, dieſe haben nichts mit ihr zu thun. Sie hat uns einen Brief ihres Liebhabers aufbehalten, der die ganze Begebenheit erzählet. Hier haben Sie den kleinen Roman:

Schreiben des Grafen Mazaro an den Marquis Piniani zu Venedig.

Du weißt, mein lieber Vetter, daß ein unglückliches Duell mich nöthigte, mein Vaterland

zu

zu verlaſſen; das Schiff, worauf ich mich begab, um nach Sicilien zu gehen, ward durch einen Seeräuber von Smirna angegriffen; ich will dir keine unnöthige Erzählung unſeres Streits machen; es fehlte ſehr viel, daß unſere Macht der andern gleich geweſen wäre. Wir wurden gefangen genommen, in Ketten und Banden gelegt, weggeführet, und zu Conſtantinopel verkauft. Der Aufſeher über die Sklaven des Großveziers Huſſem kaufte mich, und ließ mich in den Gärten arbeiten.

Ich ſeufzte ſchon über drey Monathe in der härteſten Sklaverey, als ſich einsmals der Vezier dem Orte näherte, wo ich arbeitete. Nachdem er mich ziemlich lange ſehr aufmerkſam betrachtet hatte, ſo that er mir verſchiedene Fragen über meinen Stand, und über mein Vaterland; ich ſuchte ihm nichts von der Wahrheit zu verheelen: er ſchien durch die Erniedrigung gerühret zu werden, worinn mich das Schickſal brachte; er befahl, daß man mir gut begegnen ſollte, und ſeitdem gieng er niemals ſpatzieren, daß er mich nicht rufen ließe, um ſich einige Augenblicke mit mir zu unterreden.

Die Stunde, darinn er gewohnt war zu erſcheinen, war ſchon verfloſſen, als ich ihn an einem Abend mit einer jungen Perſon kommen ſah, der, wie ich wohl ſagen kann, mein Herz gleich entgegen flog. Bey jedem Schritte, den ſie that, merkte ich, daß es hüpfete; ja, ich liebte ſchon, ob ich gleich noch nicht recht die Reizungen deutlich unterſcheiden konnte, die ich anbeten wollte. Sie kam heran, und der Vezier blieb ſtehen, um mit mir zu reden; aber ich war unbeweglich, und ohne ihm zu antworten, in demjenigen Erſtaunen, wo das bezauberte Herz glaubt, daß ihm die Augen noch nicht alles das Vergnügen ſchaffen, das es empfinden müßte; er lächelte über meine Verwirrung, indem er ſeine Tochter anſah, dann dies war das Frauenzimmer; ſie ward roth, und zog ihn bey dem Arm in eine andere Allee.

Ich brachte die übrige Zeit des Abends und die ganze Nacht in einer Verwirrung und Unruhe zu, die mir nicht erlaubten ein Auge zu zu thun; die unvergleichliche Tochter des Huſſem lag mir beſtändig in Gedanken: Ich fühlte mich von einer Neigung fortgeriſſen, die tauſend-

ſendmal ſtärker war, als alle Ueberlegungen, und der ich würde vergebens widerſtanden haben. Sobald es Tag war, gieng ich in den Garten; ich wollte mich auf eine Bank ſetzen, worauf ſie ſich am vorigen Abend geſetzt hatte; ich blickte alle Stellen an, wo ſie gegangen war. Wie ward mir zu Muthe! Nein, es iſt unmöglich das auszudrücken, was ich empfand, als eine von ihren Sklavinnen mich aus meiner Tiefſinnigkeit ſtöhrte, und mir ſagte, daß ich ihr Blumen bringen ſollte. Mit welchem Eifer gieng ich nicht hin, ſie zu brechen! Mit welcher Bewegung überbrachte ich ſie nicht! Wie glänzend kam mir nicht damals die Bedienung vor, wozu mich die Sklaverey verband, und wie ſchön zieret die Liebe nicht alles, was ſie ihrem Gegenſtande näher bringt! Sie war noch im Bette, ſie ſtreckte ihre ſchönen Arme heraus, um dieſe Blumen zu theilen und auszuſuchen, und in der Bewegung, die ſie machte, glaubte ich mit dieſen Armen alle Annehmlichkeiten, alle Liebesgötter, alle Reizungen der Natur erſcheinen zu ſehen. Ihr Vater hatte ihr geſagt, daß ich auf verſchiedenen Inſtrumenten ſpielte, ſie ließ mich merken, daß ſie wünſchte,

mich

mich zu hören; ich näherte mich einem Clavecin; nachdem ich einige italiäniſche Arien voraus geſpielt hatte, ſo ſang ich, und bediente mich ſolcher Worte, die ein großes Verhältnis auf meinen Zuſtand hatten; es kam mir vor, als ob ſie mich mit einer gewiſſen Aufmerkſamkeit anhörte, die nicht blos von dem Vergnügen des Ohrs herrührete. Was ſoll ich dir ſagen, mein lieber Vetter? Dieſen koſtbaren Augenblicken folgten tauſend andere; es vergieng kein Tag mehr, daß ich ſie nicht ſahe, und daß ich nicht über zwo oder drey Stunden bey ihr blieb: Aber ohngeachtet aller Liebe, wovon ich brannte, war ich furchtſam, zerſtreut, allezeit verwirrt, wann ich mit ihr ſprach; und ich würde es niemals gewagt haben, mich zu erklären, wann mir der günſtige Zufall nicht einen Dollmetſcher verſchaft hätte, deſſen ich mich gar nicht vermuthete.

Ich hatte zum Zeitvertreib Vögel aufgezogen, und ſie einige Arien wiederhohlen gelehrt; einen davon, den ich mehr liebte als die andern, hatte ich unterrichtet, ich liebe dich auszuſprechen. An einem Morgen, als ich zur Roſalide gieng,

fliegt er von meiner Schulter weg an ihren Hals, und indem er ſie ins Ohr beißt, ſagt er zu ihr: ich liebe dich. Ach! wie er ſo artig iſt, rief ſie, indem ſie ihn küßte: Mein getreuer Schüler liſpelt ihr auch in den Mund: ich liebe dich; und bey jeder Schmeicheley, die ſie ihm weiter machte, wiederhohlte er ſeine Lection vortreflich. Aber weiß er nichts, als das, frug ſie mich? Er erwartet, ſagte ich, Ihre Antwort; er weiß ſie ſchon, antwortete ſie mir, ruſen Sie ihm nur, er wird ſie Ihnen ſagen. Ich wollte mich eben zu ihren Füſſen werffen, als ihr Vater herein trat; ich mußte mich zurück begeben, ohne ihr anders, als durch meine Blicke, die ganze Entzückung ausdrücken zu können, wovon mein Herz voll war.

Ich hofte, daß ſie den Abend in den Garten kommen würde; ich erwartete das Ende des Tages mit einer Ungedult, die meiner Liebe gleich war; ich konnte weder tiefſinnig ſeyn, noch mich zerſtreuen; ich gieng ſpatzieren, ich ſetzte mich nieder, ich wollte zuweilen an die Arbeit gehen, und im Augenblick verließ ich ſie wieder; man hätte ſagen ſollen, daß ich aus Macht, die Stelle

zu verändern, den Augenblick wollte beſchleunigen, den ich wünſchte. Endlich kam die Nacht heran, aber ich ſahe niemand, als den Vezier kommen: Er hatte ein finſteres und niedergeſchlagenes Weſen; er gab mir ein Zeichen, ihm in eine bedeckte Allee zu folgen, und als wir da zuſammen waren, ſo ſprach er ohngefehr mit folgenden Worten zu mir:

„Ich bin zu Theſſalonich von griechiſchen „Eltern gebohren, und ward nach Conſtantinopel, „eben ſo wie du, als Sklave gebracht; meine „Munterkeit, mein Eifer, und vielleicht einige „Annehmlichkeiten in meiner Geſtalt, zogen mir „die Blicke der regierenden Sultanin zu; ſie „gebrauchte mich in verſchiedenen Angelegenheiten, worinn ich glücklich war. Als ihr Sohn „das Alter erreichet hatte, ſelber zu regieren, „ſo ſprach ſie ihm ſo vortheilhaft von mir, daß „er mich in ſeine Dienſte nahm. Ich war anfänglich oberſter Thürhüter, hernach zu der „Würde eines Baſſa von Aleppo erhoben, und „einige Jahre hernach zum General Stadthalter „über Meſopotamien gemacht. Der Sophi „hatte ſich eines Theils von dieſer Provinz be-

„mäch-

„mächtiget, und ſchmeichelte ſich im nächſten „Feldzuge ſie ganz zu erobern. In weniger Zeit „als vier Monathen, nahm ich ihm nicht nur „alles wieder ab, was er an ſich geriſſen hatte, „ſondern ich brachte ihn auch ſo weit, daß er „ſeine eigene Grenzen vertheydigen und bald „darauf um Frieden bitten muſte: Wir haben „niemals einen rühmlichern Frieden mit Per„ſien gemacht, als dieſen. Sobald er geſchloſ„ſen war, rief mich der Sultan an ſeinen Hof „zurück, und zur Belohnung meiner Dienſte, „ja ich könnte wohl ſagen, zur Befriedigung „des allgemeinen Verlangens, machte er mich „zum Reichskanzler. Der Himmel iſt mein „Zeuge, daß ich ſeit den ſieben Jahren ohn„gefehr, da ich Vezier bin, kein anderes Au„genmerk gehabt habe, als den Ruhm des „Herrn und die Wohlfarth der Unterthanen. „Aber was erfindet der Neid nicht wider diejeni„gen, die er ſtürzen will! Ich bemerke ſeit ei„niger Zeit, daß meine Gunſt abnimmt, und „daß meine Feinde im Begriffe ſind, zu ſiegen. „Um dem Stoß zuvorzukommen, der mir dro„het, ſo will ich zu den Chriſten fliehen. Ich „habe nur zwo Töchter; die älteſte iſt an den

„Ober-

„Oberaufſeher der kaiſerlichen Luſtgärten verhey-
„rathet; du kenneſt die jüngſte; du liebeſt ſie,
„und du haſt ihr gefallen; ihre Mutter, die
„eine Franzöſin war, hat ſie in deiner Religion
„erzogen; ich will euch beyde in einem freyen
„Lande vereinigen. Bemühe dich, ein Schiff
„bereit zu halten; ich ſage dir nichts von den
„Fürſichtigkeiten, die du dabey nehmen muſt;
„ich verlaſſe mich ſchlechterdings in allem auf dei-
„ne Freundſchaft, auf deine Sorgfalt und
„Klugheit.„ Als er dieſes geſagt hatte, woll-
te er mich umarmen; ich warf mich zu ſeinen
Füſſen, und bemühete mich, ihm die ganze Zu-
neigung, die ganze Zärtlichkeit, die ganze Er-
kenntlichkeit auszudrücken, wovon meine Seele
durchdrungen war.

Des andern Tages gieng ich nach dem Hafen.
Das Schickſal, welches mich nur darum ſchiene
in Feſſeln geſchlagen zu haben, um mich zum
gröſten Glücke zu führen, ließ mich bey mei-
ner Ankunft einen Mann antreffen, in den
ich das gröſte Vertrauen von der Welt ſetzen
konnte; es war ein reicher Kaufmann von Mar-
ſeille, der groſſe Handlung nach Venedig trieb,

und den ich oft bey meinem Vater geſehen hatte. Kaum hatte er mich erkannt, als er mich mit thränenden Augen in ſeine Arme ſchloß, und mir ſeinen ganzen Beyſtand anbot, um mich aus der Sklaverey zu ziehen. Ich trug kein Bedenken, ihm meine Begebenheit zu erzählen; nachdem er ſie angehöret hatte, verſicherte er mich von neuem, daß er mir ganz zu Dienſten ſtünde, daß ſein Schiff im Hafen wäre; daß er aufs längſte in fünf Tagen im Stande wäre unter Segel zu gehen, und daß er ſo gute Maasregeln nehmen wollte, daß er hoffte uns auſſer Gefahr zu ſetzen. Der Vezier, dem ich von einem ſo glücklichen Anfange Nachricht brachte, öfnete mir ſeine Schätze, und in verſchiedenen Reiſen hatte ich ſchon heimlich über vier Millionen an Gold und Juwelen in das Schiff getragen. Wir ſollten uns in der Nacht des folgenden Tages einſchiffen, als ich bey meiner Zurückkunft in den Pallaſt, am Abend des vierten Tages, erfuhr, daß mein Herr, mein Wohlthäter, mein Vater, dieſer ſo ehrwürdige Mann, gegen den ich ſo viel Verbindlichkeit hatte, von ſeinen Feinden war übereilt worden; man hatte ihm einen Befehl des Kaiſers gebracht, ihm

ſeinen Kopf zu ſchicken; er bat ſich aus, mit dem Sultan zu reden; er hat mir nicht befohlen, ſagte der oberſte Thürhüter, dich vor ihn zu führen, ſondern dir augenblicklich das Leben zu nehmen. Thue alſo deine Schuldigkeit, antwortete der Vezier, indem er den Henkern ſeinen Hals darreichte.

Meine liebe Roſalide hatte ſich zu ihrer Schweſter begeben, und es waren ſchon einige Tage verfloſſen, daß ich nichts von ihr gehört hatte, als ſie mir ſchrieb, daß ich immer fortfahren möchte, alles zu unſerer Abreiſe zu veranſtalten: ich antwortete ihr, daß alles bereit wäre, daß ich nur auf ihre Befehle wartete, daß der Wind günſtig wäre, und wann ſie mir wollte anzeigen, wo ich ſie abhohlen ſollte, ſo würden wir noch vor dem Ende der Nacht weit von Conſtantinopel ſeyn. Ich ſahe ſie bald in der Verkleidung eines jungen Armeniers ankommen: unſere Schiffarth hätte nicht glücklicher ſeyn können; wir langten geſtern zu Marſeille an, von da wir binnen einigen Tagen nach Paris reiſen werden. Komm doch dahin zu uns, mein lieber Vetter; komm dahin, um das Vergnügen zu

haben,

haben, deinen Freund in ſeiner völligen Glückſe-
ligkeit zu ſehen. ꝛc.

Zwey und vierzigſter Brief.

An Phyllis.

Wie lange wollen Sie doch meine Treue noch prüfen? Sie werden mich durch Ihr hartes Bezeugen niemals zum Wankelmuth, wohl aber zur Verzweiflung bringen. Sie beſitzen einmal mein Herz, und Sie ſollen es ewig beſitzen, ob Sie es gleich geſtern wieder verſchenken wollten. Ach was war das für ein grauſamer Scherz, falſches Kind, den Sie mir geſtern Abend in der Lindenlaube erwieſen? Ich eilte mit dem gröſten Verlangen zu der Verſammlung, ich hofte ſo glücklich zu ſeyn, Sie bey dem Spazzierengehen an meiner Hand zu führen; Sie Selbſt hatten mir die angenehmſte Hofnung dazu gegeben, ich zählte ſchon alle Augenblikke, die mich unſrer Unterredung näherten, ich ſuchte ſchon neue Ausdrücke, Ihnen das Inner-

ſte meines Herzens recht lebhaft zu ſchildern; und wie der ſo ſehnlich gewünſchte Augenblick herannahete, waren Sie ſo grauſam, ſich nicht nur meiner Hand zu entziehen, ſondern um meine Verwirrung noch zu vergröſſern, mir die geſchwätzige und buhleriſche Selinde zuzuführen. Ach! konnten Sie meine Beſtürzung, die ſelbſt Selinde merkte, mit einer ſo gleichgültigen Miene, womit Sie dieſe Schalkheit begleiteten, anſehen? War Ihnen dann mein Schmerz ſo gleichgültig, daß Sie Ihre auſſerordentliche Munterkeit in der ganzen Geſellſchaft ausbreiteten? Oder halten Sie mich für eben ſo unempfindlich, als Sie einige Zeit her gegen mich geweſen ſind? Wäre doch mein Herz nicht ſo zärtlich, und mein Gemüth nicht ſo beſtändig, ſo könnte ich vielleicht meine ſchmerzlichen Empfindungen erſtikken! Doch wohin verleiten mich meine traurige Gedanken? Sollte ich die einzigen Eigenſchaften, um derentwillen Sie mich ehemals Ihrer Gunſt würdigten, ſollte ich meine Liebe und meine Beſtändigkeit verleugnen! Nein! Und wann ſie auch meinen Gram noch täglich vermehrten, ſo ſollen ſie doch be-

ſtändige

ſtändige Gefährtinnen meines Unglücks seyn. Werden ſie gleich Ihr Herz nicht erweichen, ſo werden ſie das meinige doch zärtlicher, ädler und Ihnen würdiger machen. Und wann ſie dann die Blüthe meiner Jugend vertrocknet und meine Kräfte verzehret haben; dann wird vielleicht mein Schattenbild Ihnen Mitleiden erregen, dann werden Sie meine Treue erkennen, und ihre Härte bedauren. Doch wer weiß, GOtt, welch ein trauriger Gedanke! Wer weiß, ob Ihnen jemals meine Leyden zu Herzen gehen werden? Vielleicht fällt es Ihnen nicht einmal ein, an mich zu gedenken, indem mich Ihr ſchmerzliches Angedenken verzehret. Vielleicht ergeʒen Sie Sich in einer luſtigen Verſammlung an den Gefälligkeiten eines würdigern Liebhabers in eben dem Augenblicke, da mich mein Gram in einſame Oerter treibt, und endlich vielleicht den müden Geiſt von mir hinweg nimmt. Ich muß aufhören und meinen Thränen Raum geben. Leben Sie wohl, zu ſehr geliebte Phyllis, und wann Sie noch einige Zärtlichkeit gegen mich hegen, ſo bedauren Sie mich.

R.

Drey und vierzigſter Brief.

Antwort.

Bedauren will ich Sie nicht, Damon, weil Sie ſich ſo viel Unruhe ohne Noth machen. Wie! Sie werden melancholiſch, wann ich ſcherze, Sie beklagen ſich über meine Härte, und Sie fangen ſchon ordentlich an, eiferſüchtig zu ſeyn? Bey nahe verdienten Sie es, daß ich Ihnen im Ernſte dazu Urſache gäbe. Ach! unſere Liebe, Damon, iſt beſſerer Stunden werth. Kommen Sie heute zu mir, es ſoll nicht an mir liegen, wann Sie eine neue Erklärung verlangen, daß Sie unter die glücklichen Liebhaber gehören. Aber erſt müſſen Sie erkennen, daß Sie unrecht haben, und daß mich Ihr Brief beleydiget. Hören Sies, ſchreiben Sie mir ja ſolche Sachen nicht mehr! ꝛc.

Vermiſchte Briefe.

Zweytes Buch.

Erſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich ſoll Ihnen einen Streit berichten, wobey die Partheyen Sie zum Schiedsrichter erwählet haben. Iſt das Trauerſpiel dem Luſtſpiele vorzuziehen? Hierüber diſputirte die Frau von C** mit mir, als wir geſtern Abend aus der Comödie kamen, wo wir eben den poetiſchen Dorfjunker des Destouches hatten vorſtellen geſehen. Sie gab dem Luſtſpiel den Vorzug, und ich erklärte mich für das Trauerſpiel. Vielleicht hatte das ſchöne Stück, das man eben geſpielt hatte, und das ſehr gut vorgeſtellt ward, denjenigen Einfluß in die

Meynung der Dame, welchen ſich vielleicht das Trauerſpiel zugezogen hätte, wann wir eben von der Zaire oder Merope gekommen wären. Doch, dem ſey wie ihm wolle, wir geriethen ſo weit in der Streitfrage, daß ſie das Luſtſpiel ſchlechterdings über das Trauerſpiel erhub. Ehe ich Sie um Ihre Meynung bitte; ſo muß ich Ihnen vorher die Gründe der meinigen ſagen, damit Sie mir einen Irrthum deſto beſſer benehmen mögen, wann Sie ſich etwa zur Gegenparthey ſchlagen ſollten. Es iſt gar nicht die Frage, mein Herr, ob ein gutes Luſtſpiel nicht beſonders hochzuſchätzen ſey, und ob ein gutes Luſtſpiel nicht allemal den Vorzug vor einem ſchlechten Trauerſpiele verdiene: Wir müſſen den Fall gleich ſetzen, und Meiſterſtücke gegen Meiſterſtücke halten. Unter dieſer Verhältniß behaupte ich alſo, daß das Trauerſpiel vorzüglicher ſey, weil es die Zuſchauer mehr intereßirt, als die Comödie. Die Wichtigkeit der Handlung, die Hoheit der Perſonen, für die ſonſt allein das Glück dienſtbar zu ſeyn ſcheinet, und deren Unglücksfälle einen Einfluß in ganze Länder haben, ganze Völker aufmerkſam machen, geben dem Zuſchauer ohne Zweifel einen

gröſſeren Eindruck, als die Schilderung einiger Privatperſonen und lächerlichen Charaktere. Setzen Sie noch hinzu, mein Herr, daß uns die Traurigkeit der Perſonen, denen wir gewogen ſind, weit mehr an ſie ziehet, als ihre Luſtigkeit. Ich brauche hier zu meinem Beweiſe nichts, als die Empfindung. Mein Herz ſagt mirs, wann ich einen Freund in Traurigkeit verſenket ſehe, daß mich ſein Zuſtand weit tiefer rühret, als ſein Vergnügen würde thun können. Sind die Helden des Trauerſpiels tugendhaft und dabey ſehr unglücklich; Was für Verwirrungen entſtehen in unſerer Seele, wie groß wird unſer Mitleyden! Die Wehmuth, die ſich im Herzen nicht mehr verſchlieſſen kann, tritt in die Augen, und läſſet Thränen fließen, angenehme Thränen, mit welchen unſer Herz ſo zufrieden iſt, daß ſie den Unglücklichen, den Verlaſſenen noch eines Freundes verſichern. Ja, wir tragen in uns ſelbſt einen Saamen von Gewogenheit, der allemal bereit iſt, zum Vortheil der Menſchlichkeit und der Tugend auszubrechen, ſo lange keine widrige Leydenſchaft es verhindert. Die erhabenen Bewegungen der Gewogenheit und des Mitleydens halten ſelbſt mitten in der Traurigkeit etwas

ſüßes

ſüßes und angenehmes in ſich, das ſich weit beſſer fühlen, als beſchreiben läßt. Was für eine holde Wehmuth! ich kann mich nicht entbrechen, eine Stelle aus dem Boileau herzuſetzen:

Ainſi pour nous charmer la Tragédie en pleurs
d'Oedipe tout ſanglant fit parler les douleurs,
d'Oreſte parricide exprima les allarmes,
Et pour nous divertir nous arracha des larmes.

So groſſe Bewegungen verſchaft uns die Comödie entweder gar nicht, oder doch ſehr ſelten. Ich glaube ſchon auf den Einwurf geantwortet zu haben, mein Herr, daß man eher den Endzweck eines Schauſpiels bey der Comödie erreiche als bey dem Trauerſpiel, welcher darinn beſtehen ſoll, eine Gemüthsermunterung zu haben, und fröhlich zu ſeyn. Dieſer Einwurf iſt elend, und ſagt nichts. Wer kann denn behaupten, daß man nur zu einem Schauſpiele komme, um zu lachen? Der Endzweck aller Schauſpiele beſtehet, nach dem Ariſtoteles, darinn, daß ſie unſere Leydenſchaften reinigen ſollen; und wie ſehr geſchiehet dieſes nicht bey einem ſchönen Trauerſpiele? Noch mehr: Wann wir

wir auf die Erhebung des Trauerſpiels in dem rührenden Ausdruck Achtung geben; wie tief läſſet ſie nicht da die Comödie unter ſich? Was für Empfindungen! Was für groſſe Gedanken! Wie glücklich iſt man, ſie zu fühlen, und zärtlich zu ſeyn! Wann ich die Comödie anſehe; ſo ſehe ich Abbildungen lächerlicher Charaktere. Ich belache die Helden, welche die Unkoſten dazu hergeben müſſen, es iſt wahr: Allein ich ſpühre allezeit dabey einen kleinen Unwillen, daß es Menſchen giebt, die ſo wenig werth ſind es zu ſeyn, daß ich Menſchen in ſo groſſer Unvollkommenheit und Erniedrigung ihrer ſelbſt erblicke. Und dann werde ich ungewiß, ob ich das Lächerliche belachen, oder darüber Mitleyden haben ſoll. Kurz, mein Herr, gönnen Sie der Tragödie, als einer weit älteren Schweſter der Comödie, den Vorzug.

Aber was ſoll ich Ihnen antworten, wann Sie mir ſagen, daß unſer ganzer Streit eine Sache des Temperaments ſey; daß ich vielleicht mit keinem beſſeren Grunde das Trauerſpiel der Comödie vorziehe, als der Liebhaber der Muſik, die Pantomimen und Opern? Ich weiß zwar nicht, wie weit mein Temperament in die-

dieſen Streit gehört: Sollte aber alles nur darauf ankommen; ſo ſehen Sie leicht von ſelbſt ein, daß ich ſchwer zu bekehren ſeyn werde; und mir bleibt allemal ein gleiches Recht übrig, Ihre Entſcheidung durch Ihr Temperament verdächtig zu machen. Iſt Ihnen viel an der Gewogenheit der Frau von C** gelegen, wie ich ſtark glaube; ſo ſprechen Sie immer für das Luſtſpiel. Nur verlangen Sie nicht von mir, daß ich der Comödie eine Ehrenerklärung thun ſoll: Dann ich habe ihr ja im Ernſte nichts böſes nachgeſagt. Im Vertrauen: ich bin ſogar nicht gut dafür, ob ich nicht meine Meynung künftiges Jahr widerrufe, da unſere La Chauſſee und Gellerte anfangen, für die Comödie ſo viele Schönheiten des Trauerſpiels zu erobern.

Zweyter Brief.

Wenn ich Ihnen lange nicht geſchrieben habe, theureſter Freund, ſo meſſen Sie es einer Reiſe bey, von der ich jetzt erſt zurückgekommen bin. Ich habe mein Vaterland beſuchet, von welchem mich nun das Schickſal ſeit acht Jahren geſchieden hat; ich habe

habe das geliebte G*** wieder geſehen, wo die ſchönſten Tage meines Lebens verſtrichen ſind:

Wo noch der Scherz, die Unſchuld und die Jugend
Das Vorbild der gefäll'gen Tugend
Zur Freude mich empfindlich ſah'n:
Hier wo der Lenz, in keinen Gram ergoſſen
Mein Herz mit reger Luſt durchfloſſen,
Sah ich ihn mir erſchaffen an.

Bey jedem Schritte, der mich der lieben Gegend näher brachte, die mich hat aufwachſen geſehen, ſpührte ich aufs neue jene Empfindungen, deren meine frohe Jugend werth war. Dort ſahe ich einen Berg mit traurigen Birken bewachſen, wo ich ſo oft die Eklogen des Virgils mit meinen Schulfreunden geleſen; Dort erblickte ich die groſſe Aue, wo ich ſo oft mit meiner Spaziergeſellſchaft dem Abendſtern entgegen gegangen; Hier bemerkte ich das väterliche Haus -- aber ach, was für Bewegungen verurſachte mir dieſer Blick! Es war für mich ausgeſtorben, ob es gleich noch bewohnt war: Ich ſuchte diejenigen Perſonen in allen Zimmern vergebens, die

die mir am liebſten auf der Welt geweſen ſind. Die Einbildung betrog mich dennoch oft ſo weit, daß ich glaubte ſie noch an denen Oertern anzutreffen, wo ich ſo oft mit ihnen geſprochen hatte, wo ich ſo zärtlich war von ihnen umarmet worden, wo ich ſo manche Wohlthat von ihnen erhalten, wo ich ſo ruhig, ſo zufrieden, ſo ſicher, mich in ihrer Geſellſchaft gedacht hatte. Ich fühlte noch immer einen geheimen Zug des Herzens nach dieſen Oertern, die die Natur und die beſten Eltern für mich ſo angenehm gemacht hatten.

Wie ſehr kam mir alles verändert vor! Jünglinge, die ſich mit mir in jugendlichen Spielen ergeꝫet hatten, waren jeꝫt Männer und ſaſſen in Bedienungen, oder waren in fremde Länder zerſtreuet, oder waren geſtorben, unter denen einer von meinen liebenswürdigſten Freunden war, der mir einſt das Leben gerettet hatte. Niemals habe ich ſo lebhaft den ſchnellen Ablauf der Zeiten, mein fortrückendes Alter, und die Vergänglichkeit der irrdiſchen Dinge gefühlet, als damals. Hier, wo mein Lenz verſtrichen war, merkte ich erſt überzeugend, daß meine Jahre ihrem Herbſte zueileten. Ich beſuchte meine Bekannten, die Freunde, die

mir

mir mein Vater erworben hatte, und die ſchon von meiner Kindheit auf meine Wohlthäter geweſen waren; wir umarmten uns mit Freudenthränen, ſie wünſchten ſo ſehr, mich bey ihnen glücklich zu ſehen, ſie boten mir ihren Beyſtand mit der ädelmüthigſten Art von der Welt an, ſie erzählten mit einer wahren Zärtlichkeit von den Tugenden meines Vaters.

Ich ward traurig, und dennoch hätte ich ihren Umgang um vieles nicht vertauſcht. Ich muß Ihnen ſagen, mein Werther, daß die Leute in dieſer Gegend viel Güte des Herzens und viel Unſchuld haben: Sie wiſſen wenig von der Klugheit, die man zum Schaden ſeines Nächſten, und nur zu ſeinem Eigennutz anwendet; es herrſchet in ihrem Weſen eine Offenherzigkeit, die den Zwang froſtiger Ceremonien ungern verträgt; ſie wiſſen uns verbindlich zu machen, ohne eine Herrſchaft über uns zu verlangen. Glauben Sie nicht, daß mich die Liebe meines Vaterlandes blendet, dieſes zu ſagen: Ich laſſe ihm nur Gerechtigkeit wiederfahren, und ich würde mich auf Ihre Empfindung berufen, wann Sie einige Zeit in dieſer glückſeligen Gegend wohneten. Die Welt iſt überall verderbt, es iſt wahr; man

findet auch hier heßliche Charaktere; aber ſie werden in Anſehung des Ganzen ziemlich unſichtbar, und wann ich inſonderheit Beyſpiele einer ſchönen Freundſchaft aufſtellen ſollte; ſo würde ich ſie vorzüglich in dieſer Gegend ſuchen, wo die Moden keinen Theil daran haben.

Ich gehe mit meiner Geſellſchaft ſpatzieren: Alles erinnert mich an die vorigen Zeiten; ich ſehe Bäume, die mit mir aufgewachſen ſind; ich ſehe die Abbildung meiner Kindheit in den Spielen der ſcherzenden Jugend; ich höre die Nachtigall ſingen, und ich glaube noch eben diejenige zu hören, die ſchon vor zwanzig Jahren mich gerühret hatte. Die vorübergehenden Leute ſehen mich aufmerkſam an, ſie erkennen mich, ſie ſagen ſich einander ins Ohr, daß ich es ſey; ſie kommen auf mich zu, und reichen mir voller Zufriedenheit die Hand. Wie ſehr gefällt mir dieſe ehrliche Einfalt vor allen ſtudierten Complimenten, womit man ſich ſo oft ergebenſt hintergeht! Ich konnte mich einer Thräne nicht enthalten, als ich mich ohnvermuthet von einem ehrwürdigen Greiße umarmen ſah, der meinen Eltern viele Gefälligkeiten erwieſen, und den ich ſchon längſt für todt gehalten hatte: Einer

von denen, die nach unſerm Wunſche niemals ſterben ſollten. Wir näherten uns einem ſtillen Haine; und ich erblickte ihn kaum, als ich ganz außerordentlich bewegt ward. Ach was fühlte ich da in meinem aufwallenden Herzen für Gedanken! Hier war es, liebſter Freund, wo ich meiner Belinde zuerſt das angenehme Bekenntniß entriß, daß ſie Zärtlichkeit für mich hegte: Hier war es, wo ich zuerſt die Macht der Liebe empfand, wo einſt

= = = die himmliſche Liebe
Unſichtbar ſtand, in mein Herz die erſten Empfindungen hauchte,
Und das verlangende Zittern mich lehrte, die Schöne zu finden,
Die, erſchaffen für mich, dis heilige Zittern auch fühlte.

Ich ſonderte mich etwas von meiner Begleitung ab, um meine Verwirrung deſtoweniger ſehen zu laſſen; ich ſuchte die einſamſten Oerter der Gegend; bald blieb ich ſtehen; bald gieng ich weiter: Hier iſt die Stelle, ſprach ich zu mir ſelbſt, wo ich ſie ſo oft belauſchte, wann ſie in ihrer zärtlichen Tiefſinnigkeit ungeſehen und ungehört zu ſeyn glaubte, wo ſie ſo ungern vor

mir flohe, wann ſie mich ohngefehr entdeckt hatte; hier iſt die Stelle, wo ſie ſaß, und mit einer Thräne, die nur für mich geweint ward, endlich meine Erklärung annahm. O welchen Himmel erſchuf ſich da nicht mein Herz! Ich ſetzte mich auf eben dieſe Stelle nieder, und glaubte keine größere Ruhe zu finden, als hier: Aber vergebens. Belinde iſt nicht mehr! ſchrie ich, was nützet mir dieſer ganze Hain, der nur ein Zeuge meines Verluſtes iſt? Es überfiel mich eine Schwermuth, die mich verſtummt machte; meine Seufzer redeten nur. In dieſem Zuſtande überfiel mich meine Geſellſchaft, die mich aufgeſucht hatte; ich merkte, daß meine Augen naß waren, und ohngeachtet des Zwangs, den ich annahm, bemerkten ſie meine Gemüthsbewegung. Sie waren ſo beſcheiden, daß ſie ſich deswegen nicht neugierig ſtelleten, und ſie erwieſen mir auch den Gefallen, daß ſie mich mit keiner gezwungenen Frölichkeit beſtürmten; ſie ſuchten nur meiner Traurigkeit durch muntere Geſpräche eine Zerſtreuung zu geben. Wir kamen wieder nach Hauſe. Nach dem Abendeſſen bat ich meinen großmüthigen Freund, bey dem ich meinen Aufenthalt

enthalt hatte, mir einige Stunden Einſamkeit zu laſſen, ohne zu glauben, daß ich ſeiner Geſellſchaft überdrüßig wäre: Vielleicht, ſagte ich, wann Sie mich meiner Phantaſie überlaſſen, werde ich meiner Niedergeſchlagenheit von ſelbſt müde. Allein, ich betrog ihn und mich. Meine Melancholie trieb mich nach dem Kirchhofe hin, der nicht weit von da liegt; ſie bekam dadurch neue Kräfte. Umſchloſſen von der ſchauernden Todesſtille beſuchte ich mit bebendem Schritte die Ruheſtatt meiner liebſten Eltern. Ich ſetzte mich zwiſchen ihre Gräber, und ſtützte mich mit beyden Armen auf ihre Leichenſteine, die von einem fruchtbaren Baume überſchattet waren. GOtt! in was für wehmüthige Empfindungen zerfloß meine Seele! Ich weinte mich herzlich aus: Sie ſind vorüber, ſprach ich, die beyden Aedlen, meine höchſten irrdiſchen Wohlthäter, die auch in ihrem Tode vereiniget ſind, ſie ſind vorüber vor den Stürmen dieſer Welt, und genießen des unſterblichen Lohns ihrer Tugend: Nur mich haben ſie in der Unruhe gelaſſen; nur ich fühle das ganze Schreckliche dieſer Trennung. Warum liege ich nicht hier mit ihnen vereint? Warum kann ich nicht ihr Schickſal

mit ihnen theilen? Würde doch meinem Herzen der Troſt noch einmal gegeben, daß ich ſie ſehen, daß ich ſie ſprechen, daß ich ihnen für jede Tugend, die ihren Nachruhm bildet, für jede zärtliche Geſinnung gegen mich, für jede Wohlthat, Hochachtung und Dank beweiſen könnte! Ich hätte ohne Zweifel in dieſem Zuſtande die Mitternacht überwachet, wann mich nicht mein verehrungswürdiger Freund, der mich von ferne beobachtet, nach Hauſe geholet hätte.

Was ſoll ich Ihnen weiter ſagen, mein Werther? Ich blieb noch über acht Tage in G*** und ſie verſtrichen nicht ſo traurig, wie dieſer. Ich habe mich entſchloſſen, alle Jahre eine Reiſe dahin zu thun, denn ich merke wohl, daß dis mein gröſtes Vergnügen in der Welt ſeyn wird. Wollen Sie nicht einmal mitreiſen? Vielleicht erfüllet die Vorſehung meinen Wunſch, daß ich da meine Tage endigen kann: Ja, ich hoffe es,

Là, pour couronner ma vie,
La main d'une Parque amie
Filera mon dernier jour.
Là repoſera ma cendre.
Là Tyrſis viendra repandre
Les pleurs dûs à notre amour.

Ihr

Ihr Herz verſpricht mirs, daß Sie das thun werden, wann mich das Grab von Ihnen nimmt. Aber warum ſchreibe ich Ihnen einen ſo weitläuftigen und ſchwermüthigen Brief? Entſchuldigen Sie mich. Da ich Ihnen nur ſagen wollte, daß ich mein Vaterland geſehen hätte; ſo ſtellte mir die Erinnerung dieſes alles wieder ſo lebhaft vor, daß ich ihr gänzlich im Schreiben folgte. Ach, es iſt zu angenehm, ſeine Empfindungen vor einem Freunde auszuſchütten, von dem man geliebet wird, und den man ſo ſehr liebet, als ich Sie liebe. ꝛc. ꝛc.

Dritter Brief *).

Von dem Glücke.

Wie! mein Herr, kann ein ſo vernünftiger Mann, wie Sie, wohl ſagen, daß man nur glücklich ſeyn müſſe, um für einen groſſen Mann gehalten zu werden? Ich geſtehe, daß das Glück öfters Handlungen, Werth

*) Vom Hrn. von VAUMOURIER aus den *Lettres de l' Academie Françoiſe.*

Werth und Glanz giebt, die ohne ſeinen Beyſtand würden in der Dunkelheit vergraben liegen. Ich gebe ſogar zu, daß das Glück zuweilen ſtatt des Verdienſtes dienen, und den Mangel guter Eigenſchaften erſetzen könne. Aber bekennen Sie auch, mein Herr, daß dieſes ſehr ſelten iſt, und daß man es mit Unrecht würde zum Exempel annehmen. Ich weiß, daß der Zufall Dinge gelingen läßt, die die Kunſt nicht zu eben der Vollkommenheit bringen würde, und daß es zweymal geſchehen iſt, daß ein mit Verdruß hingeworfener Pinſel, den Schaum eines Pferdes und eines Hundes, unvergleichlich gemahlet hat. Aber man werfe immer einen Pinſel ſo lange herum, als man will; wird er wohl jemals ein ganzes Pferd bilden, oder einen Hund, an dem nichts fehlet? Laſſen Sie uns alſo ſagen, mein Herr, daß es gut ſey, um was vollkommenes zu machen, wann die Kunſt und das Glück dabey im Spiele ſind, und ſich einander die Hand bieten; ſonſt ſiehet man nur unvollkommene und mangelhafte Sachen. Ein Soldat kann durch einen ungeſtümen Muth und durch Hülfe des Zufalls ſich hervorthun, und einen großen Vorzug davon tragen; aber wann

er

er das Handwerk nicht wohl verſtehet, ſo wird er, anſtatt ein großer Feldherr zu werden, in beträchtliche Fehler fallen, und bald das Anſehen verlieren, das er ſich nur durch einen Streich des Glückes erworben hatte. Es würde einem Unwiſſenden noch ſchwerer fallen, ſich in den andern Ständen berühmt zu machen. Würde es wohl ein Staatsmann verdienen, lange in dem Kabinet des Fürſten zu ſeyn, wenn er weder überhaupt eine Staatskunſt verſtünde, noch das Intereſſe der Nationen insbeſondere wüßte? Der Fürſt würde ſehr übel thun, wenn er ſich auf ihn verließe, und nicht ſähe, daß es im Staatsrath eben ſo wenig als im Kriege erlaubt iſt, oft zu fallen, und daß die erſten Fälle insgemein tödtlich ſind. Ich denke auch, daß wann das Glück allein einen Menſchen ohne Verdienſt zu den höchſten Ehrenſtellen erhübe, ſo würde es, weit gefehlt ihn tugendhaft zu mahlen, ſeine Laſter nur deutlicher entdecken, wie ohngefehr ein Bildhauer eine Statue noch viel kleiner vorſtellen würde, als ſie in der That wäre, wenn er ſie auf die Spitze einer Pyramide ſetzte. Laſſen Sie uns auch geſtehen, daß das Glück öfters eben ſo viel Bosheit und Eigenſinn hat,

wenn es Leute erhebet, die ſeine Schmeicheleyen nicht verdienen. Es ziehet ihnen dadurch Spott und Verachtung zu, indem es ihre Fehler in ein gröſſeres Licht ſetzet, wie ich geſagt habe, oder es bereitet ihnen einen deſto gefährlichern Fall. Glauben Sie mir, mein Wertheſter, laſſen Sie uns in Ruhe leben, ohne ſeine Schalkheiten zu fürchten, und ohne ſeine Wohlthaten zu wünſchen. Ich für mein Theil, möchte ihm nicht einmal Ihre Freundſchaft ſchuldig ſeyn. Ich will ſie mir durch meine Dienſte erwerben, und mich ihrer durch die Geſinnungen der Ergebenheit und der Ehrerbietung würdig machen, die ich Lebenslang für Sie hegen werde. Ich bin ꝛc.

Vierter Brief *).

Von den Wohlthaten.

Ich geſtehe, daß die Welt voller Undankbaren iſt; aber wiſſen Sie wohl, mein Herr, daß ihre Anzahl nicht ſo groß ſcheinen würde, wann man die wahre Urſache ihrer vorgegebenen Undankbarkeit unterſuchte? Wann wir

*) Von eben demſelben.

wir bis in die Abſichten derjenigen dringen, die uns Gutes thun, ſo entdecken wir öfters Bewegungsgründe darinn, die ihnen nicht vortheilhaft ſind, und die uns eben zu keiner groſſen Erkenntlichkeit verbinden. Derjenige, der mir nur giebt, daß es jedermann wiſſen ſoll, muß zufrieden ſeyn, wann es jedermann weiß; er iſt nicht mehr berechtiget, etwas anders zu verlangen. Wann er mir bloß hätte die Sorge überlaſſen wollen, die Wohlthat bekannt zu machen, ſo hätte er Urſache gehabt ſich zu beklagen, wann ich es nicht getreulich gethan hätte. Aber er hat ſich deswegen nicht auf mich verlaſſen wollen, er hat das ſelbſt gethan, was ich thun ſollte, ich bin alſo entladen, und ich brauche nur ruhig zu ſeyn. Er hat ſich ſelbſt bezahlet; wäre es wohl billig, daß ich ihn zum zweytenmale bezahlte? Er kann ja ſchweigen, wann er verlangt, daß ich ſpreche. Ein groſſer Dichter unſerer Zeit drückt dieſen Gedanken in zween Verſen unvergleichlich aus. Ein König antwortet dem General ſeiner Armeen, der ihm die wichtigen Dienſte vorwirft, die er ihm geleiſtet hätte:

Je vous dois mes Etats, j'aime à le publier:
Mais quand je m'en Souviens, vous devez
l'oublier.

Was für eine Verbindlichkeit iſt man außerdem ſolchen Leuten ſchuldig, die es erſt bis aufs äußerſte ankommen laſſen, das zu geben, warum man ſie bittet? Nämlich, wann ſie nicht mehr können, und keine Kraft mehr haben, die Stürme eines Ungeſtümen auszuhalten, der ſie belagert, und ſo enge einſchließt, daß er ſie kaum frey Odem hohlen läßt. Würden Sie es wohl einem furchtſamen Menſchen Dank wiſſen, der zu gar keiner Großmuth fähig wäre, und der Ihnen nur eine Gefälligkeit erwieſen hätte, weil er nicht beherzt genug geweſen wäre, ſie Ihnen abzuſchlagen? Die Verſchwender haben keine beſſere Abſichten, als dieſe ſchwache Perſonen. Das Geld fällt ihnen aus den Händen; ſie geben es nicht, ſie werffen es gleichſam weg, als ob ſie einen Abſcheu dafür hätten. Man nennet ſie löcherichte Körbe. Die, welche das aufleſen, was herausfällt, brauchen den Körben keinen Dank zu ſagen. Es giebt auch noch Leute, die erſt den Unglücklichen das Elend hart verweiſen, darinn ſie Beyſtand verlangen.

Sie

Sie verkaufen die Gewogenheiten, die ſie ihnen ertheilen, ſo theuer, daß man ſagen kann, ſie ſchlagen ſie mit eben der Hand, womit ſie ihnen die Allmoſen geben. Ich will mich nicht über eine ſo weitläuftige Materie ausbreiten, wann ich ihnen auch einiges Vergnügen erwieſe, die Fehler zu erzählen, die man wider die Freygebigkeit, Ihre liebſte Tugend, begehet. Ich will nur noch hinzuſetzen, daß die Undankbarkeit als ein Ungeheuer in der bürgerlichen Geſellſchaft würde angeſehen ſeyn, wann ſie etwas nicht ſo gemein wäre, und wann wir weniger daran gewohnt wären. Indeſſen, mein Herr, wenn auch ein Wohlthäter mit ſchlechter Art gegeben hätte, und ſein Geſchenk gar ſo weit verdorben, daß er es mit einer beleydigenden Art machte; ſo dünket mich doch, daß man nicht unterlaſſen darf, die Verbindlichkeit zu ſagen, die man ihm ſchuldig ſey, wann man nur ein wenig Ehrlichkeit des Herzens hat. Man muß ſogar mit größerem Eifer einem Glaubiger von ſolcher Gemüthsart, ſeine Schuld abzutragen ſuchen. Wann wir keine Gelegenheit dazu finden, ſo mögen wir uns über das Glück beklagen, wenn wir wollen.

Wir

Wir mögen ihm ſeine Ungerechtigkeit verweiſen; aber wir müſſen niemand Urſache geben, ſich über die unſrige zu beklagen. Ich bitte Sie um Verzeihung, wann ich von einer Materie ſo viel geſagt habe, darinn Sie mir ſchöne Lektionen machen könnten. Sie ſind darinn Meiſter, wie in allen Arten der Wiſſenſchaften, und ich würde darinn nicht weniger gerne ſeyn, als ich bin ꝛc.

Fünfter Brief *).

Von der Mahlerey.

Ich weiß nicht, Madam, ob ich Ihnen über die Mahlerey alle die Erläuterung werde geben können, die Sie verlangen; doch, bis ich Ihnen das ſchicken kann, was der Herr Felibien davon geſchrieben hat, belieben Sie ſich einsweilen mit denen beſonderen Umſtänden zu begnügen, die ich neulich in einer Abhandlung anmerkte, welche man mir zu leſen gab. Ich ſahe, daß wann ſchon die Mahlerey zur Bequemlichkeit des Lebens nicht nothwendig war, ſie

*) Von eben demſelben.

ſie dennoch einen ſehr alten Urſprung habe. Die Aegyptier rühmten ſich, ſie verſchiedene Jahrhunderte zuvor erfunden zu haben, ehe ſie den Griechen noch bekannt war: Aber es bleibt darum doch unſtreitig, daß die letzteren dieſe ſchöne Kunſt zu einem Punkt der Vollkommenheit gebracht haben, die man ſich kaum einbilden kann. Anfänglich fiel man nur darauf, die Linien um den Schatten eines Menſchen zu bezeichnen, und man ſagt, daß der erſte, der dieſen Verſuch gemacht, ein Aegyptier mit Namen Philokles geweſen ſey. Andere geben vor, daß man dieſen Anfang einem Griechen von Corinth, Namens Kleanthes, zu danken habe; ich an meinem Theile, möchte lieber der gemeinen Meynung folgen, welche dieſen Urſprung der Liebe zuſchreibt. Ich habe ſagen gehört, daß ein Liebhaber, der im Begriff war, eine weite Reiſe zu thun, den Grundriß von dem Geſichte ſeiner Liebſten nach der Abbildung ſeines Schattens zeichnete, um einigermaßen ein Bild ihrer Züge zu behalten, das den Verdruß ihrer Abweſenheit lindern könnte. Nach der Zeit fieng man an zu mahlen; aber das geſchahe nur

mit

mit einer einzigen Farbe; darauf gebrauchte man mehrere, und man fand endlich die geriebenen Farben, die verſchiedenen Mäßigungen der Farben, die Erhebungen des Lichts, die Uebereinſtimmung, die Abwechſelung des Lichts und Schattens, die Stellungen, den Contraſt, und die Vereinigung der Theile mit ihrem Ganzen.

Man erzählet, daß ein Mahler, Namens Simon, der erſte geweſen ſey, der Grundriſſe mahlte, der die verſchiedenen Geſtalten des Kopfs ausdrückte, der die Glieder durch Fugen theilete, der die Adern bezeichnete, der das Mittel erfand, eine Kleidung zu mahlen, und ihre Falten zu ordnen. Ein anderer, mit Namen Paneus, war noch verwegenener, er unterſtand ſich, die berühmte Schlacht bey Marathon zu mahlen, und war ſo glücklich, daß er darinn die vornehmſten Feldherren der Athenienſer und der Perſer kenntlich machte. Apollodorus war der geſchickteſte Mahler ſeiner Zeit; aber Zeuxis übertraf ihn bald hernach, und zog ſich die Bewunderung von ganz Griechenland zu. Indeſſen wagte es doch Paraſius

ſius wider ihn in die Laufbahn zu treten, und man ſagt, daß er den Preis auf eine Art davon trug, welche verdienet, Ihnen erzählt zu werden. Zeuxis hatte Weintrauben ſo natürlich gemahlt, daß die Vögel dahin flogen, daran zu picken: Aber Paraſius mahlte einen Vorhang ſo unvergleichlich, daß ihn Zeuxis ſelbſt wegziehen wollte, um zu ſehen, was darunter wäre. Dieſes nöthigte ihn, ſich für überwunden zu bekennen, und zu ſagen, daß es ein weit gröſſerer Ruhm ſey, die Menſchen zu betrügen, als die Thiere. Nächſt dieſen erlangte Apelles einen unſterblichen Ruhm. Alexander beſuchte dieſen groſſen Mahler öfters. Er ſahe ihn gerne arbeiten, und ihm allein gab er die Erlaubniß, ſein Bildnis zu mahlen. Apelles traf ſo richtig, daß ein geſchickter Phyſionomiſte nur ſeine Gemählde zu ſehen brauchte, um von den Perſonen, die ſie vorſtelleten, richtig zu urtheilen. Sie wiſſen ohne Zweifel, Madame, was man ehemals von einem Portrait des Alexanders, welches Apelles gemacht hatte, ſagte, daß zween Alexander wären, und wann der Alexander des Philippus unüberwindlich wäre, ſo ſeye der Alexan-

der des Apelles unnachahmlich. Mit einem Worte, die Werke der Mahlerey ſind eine Art der Schöpfung, und wann die Dinge, die ſie uns vorſtellet, unempfindlich und unbelebet ſind, ſo können wir auch ſagen, daß ſie zuweilen mehr Annehmlichkeit haben, als die, welche leben. Ich könnte Ihnen noch mehrere Griechen anführen, welche die Mahlerey berühmt gemacht hat; aber es iſt beſſer, daß ich Sie von dem Wachsthum unterhalte, welche dieſe ſchöne Kunſt in dem alten und neuen Italien gehabt. Ich habe geleſen, daß eine vornehme Perſon aus der berühmten Familie der Fabier ſichs für eine Ehre gehalten, den Beynamen eines Mahlers zu tragen, und daß er ſelbſt im Jahre 450. der Erbauung Roms, den Tempel der Wohlfarth gemahlet habe. Die gröſten Männer dieſer Zeit legten ſich auf die Mahlerey, und das dauerte bis unter die erſten Kaiſer. Aber durch eine Veränderung, die bey ſchönen Sachen nur allzugewöhnlich iſt, ward die Mahlerey einige Zeit hernach verlaſſen, und blieb unter den Ruinen der andern Künſte und Wiſſenſchaften vergraben. Sie fieng erſt lange Zeit nachher wieder an, in Italien zu erſcheinen. Der Lehrmeiſter des

Michael

Michael Angelo trug viel zu ihrer neuen Erhebung bey, ob gleich ſein Pinſel noch ziemlich matt und gothiſch war; allein ſein Schüler ließ ihn bald hinter ſich, und erlangte eine allgemeine Hochachtung. Er war beſonders in der Zeichnung vortreflich. Indeſſen erwarb ſich Raphael von Urbino noch mehr Ruhm, als Michael Angelo, und er trieb ſeine Kunſt ſo weit, daß es ſcheint, als ob er die Natur in vielen Dingen übertroffen habe. Man bemerket, daß er die Gabe hatte, ſeinen Figuren alle Annehmlichkeiten zu geben, deren ſie nur fähig waren, und jemehr man ſeine Stücke ſiehet, deſto mehr bewundert man ſie. Er hatte den Peter Perugin zum Lehrmeiſter, aber der Schüler ward unendlich weit geſchickter, als der Lehrer. Julius der Römer, Polidorus, Leonard von Vinci, le Gergion, le Titian, Paul von Verona, und Tintoret, traten faſt zu einer Zeit auf. Sie haben alle in einigen Theilen der Mahlerey den Preis gehabt, und einige unter ihnen ſind faſt in nichts darinn unwiſſend geweſen. Julius der Römer iſt derjenige, dem es unter allen Schülern des Raphaels am beſten gelungen iſt. Seine Erfindungen waren ädel und erhaben;

er hatte einen reinen und lauteren Geſchmack; er war ein großer Nachahmer der Alten, und hatte ſie als Muſter zum Augenmerk. Seine Wahl der Stellungen war unvergleichlich. Polidor zeichnete ſehr gut, und traf die Zuſammenſetzung vieler Bilder vollkommen ſchön. Leonard von Vinci war ſehr gründlich in der Mahlerey. Sein Verdienſt iſt durch einen einzigen Umſtand ſeines Lebens genugſam feſtgeſetzet; Franciſcus der erſte ließ ihn nämlich aus Italien kommen, und nachdem er in Frankreich gearbeitet hatte, ſo ſtarb er zu Fontainebleau in den Armen dieſes Monarchen, der den Tod des geſchickten Mahlers mit ſeinen Thränen beehrete. Le Georgion war für die Portraits und großen Werke. Er verſtund die Figuren unvergleichlich, und arbeitete ſeinen Vorwurf mit aller Größe und mit allem möglichen Anſtand aus. Le Titian war der gröſte Coloriſte, der jemals geweſen iſt. Er verſtund die Vertiefungen des Lichts oder Schattens, die Vereinigung und die Einrichtung des Ganzen zuſammen, vollkommen. Er mahlte die Weibsperſonen und die Kinder vortreflich, und er gab ihnen ein gewiſſes angenehmes, feines und zärtliches Weſen, welches unnach=

nachahmlich war. Seine Portraits und Landſchaften ſind bewundernswerth. Er gab einer jeden Sache die Anlagen, die ihr gemäß und beſonders waren. Alle dieſe großen Eigenſchaften erwarben ihm den Namen des göttlichen, nebſt ſehr anſehnlichen Gütern, und die Freundſchaft Carls des fünften. Man ſagt, daß die Groſſen am Hofe dieſes Kaiſers ſich eiferſüchtig bezeiget hätten, daß er ihnen le Titian vorzöge, und daß er ihnen geſagt habe: **Es würde ihm nie an Höflingen fehlen, aber er würde nicht allezeit einen Titian haben.** Paul von Verona war zwar nicht ſehr regelmäßig, aber die Schönheit ſeiner Colorit diente den Fehlern ſeiner Zeichnung zur Schminke. Seine Abbildungen von Frauenzimmern waren ſehr anmuthig, und er machte die Bekleidung ſehr mannigfaltig. Tintoret hatte viel Genie in der Mahlerey. Er hat vortrefliche Gemählde gemacht, aber er iſt beſonders in der Colorit unvergleichlich, worinn die Sele der Mahlerey ſteckt.

Es giebt noch andere berühmte Mahler in Italien, welche entweder Zeitgenoſſen der vorigen geweſen ſind, oder die doch bald auf ſie ge-

folget, als wie die Baſſans, Correge, Parmeſan, die Carracher, Guide, Albano, Dominican, Poußin, und einige andere. Die Baſſans haben die Thiere ſehr ſchön gemahlt, und hatten einen ſehr guten Geſchmack in den Farben. Correge mahlte mit Anmuth und Leichtigkeit. Er miſchte eine Anmuth darinn, die ſeinen Gemählden einen beſondern Charakter gab, und durch die geſchickte Austheilung des Lichts und Schattens, hatte er das Geheimnis, ſeinen Figuren viel Ründung, Stärke und Erhebung zu geben. Er wußte ein Gemählde auf eine unvergleichliche Art zu führen, und zu endigen, und man bemerket darinn ſo viel Einheit, daß ſeine gröſten Werke ſcheinen von einerley Farbenbrette gemacht zu ſeyn. Parmeſan trug die Farben ſehr gut auf, er war vollkommen in der Erfindung und Zeichnung. Die Annehmlichkeiten verließen ihn niemals, und man kann ſagen, daß er alle Eigenſchaften eines großen Mahlers beſaß. Die Carracher ſind ebenfalls berühmte Männer in ihrer Kunſt geweſen. Ludwig Carrach war in der Zeichnung und in der Wahl der Farben vortreflich. Hannibal Carrach hatte alle Theile der Mahlerey in

ſeiner Gewalt, und ſeine Stücke hatten ein Anſehen der Gröſſe, wozu wenig andere kommen. Auguſtin Carrach gab an Geſchicklichkeit ſeinem Bruder Hannibal nichts nach, und er hatte einen natürlichen Sohn, Namens Anton, der ſie alle würde übertroffen haben, wenn er am Leben geblieben wäre. Guide, indem er die Gemählde Albrecht Dürers, nach ſeiner Art wieder herſtellete, hat mehr Geld erworben und mehr Anſehen erlangt, als ein groſſer Theil derjenigen, die vor ihm geweſen waren, und die nach ihm gefolget ſind. Dominican erſetzte durch ſeine große Arbeit die wenige Fähigkeit, die er zur Mahlerey hatte, und machte ſich darinn ſehr geſchickt. Der berühmte Poußin hat die ſchönſten Statuen des Alterthums wieder aufleben laſſen; er wußte, daß ſie eine ſichere Vorſchrift für die ſchönen Werke ſind, er war auch in Landſchaften vortreflich, und ſein Baumſchlag iſt unvergleichlich.

Außer dieſen großen Mahlern, die in Italien geblühet haben, waren noch andere ſehr geſchickte in verſchiedenen Theilen von Europa. Albrecht Dürer in Deutſchland, Holbein in der Schweiz, Lucas in Holland, in Flandern Ru-

ben, der geſchickteſte unter allen Mahlern in der Austheilung des Lichts, in der Kunſt, die Leydenſchaften der Sele auszudrücken. Van Dick, ſein Schüler, verſtund ſich ſehr auf galante Gemählde, und es ſind noch andere große Mahler geweſen, von denen man ſagen kann, daß ihre Namen niemals ſterben werden.

Unterdeſſen iſt dieſe unvergleichliche Kunſt, die todte Sachen belebet, gegenwärtig faſt überall verſäumet, ausgenommen in Frankreich. Es ſcheinet, daß ſie ſich nebſt den andern Künſten und Wiſſenſchaften unter den Schutz des großen Königs begeben habe. Der Herr le Brun hat ſie ſchon in eine ſolche Vollkommenheit geſetzet, daß wir vielleicht dem alten Griechenlande und dem neuen Italien gleich kommen werden. Sie wiſſen, wie hoch man ſeine Gemählde ſchätzet, Sie haben auch einige von dem Hrn. Mignard geſehen, und ich zweifle nicht, daß die Kenner, die ſie Ihnen gezeigt, Ihnen den Werth derſelben beſſer vor Augen gelegt haben, als ich würde ſagen können. Alſo will ich auch nicht weiter davon reden, Madam, und ich will einen Brief ſchließen, der ſchon allzulang iſt. Sie würden mir darüber gewiß Verweiſe geben,

wann

wann Sie mich nicht genöthiget hätten, in dieſer Materie weitläuftig zu ſeyn, und wann ich nicht ſo ſchlechterdings Ihr ergebenſter Diener wäre, als ich bin.

Sechſter Brief *).

Eine kurze Beſchreibung von China.

Worüber Sie mich fragen, mein Herr, davon will ich Ihnen nur das antworten, was glaubwürdige Leute erzählen. China iſt eben ſo groß, als ganz Europa, und ein Kaiſer dieſes Landes, als er die Schatzung des gemeinen Volks vorgenommen, fand ohngefehr ſechzig Millionen Menſchen, darinn noch nicht die Verſchnittenen, die Soldaten und die Gelehrten mit begriffen waren. Dieſes große Land iſt voller ſchönen Städte; und Nankin, die Hauptſtadt einer Provinz gleiches Namens, war ehemals ſo groß, daß ein Menſch zu Pferde ihre Mauern kaum in zween Tagen umreiten konnte. Man brachte ohnlängſt einen jungen Indianer daher, welcher die Ehre hatte, dem König zu

*) Von eben demſelben.

Verſailles die Aufwartung zu machen. Er war mit einem reichen Unterkleide von goldenem Brocad mit blauem Grunde, und Figuren von Drachen, gekleidet, und ein fürchterlicher Kopf war auf jedem Ermel abgebildet. Er trug darüber eine Art eines Rocks von grüner Seide. Der König ließ ihm etwas zu eſſen geben, um zu ſehen, ob die Chineſer bey Tiſche auch ſo reinlich wären, als man ſagt. Der Indianer ward nicht verwirret, und bediente ſich mit einer unvergleichlichen Geſchicklichkeit zweer kleinen Stäbe von Elfenbein, die er in der rechten Hand zwiſchen zween Fingern hielt. Er hatte viele Seltenheiten aus ſeinem Lande mitgebracht, und verſchiedene Portraits auf chineſiſchen Taffet. Man ſahe unter andern dabey das Portrait von dem Weltweiſen Confucius, der ehemals unter den Chineſern das war, was Ariſtoteles hernach unter den Griechen geweſen iſt. Die Mandarinen und die Lehrer, waren mit Roſenkränzen gemahlt, denn das iſt vielleicht die Mode der Chineſer, ſo wie bey den Türken, bey einem jeden Korn zu ſagen, GOtt, erbarme dich unſer.

Was die Sprache und die Schrift der Chi-

neſer betrifft, ſo würde ich Ihnen tauſend beſondere Sachen davon ſagen können. Ihre Dinte iſt diejenige, welche wir chineſiſche Dinte zu nennen pflegen. Ein langer Pinſel dienet ihnen ſtatt der Feder; ſie ſchreiben von oben herunter, und ihre Linien ſind perpendicular. Zu einem Worte braucht man nur einen Buchſtaben. Ihr Alphabet iſt aus mehr als achzig tauſend verſchiedenen Buchſtaben zuſammengeſetzt, dergeſtalt, daß man wohl dreyßig Jahre nöthig hat, um leſen zu lernen, und um den Begriff und die Bedeutungen dieſer verſchiedenen Charaktere zu behalten. Man irret ſich niemals im Leſen wegen der Verſchiedenheit dieſer Charaktere, aber man muß ſo ſprechen, als wann man ſänge, um die verſchiedenen Bedeutungen durch die Verſchiedenheit der Accente und Töne der Stimme, zu bezeichnen.

Sie wiſſen, daß die Chineſer abgöttiſch ſind, daß die Sonne, der Mond und die Sterne ihre vornehmſten Gottheiten ſind; aber Sie werden es ſehr ſeltſam finden, daß ſie auch den Teufel anbeten, damit er ſie in Ruhe leben laſſe. Sie ſetzen ſein Bild auf das Vördertheil ihrer Schiffe. und die meiſten Leute tragen es gar auf ihren

Klei-

Kleidern, ſo wie ich Ihnen geſagt habe, daß fürchterliche Köpfe oben an den Ermeln des Indianers ſaßen. Sie haben eine beſondere Ehrfurcht vor einem Götzenbilde mit drey Köpfen, welches ihre drey großen Philoſophen vorſtellet, den Confucius, Xekiam und Tauzu. Sie hegen die Meynung des Pythagoras von der Selenwanderung. Sie haben viele große Schulen, und eine ſo große Menge Hospitäler, daß man keine Bettler unter ihnen ſiehet. Ihre Prieſter ſind ſchwarz gekleidet. Sie haben Mönche, Nonnen, Einſiedler, und gar gewiſſe Berge, welche ſie für heilig ausgeben, und wohin ſie Wallfarthen anſtellen. Die Tage des jungen Lichts und Vollmonds ſind ihre Feſttage, und der vornehmſte iſt im Neumond des Februars, weil dieſes ihr Neujahrstag iſt. Der Geburthstag des Kaiſers iſt ebenfalls ſehr feyerlich, und jedermann feyret ſeinen eigenen Geburthstag. Sie haben gar keine Kenntniß von dem Guten oder Böſen der andern Welt, und ſie unterlaſſen doch indeſſen nicht, ihre Verwandten mit vielen Ceremonien zu begraben. Wann ſich Finſterniſſe ereignen, ſo glauben ſie, daß ihre Götter wider ſie erzürnet ſeyen.

Weiter will ich Ihnen jetzt nichts ſagen, mein Herr. Wenn Sie ſo neugierig ſind, etwas Weitläuftigers zu leſen, ſo will ich Ihnen eine Beſchreibung ſchicken, die mir neulich ein Freund geliehen hat. Leben Sie wohl; ich bin ganz der Ihrige ꝛc.

Siebenter Brief *).

Mein Herr,

Sie haben nunmehr lange ſchon keine Briefe und Nachrichten von mir bekommen. Mein letztes Schreiben werden Sie aus Quebec erhalten haben, und ich glaube, daß es ſchon etliche Jahre ſind, daß ich es geſchrieben habe. Wenn ich nicht wüßte, wie ädel ihr Herz gegen mich geſinnet iſt: So würde ich glauben, Sie hätten ſchon lange um mich ausgetrauert, und mich vergeſſen. Die Gedanken, daß ich Ihnen immer noch zuweilen werde eingefallen ſeyn, ſind ſo angenehm, daß ich mich beſtändig mit denſelben unterhalte. Ich befinde mich itzt in Martinique, und meinem Vergnügen fehlt weiter

*) Bremiſche Beyträge zum Vergn. des Verſt. und Witzes I. B. S. 70.

weiter nichts, als daß ich nicht bey Ihnen ſeyn und Sie umarmen kann. Doch ich hoffe bald ſo glücklich zu werden, indem ich nur auf ein franzöſiſches Schiff warte, um darauf nach Frankreich, und von dar nach Hamburg abzugehen. Unterdeſſen iſt es eine von meinen anmuthigſten Beſchäftigungen, die ich mit meiner kleinen Amerikanerinn habe, daß ich von Ihnen und Ihren liebenswürdigen Eigenſchaften rede. Ich mache mir eine angenehme Vorſtellung davon, wie Sie erſtaunen werden, wenn Sie mit ihren Augen in meinem Briefe hieher werden gekommen ſeyn. Vielleicht leſen Sie dieſe Zeilen noch einmal, ſich zu überzeugen, daß Sie recht geleſen haben. Vergeben Sie mir, wenn ich meiner Eigenliebe zu viel ſchmeichle. Wie gern wäre ich zugegen, ihre Augen zu ſehen, wenn es andem iſt, daß ſich die Gedanken in den Augen abbilden. Ich könnte die Fragen errathen, die Sie innerlich der kleinen Amerikanerinn wegen thun werden. Wenn Sie ſich eine irrige Vorſtellung von ihr machten, ſo könnte ich Ihnen mit einem gröſſern Vergnügen ſagen, daß ſie keine Schöne aus Canada oder Neufrankreich wäre. Ohne Zweifel wird hier

ihre

ihre Verwunderung noch gröſſer werden. Sie fangen wohl gar an zu vermuthen, daß ich in der Zeit, da ich nicht an Sie geſchrieben, einen kleinen Roman ausgeſonnen habe, Sie damit zu beluſtigen. Sollten Sie mir keinen völligen Glauben beymeſſen: So hoffe ich, daß ihre Zweifel aufhören werden, wenn Sie mich mit meiner artigen Wilden in Hamburg erblicken werden.

Ohne Zweifel, werden Sie denken, müſſen ſich dieſe Zufälle von einer Reiſe und Schiffarth anfangen. Auf der See wird ſich nahe an einer Inſel ein grauſamer Sturm erhoben, das Schiff zertrümmert, und diejenigen, welche ſich darauf befunden, an ein fremdes Land geworfen haben. Was die Reiſe und Schiffarth betrift: So irren Sie ſich in ihren Gedanken nicht. Was aber den Sturm anbelangt: So hätte freylich ein ſo groſſes Unglück vor dem groſſen Glücke, welches mir wiederfahren iſt, vorhergehen ſollen. Allein die Sturmwinde und Ungewitter ſind nicht mehr ſo gewöhnlich, als vordem, da ſie in einer jeden Nachricht die Leſer in Furcht ſetzten, Schiffbruch zu leiden.

Das

Das Schiff, auf welches ich mich gegeben hatte, ſeegelte aus dem Nordmeere in die Südſee nach den ſalamoniſchen Inſeln. Die Winde hatten, wie geſagt, nicht ſo viel Gefälligkeit gegen mich, daß ſie mir eine Gelegenheit verſchafften, wo ich den Schiffern bey der nahen Gefahr, von den Wellen verſchlungen zu werden, meine Standhaftigkeit hätte zeigen, und einen Muth einſprechen können. Das Wetter war uns beſtändig günſtig; endlich fiengen wir an, Mangel an friſchen Waſſer zu leiden, denn an etwas mußte es uns doch fehlen. Wir warſen vor der Inſel Kaliſornien Anker, welche groß, und den Europäern wohl dem Namen, aber nicht ihrer innerlichen Beſchaffenheit nach bekannt iſt. Wir ſtiegen in dem Hafen de la Conception an das Land, unſere Tonnen mit friſchem Waſſer zu füllen. Ich war viel zu ehrgeizig, als daß ich den engliſchen Admiral Draken in dem ruhigen Beſitze des Ruhmes laſſen ſollen, daß nur er von dieſer Inſel die beſte Kundſchaft eingezogen hätte. Wenigſtens trieb mich die Neubegier darzu an. Ich ritt daher tiefer in das Land hinein. Ich ſchweifte eine lange Zeit hin und her, und verirrte mich darüber

über dergeſtalt, daß ich den Weg zum Ufer nicht wieder finden konnte. Ich erreichte daſſelbe erſt in einigen Tagen, binnen welchen mich die Hamadryaden hatten erhalten müſſen. Das Schickſal hatte gewollt, daß ich, nur die ängſtliche Philoſophie ausgenommen, ein andrer Cleveland werden ſollen. Das Schiff war unter Seegel gegangen; man hatte mir die Nachricht zurückgelaſſen, daß es meinetwegen noch zween Tage vor Anker gelegen, bis man endlich an meiner Zurückkunft gezweifelt und befürchtet hatte, den guten Wind zu verlieren. Man hatte mir aber doch Lebensmittel und Pulver zurückgelaſſen. Nunmehr war ich hier König und Unterthan. Doch dieſes Glück hätte ich manchem herrſchſüchtigen Prinzen wünſchen und gönnen wollen, ohne ihn darum zu beneiden. Ich wünſchte, daß ich Quebec niemals verlaſſen haben möchte. Was ſollte ich thun? Sollte ich am Ufer auf Schiffe warten? Dieſe Hoffnung war ſehr ungewiß, weil die europäiſchen Schiffe nicht allzuoft dahin kommen, wo ſie keine groſſe Schätze wegführen können. Ich faßte daher den königlichen Entſchluß, mich in meinen Reichen umzuſehen.

Wenn Ihnen nicht ſchon tauſend Wege bekannt wären, in unbekannte Länder zu gelangen: So würde ich Ihnen eine weitläuftige und wunderbare Erzählung machen, wie ich endlich auf ein großes Gebürge, und von demſelben in ein unbekanntes, aber doch bewohntes, Land gekommen wäre. Die Einwohner hatten mich auf dieſen Bergen, wo ſie gejagt, ſchlafend gefunden, und mich alſo in ihre Wohnungen gebracht. Sie waren ſo ſcharfſinnig, als die Sternſeher, geweſen, welche aus der Aehnlichkeit eines andern Planeten mit unſrer Erde folgern, er werde wohl auch eine Erde ſeyn; denn ſie hatten aus der Gleichheit meiner Geſtalt mit der ihrigen geſchloſſen, daß ich wohl keine andre Creatur, als ſie ſelbſt, ſeyn möchte. Ich wunderte mich im Anfange, daß ich mich unter Menſchen befand, die mich ſo wenig verſtunden, als ich ihre Reden begreifen konnte. Dennoch aber freute ich mich, in menſchlicher Geſellſchaft zu ſeyn. Wie gern legte ich nicht die Krone ab, die ich mir in meinen Gedanken vorher aufgeſetzet hatte! Ich fühlte mich von einer überausgroßen Bürde befreyet, da mir zumal von allen ungemein liebreich und freundſchaftlich begegnet

net wurde. Ob gleich viele Verfaſſer von Nachrichten ſo bequem und nachläßig ſind, daß ſie von fremden Völkern, unter welchen ſie ſich eine Zeitlang aufgehalten haben, weiter nichts als ihre Wohnungen oder einige Grabſchriften von ihren Kirchhöfen beſchreiben: So will ich dieſe Geſchichtſchreiber doch in dieſem Stücke nicht nachahmen. Ich kann Sie, mein Herr, von wichtigern Sachen, als von den Thoren der Hauptſtädte, oder den beſten Wirthshäuſern darinnen, unterhalten. Die Einwohner und Einwohnerinnen dieſes Landes ſind ſo beſchaffen, als man es wünſchen kann.

Ich pflege dieſes Land das amerikaniſche Arkadien zu nennen. Die hieſigen Schönen gehen auch faſt wie die Schäferinnen gekleidet; denn ſie tragen Schäferhüte, und an ihren Feſttagen, Blumenkränze. Sagen Sie doch dieſes einigen Dichtern; vielleicht begiebt ſich eine Colonie von Tibullen und Properzen auf dieſe Inſel. Das erſtemal, da Sie mich wieder ſehen werden, ſollen Sie mich in der Kleidung eines Kaliforniers und meine kleine Wilde in eben der Tracht erblicken. Was die Gemüthsbeſchaffenheiten der Einwohner betrift, ſo werden Sie dieſelben ſowohl

aus dem Verfolge meiner Geſchichte, als aus den mündlichen Unterredungen mit meiner Naide mehr kennen lernen. Ich erlernte die kaliforniſche Sprache in einigen Monaten. Meine zärtliche Naide machte ſie mir deſto leichter, je ſchneller und begieriger man dasjenige faßt und behält, was man aus einem ſchönen Munde hört. So bald ich dieſe Sprache nur ein wenig verſtund: So hielt ich mich für weit gelehrter, als einer, der Armeniſch reden und Aethiopiſch buchſtabiren kann; denn ich konnte nunmehr die ſchönen Geſpräche meiner Kalifornierinn empfinden. Zum Beweiſe will ich Ihnen einige Wörter überſetzen. Tanley zaare Mally heißt in unſrer Sprache ſo viel, als einander zärtlich lieben. Der kaliforniſche Ausdruck iſt ſtärker, als der deutſche. Seinem Urſprunge nach ſagt er ſo viel, als durch ein gerechtes Lob, und durch einen redlichen Tadel einander ſeine Hochachtung bezeigen; da hingegen im Deutſchen, einander zärtlich lieben, oft ſo viel heißt, als einander unverſchämt ſchmeicheln. Der kaliforniſche Ausdruck wird ſowohl von der Liebe zwiſchen rechtſchaffenen Freunden, als von der Zärtlichkeit eines Liebhabers und einer Geliebten gegen einander gebraucht.

braucht. Malitly heißt eine Frau und zwar in dem alten und nur noch hie und da üblichen Verſtande des deutſchen Wortes. Seiner Anleitung nach bedeutet das kaliforniſche Wort eine Freundinn und Gehülfinn, welche ſich alle nur erſinnliche Mühe giebt, ihren Mann zufrieden und vergnügt zu machen, da itzt das Wort Frau im Deutſchen nichts anders als eine Köchinn, oder wohl gar eine Magd, oder auch eine Furie heißt, welche ſich beſtrebt, ihrem Manne das Leben verdrießlich und verhaßt zu machen. Wenn ein Kalifornier ſeine Geliebte auf das zärtlichſte und ehrerbietigſte liebt, und ihr ſolches durch zärtliche Namen bezeugen will: So nennt er ſie ſeine Frau, wenn gleich die Ehe noch nicht vollzogen worden iſt. Eben dieſe Anmerkung hat bey dem Worte Naatem ſtatt, welches einen Mann bedeutet. Ich will es bey der Ueberſetzung dieſer Worte bewenden laſſen. Wenn Sie glauben, ich wüßte keine Wörter mehr als dieſe: So werde ich dabey nichts einbüßen, da es Leute giebt, die nicht mehr Wörter aus fremden Ländern mitbringen, und ſich doch mehr, als ich, mit denſelben wiſſen. Da ich Ihnen nun einmal keine vollſtändige Reiſebeſchreibung

machen will: So werde ich Ihnen nur von einer der merkwürdigſten Gewohnheiten in dieſem Lande Nachricht geben, welche ihrer Verwunderung noch am würdigſten iſt. Erinnern Sie ſich, wie ſchwer es in Deutſchland iſt, ein Frauenzimmer zu küſſen. Wie viele Beſuche, Complimente, Schmeicheleyen und Lieder müſſen nicht die jungen Herren bey uns vergebens machen, ehe ſie ſich dieſes Glückes rühmen können! Wie würden ſie nicht wünſchen, hier zu ſeyn, wenn ſie wüßten, daß man hier nichts weiter braucht, ein Frauenzimmer zu küſſen, als daß man es kennt! Dieſe Küſſe ſind zwar nicht feuriger, als diejenigen, welche in Deutſchland in den meiſten Ehen gegeben werden; unterdeſſen ſind es doch Küſſe. Doch ich würde Ihnen dieſes nicht als etwas ſo gar beſonderes erzählen, da Sie Länder kennen, wo die Küſſe ſehr gewöhnlich ſind, wenn nicht der Urſprung dieſer Gewohnheit beſonders wäre. Unterdeſſen kam ſie mir im Anfange etwas fremd vor. Vornehmlich war ich unruhig, wenn meine Naide, die Tochter desjenigen, welcher mich in ſein Haus aufgenommen hatte, geküßt wurde. Denn ich hatte mich ſelbſt noch nicht unterſtanden, ſolches

ches zu thun. Sie, mein Herr, kennen die Liebe. War ſolches nicht ein Anfang darzu? Fängt ſie nicht mit einer Schüchternheit und kleinen Eiferſucht an? Nicht lange darauf ward ich auch ein Poet, und welches ich nicht vergeſſen darf, in kaliforniſcher Sprache. Ich will es Ihnen doch ins Deutſche überſetzen.

Was ſtört die angenehme Stille,
Daß ſie aus meiner Bruſt entflieht?
Was ſucht der unzufriedne Wille,
Den keine Luſt mehr an ſich zieht?
Mein Blut wallt ſchneller aus dem Herzen.
Mit ſolcher Unruh ſchlug es nie.
Was fühl ich nicht? Ich fühle Schmerzen,
Und mit Vergnügen fühl ich ſie.

Das Schönſte kann mich nicht entzücken,
Das durch Naiden nicht gefällt.
An allem werd ich was erblicken,
Was meine Traurigkeit erhält.
Wie ſchön ſeyd ihr, ihr Gegenſtände,
Woran mein Blick ihr Bildniß ſieht!
Doch ihr macht meiner Luſt ein Ende,
Wenn ihr mir neidiſch dieß entzieht.

Ihr reizt mich nicht, ihr ſtolzen Roſen
Selbſt in der angenehmſten Pracht.

Wenn euch der Weſt, euch liebzukoſen,
Durch ſeinen Kuß noch röther macht;
Allein wenn ihr, von ihr gebrochen,
Auf ihrer Bruſt erblaßt und ſterbt:
So ſeyd ihr ſchnell an mir gerochen,
Weil ihr euch meinen Neid erwerbt.

Ich wünſche nichts, als ſie, zu ſehen;
Doch wenn ſie freundlich mit mir ſpricht:
So bleib ich ſchüchtern vor ihr ſtehen,
Und meine Blicke ſehn ſie nicht.
Die Augen ſchlag ich furchtſam nieder.
Kaum irren ſie noch ſeitwärts hin.
Ich werde blaß, ich glühe wieder.
Und weis nicht, daß ich zärtlich bin.

Wie ſehn ich mich, mit ihr zu ſprechen!
Doch wenn ſie redet; ſchweig ich ſtill.
Was muß die Neigung unterbrechen,
Wenn ich ihr etwas ſagen will?
Der Gott der Liebe ſey mein Zeuge!
Aus bloſſer Ehrfurcht red ich nicht.
Doch wenn ich ihr zu Ehren ſchweige;
Warum entfärbt ſich ihr Geſicht?

Wenn ſie ſo viele Lippen küſſen,
Erwacht in meiner Bruſt der Neid.
Naide ſoll die Klagen wiſſen,
Denn ich verlängre nur mein Leid.

Soll

Soll ſich mein Herz noch nicht erklären,
Das Lieb und Zärtlichkeit gerührt?
Sie kann mir meine Ruh gewähren,
Die mir manch heimlich Ach entführt.

Ich veranſtaltete es ſo, daß Naide dieſes Gedicht finden mußte; allein ich erhielt keine Antwort darauf. Dennoch ward ich durch der andern Beyſpiel ſo kühn gemacht, ſie zu küſſen. Sie verwehrte mir ſolches nicht. Ich küßte ſie oft; denn Sie wiſſen, wie gern man küßt. Allein darüber verlohr ich die freundlichen und lebhaften Unterredungen, welche Naide vorher mit mir gehalten hatte. Endlich floh ſie mich ſogar. Gleichwohl wußte ich nicht, womit ich ſie beleidiget; da ich kein andres Frauenzimmer angeſehen und geküßt hatte. Ich verwunderte mich darüber, und ich war in großer Angſt, bis ich es erfuhr. Sie hatte meiner Beſcheidenheit wegen einige Neigung auf mich geworfen. Als aber meine Liebe, und ihre Schönheit den einzigen Inhalt meiner Geſpräche mit ihr abgaben; als ich ſie immer zu küſſen verlangte: So hatte ſie geglaubt; ich wäre entweder ein Schmeichler, oder kaltſinnig geworden. Denn die Begierde, zu küſſen, iſt in dieſem Lande

kein Kennzeichen einer zärtlichen Liebe, weil das Frauenzimmer ſich überredet, daß ſie der Anfang zur Verachtung ihrer Perſon ſey. Die Küſſe, die alsdann die Liebhaber von ihnen erhalten, ſind Merkmale des Unwillens und des Kaltſinns, oder wenigſtens nichts bedeutende Complimente. Können ſie wohl glauben, daß ein Stutzer an dieſem wunderbaren Lehrgebäude Urſache iſt? Vor hundert Jahren iſt hier eine in klugen Augen ſo lächerliche Art zu lieben geweſen, daß ich mich auf kein Land in Europa beſinnen könnte, welches ſo wunderliche Gebräuche hätte. Die einzige Beſchäftigung der Kalifornierinnen war, vor dem Nachttiſche mit einer ängſtlichen Sorgfalt jeden Morgen Bänder auszuſuchen, welche ſie wieder weglegen wollten; vor den Spiegel zu treten, um über ein Blätterchen zu erblaſſen; auf neue Geberden zu ſinnen, welche den bewundernden Ausruf der jungen Herren verurſachten, und auf ſonderbare Bewegungen mit ihren Fliegenklatſchen zu ſtudiren, worüber die Stutzer ſeufzen müßten. Sie müſſen wiſſen, daß die Fliegenklatſchen hier wegen der Menge der Fliegen die Stelle der Fächer vertreten; das Frauenzimmer trägt ſie auch im Winter, wenn

es

es gleich keine Fliegen mehr giebt. Die Stutzer müſſen wohl eine beſondere Gattung von Leuten geweſen ſeyn. Ihre einige Sorge iſt geweſen, daß ſie ihren Sklaven gefragt, wie ihnen der Bund und Schurz laſſe, und daß ſie nach dem tacktmäßigen Klange gewiſſer Schellen ſich bük-ken, gehen, und ſpringen gelernt. Vor die-ſen Leuten ſuchten die Schönen auf alle mögli-che Art ihre Reizungen ſichtbar zu machen, um ein groſſes Gefolge von Anbetern und Liebhabern nach ſich zu ziehen. Gleichwohl wußten ſie ſich in allen Geſellſchaften ein ſo majeſtätiſches und ſtrenges Anſehen zu geben, als ob ihnen alle Mannsperſonen gleichgültig wären. Vielleicht haben auch einige Kalifornierinnen die Stutzer verachtet, weil ſie mit ſich allein zufrieden ge-nug geweſen. Ein Stutzer mußte lange Zeit mit ihnen umgegangen ſeyn, ehe ſie ihm ihre Hand erlaubten. Sie zogen ſie mit einem ſprö-den Unwillen zurück, wenn er ſie küſſen wollte. Sie lieſſen den Handkuß nicht eher zu, als bis ſie wegen ihrer Strenge in Gefahr waren, ei-nen Anbeter zu verlieren. Je mehr ein Stutzer von ihrer Schönheit und Artigkeit und von ſei-ner Ehrfurcht und Unterthänigkeit redete; für

deſto

deſto zärtlicher ward er gehalten. Am liebenswürdigſten war er, wenn ſeine Halbſtiefel am koſtbarſten mit Edelgeſteinen beſetzt waren, und ſein Schurz die Schürze anderer jungen Herren an Pracht übertraf. Am zärtlichſten war er alsdann, wenn er ſeiner Göttinn einen Schäferhut mit vielen ausgeſuchten Bändern und ein neues Kleid ſchenkte, welches er alsdann erſt bezahlen konnte, wenn er in die Jahre kam, wo es ihn gereute. Das Frauenzimmer war bald, wie die Richter, bey welchen die das beſte Recht haben, welche die beſten Geſchenke geben. Im übrigen hatten die jungen Herren ſolche Grundſätze in ihrer Aufführung gegen das Frauenzimmer, welche beyden nicht die gröſte Ehre machen. Um dieſe Zeit war ein kaliforniſcher Baron ſehr berühmt. So viel ſagt etwa das kaliforniſche Wort Yualiba im Deutſchen. Er hatte eine ſo angenehme Geſtalt, daß man leicht hätte glauben ſollen, er müßte den meiſten Verſtand haben. Seine Einſicht in die Wiſſenſchaft des Wortgepränges war ſo gründlich, daß er zehn Worte ſagen konnte, unter welchen nur eins nöthig war. Er konnte in einer Stunde tauſend Dinge reden, welchen allen

ſein Herz widerſprach, ohne die Augen ein einzigesmal dabey niederzuſchlagen. Sein gröſtes Verdienſt aber war wohl dieſes, daß ſein Schneider ſeinen Schurz am beſten ſchneiden, und er ihn am beſten tragen konnte. Alle ſeine Schmeicheleyen waren übertrieben und unnatürlich. Er ſagte ſie aber dem Frauenzimmer mit einer ſo zärtlichen und überredenden Miene vor, daß es nicht ungehalten darüber werden konnte. Fiel ja einigen Schönen ihre Sterblichkeit ungefähr ein, wenn er ſie ſeine Göttinnen hieß: So thaten ſie ihm doch weiter nichts, als daß ſie ihm einen kleinen loſen Yualiba hießen, und ihm mit ihrer Fliegenklatſche einen ſanften Schlag gaben. Er war galant genug, mit dem Eichhörnchen, welche die Frauenzimmer ſtatt der Schooshündchen haben, zu reden und ihre Sprache zu verſtehen. Es war ein groſſes Verdienſt bey dem Frauenzimmer, wenn er dieſen Thierchen Zuckerrohr oder Nüſſe mitbrachte. Man hat noch einige Trauerreden auf Eichhörnchen unter den Werken des Tomzua und Giluali, welche ungefähr der Kalifornier Regnier und Boileau geweſen ſeyn mögen. Dieſe Reden ſind überaus ironiſch, und mir ſehr nützlich geweſen,

die

die damaligen lächerlichen Gewohnheiten dieſes Landes zu erkennen. Der Yualiba bezauberte auch das Frauenzimmer durch ſeine Liebesbriefe und Verſe. Um dieſe Zeit iſt ein Poet berühmt geweſen, welcher öffentlich geſagt hat, der Baron ſey ihm wenigſtens für zehn Gedichte die Bezahlung ſchuldig geblieben. Man hat noch einige Lieder an verſchiedene Schönen von ihm. Sie ſind aber ſo ſchlecht, daß man ungewiß iſt, ob ſie der Poet ſo ſchlecht gemacht, oder ob der Yualiba im Abſchreiben ſo viele Fehler in dieſelben gebracht hat. Es iſt itzt wirklich unter den kaliforniſchen Kunſtrichtern ein groſſer Streit darüber. Einige ſind wider den Poeten und behaupten, daß er ein ſchlechter Dichter geweſen, und ſie führen zur Urſache an, daß Gonzaba, Thyamley, und Rajacouli, drey groſſe damalige Dichter, vor ihm nicht hätten bekannt werden können. Dieſer Streit iſt ſo weitläuftig und hitzig geworden, daß man, als ich abreiſte, in allen Geſellſchaften, groſſe Wetten that, ſie würden einander bald ſchimpfen. Doch ich muß mich von meinem Yualiba nicht verlieren. Die Macht des jungen Herrn war ſo hoch geſtiegen, daß ſich die gröſte Spröde

vor

vor ſeiner koſtbaren Leibbinde nicht mehr beſchützen konnte. Das Frauenzimmer ließ ſich an ſeiner Hand in die Luſtwälder und öffentlichen Kampfjagden führen. Er durfte mit ihnen ſpielen, und ſie küſſen, auf welche Gefälligkeiten ſie einen großen Zoll von Schmeicheleyen, Geſchenken, Verſen und Liebesbriefen gelegt hatten. Niemand konnte ihn ſo gut, als dieſer Yualiba, abtragen. So weit er ſeine Eroberungen auch ſchon getrieben hatte: So war er dennoch ſo hochmüthig, daß er ſie noch weiter treiben wollte. Er beſchloß endlich, ſich aller Herzen des Frauenzimmers auf einmal zu bemächtigen. Die Perſonen unſers Geſchlechts tragen hier viereckigte Mützen, welche beynahe den Turbanen gleichen. Auf dieſen haben ſie hohe und ſchöne Federbüſche. Seinen Vorſatz glücklich auszuführen, hatte er den Einfall, ſich auf jede Seite ſeiner Mütze einen Pfauenſchweif machen zu laſſen. Gleich darauf machte er in dieſem Aufzuge ſeine Aufwartung bey dem ſchönen Geſchlechte. Seine Kriegsliſt gieng ihm vortreflich von ſtatten. Es war faſt keine Schönheit in der ganzen Stadt mehr, welche nicht durch die Pfauenſchweife unglücklich

lich geworden wäre. Alle Schönen verlohren ihre Freyheit, ſie ſeufzten, und wünſchten nichts, als von dem Barone mit den vier Pfauenſchweifen geliebt zu werden. Alle Fenſter in allen Straßen wurden aufgeſchlagen, den jungen Herrn in dieſer Tracht zu ſehen, wenn er vorbey gieng. Dieſer Einfall ward mit allgemeinem Beyfalle erhoben, weil die Erfindung unvermuthet, fremd, und wie das Frauenzimmer ſagte, gar zu allerliebſt wäre. Seinetwegen entſtund unter den Schönen eine allgemeine Erbitterung und Eiferſucht. Dieſes Glück machte den Baron übermüthig. Er fieng an, mit dem artigen Geſchlechte verächtlich umzugehen, und über ſie zu ſpotten. Er rühmte ſich in allen Geſellſchaften ungeſcheut mit den Gefälligkeiten des Frauenzimmers. Bald wollte er ganz früh eine Gräſinn im Nachtkleide geſehen, bald mit einem Fräulein allein geſpeiſet, bald eine Prinzeßinn geküßt haben, und bey der Stadthalterinn ſpät in die Nacht hinein geblieben ſeyn. Er war ſogar ſo verwegen, daß er überall ſagte; er wollte es noch ſo weit bringen, daß ihn das Frauenzimmer öffentlich küſſen ſollte; er würde nicht ſo thöricht ſeyn, eine von dieſen Schönen allein

und

und beſtändig zu lieben, da er ſie durch eine neue Mode ganz außer ſich bringen, und ſie alle zur Liebe zwingen könnte; ſie glaubten ihm ja den Augenblick, wenn er ihnen bey den Eichhörnchen und Drachen, welches die galanteſten Flüche in Kalifornien ſind, betheurete, daß ſie ſchön wären. Seine Unbeſonnenheit war ein naher Vorbote ſeines Falles. Sie können leicht denken, mein Herr, daß die andern Stutzer grauſam böſe auf den Yualiba geweſen, da er ſie von allen Nachttiſchen, aus allen Beſuchſtuben, und folglich von allen ſchönen Händen verdrängt hatte. Dieſe ſuchten alſo nur Gelegenheit, ihn zu demüthigen. Sie waren Verräther, und hinterbrachten dem Frauenzimmer alles, was der Yualiba nachtheiliges von ihnen ſprach. Aufgefangene Briefe von dem Barone überführten das Frauenzimmer noch mehr von der Wahrheit der Nachrichten, die es im Anfange noch nicht glauben wollte. Ob die Schönen gleich gern liebten: So waren ſie doch ehrgeizig genug, zu wünſchen, daß die Welt nicht wiſſen möchte, daß ſie verliebt wären. Sie wurden alſo ein wenig wider den Baron aufgebracht. Dennoch wäre er vor ihrem endlichen Zorne ſicher gewe-

ſen, wenn er den Einfall gehabt hätte, zwo ſolche Mützen zu tragen. So aber war er ſicher, und alles, was er that, war eine Beleidigung des ſchönen Geſchlechts. Beſonders brachte er die Stadthalterinn ſehr wider ſich auf. Dieſer Dame hatte der Pfauenſchweif ſo wohl gefallen, daß ſie ſich um den Hals herum an ihrem Kleide Pfauenſchweiſe hatte ſetzen laſſen. Der Baron, welcher ſich einbildete, allein das Recht zu haben, Pfauenſchweife zu tragen, ſpottete darüber, und ließ anzügliche Verſe darauf verfertigen. Er erzählte auch öffentlich von ihr: er ſey einmal zu ihr gekommen, als ſie gleich Mittagsruhe halten wollen, und da habe ſie ihrem Kammermädchen einen Wink gegeben, hinwegzugehen, damit er freyer habe ſeufzen, und leichter erhört werden können. Dieſe freye und erdichtete Erzählung reizte die Stadthalterinn zum heftigſten Zorne. Die andern beleidigten Schönen verſammleten ſich bey ihr. Sie überlegten die Aufführung der Stutzer, und im Zorne ſahen ſie ein, daß ſie durch die vorgegebene Liebe und Zärtlichkeit der jungen Herren nicht glücklich werden könnten. Es geſchahe alſo, was Giluali vorher geſagt hatte; der Zorn

würde noch den Schönen die Augen öffnen, da ſie denn aufhören würden, lächerlich zu ſeyn. Die Spötter griffen nunmehr den Baron von allen Seiten her mit ſatyriſchen Waffen an; ſie entblößten die Grundſätze der Stutzer, nach welchen ſie dafür hielten, die Schönen wären nur da, daß man mit ihnen ſpielen und tändeln könnte, und man müßte ſie daher in der Unwiſſenheit laſſen, welche ihren Reizungen doch unanſtändig iſt. Niemals haben ſich die vernünftigen und geſitteten Perſonen unſers Geſchlechts freyer zu dem ſchönen Geſchlechte wagen dürfen. Dieſes beſchloß einmüthig, die kaltſinnigen und ewigen Geſpräche von Liebe und Treue nicht mehr anzuhören. Da auch alle Bemühungen der jungen Herren nur dahin giengen, einige Gefälligkeiten von ihnen zu erhalten, mit welchen ſie ſich groß machen könnten: So wollten ſie ihnen verſtatten, ſie zu küſſen, ſo oft ſie wollten, damit dieſe Gefälligkeiten ihren Werth verlieren möchten. Die Schönen in den kleinen Städten folgten dem Frauenzimmer in der Hauptſtadt, wie in den Moden, alſo auch hierinnen bald nach, ob ſolches gleich im Anfange einiges Aufſehen machte. Diejenigen,

welche ſich durch ihr Herz ſo wohl, als ihren Verſtand, von den Stutzern unterſchieden, kamen nunmehr bey den Schönen in Anſehen. Man ſagt, daß ſich das goldne Alter der ſchönen Wiſſenſchaften von dieſer Zeit angefangen habe. Denn man mußte Geiſt und Verſtand haben, wenn man verliebt werden wollte. Die Stutzer durften zwar noch mit dem Frauenzimmer umgehen; allein es unterſagte ihnen alle überflüßige Worte, und machte ſie durch dieſes Gebot alle ſtumm und lächerlich. Denn nunmehr konnten ſie ſich nicht mehr über die Sprödigkeit und Härte der Schönen beklagen; weil ſie küſſen durften, wenn ſie wollten; und da ſie weiter nichts, als dieſes, gelernt hatten, ſo wußten ſie nicht, wovon ſie reden ſollten. Der Yualiba, über welchen in allen Geſellſchaften geſcherzt wurde, heirathete aus Verdruſſe eine alte Edelfrau, welche das Alter gebeugt und übelſehend gemacht hatte; denn ſie allein hatte noch Mitleiden mit ihm, und ihre Runzeln ſchienen freundlich zu werden, wenn er ihr ihrer Schönheit wegen Schmeicheleyen vorſagte. Nunmehr verläßt ſich das Frauenzimmer in dieſem Lande nicht mehr auf ihre Schönheit allein; ſondern es ſucht auch durch

die Vorzüge des Geiſtes und Herzens zu gefallen. Die Schönen wenden alſo mehr Zeit darauf, ihre Sele ſo liebenswürdig, wie ihre äuſſerliche Geſtalt, zu machen, als ſich anzukleiden und ihr Bild im Spiegel anzulächeln. Denn vor dem waren die meiſten vor demſelben alt geworden. Unſer Geſchlecht muſte ihnen zwar im Anfange noch viele Schwachheiten zu gute halten, doch nunmehr können ſolches beynahe die Schönen bey unſerm Geſchlechte thun. Man braucht mehr als Pfauenſchweife, ſich bey ihnen gefällig zu machen. Die ganze Art zu lieben, iſt dadurch verändert worden. Vordem hatte ein einziger Blick von einer groſſen Schönheit die erſtaunende Kraft, ein Herz unſterblich verliebt zu machen. Er hat ſie noch itzt nicht gänzlich verlohren; allein er kann nur nicht mehr bezaubern. Die Augen der Schönen haben eine ſehr geiſtreiche und einnehmende Sprache; jedoch ſie dürfen durch die Lippen nicht widerlegt werden, ſonſt können ſie nichts ausrichten. Beyde müſſen ſich vereinigen, und beyde werden noch zu ſchwach ſeyn, jemanden zärtlich zu machen, wenn das Herz nicht ſo ſchön, als die Geſtalt, iſt. Vor dem entſtund die Liebe ſchnell, verſchwand aber

auch plötzlicher, als ſie entſtanden war. Da die innerlichen Vorzüge und Schönheiten ſich nicht auf einmal, ſondern nur nach und nach, entdecken; So fängt daher die Liebe itzt ſo an, wie ſie vordem aufhörte, und wird mit der Zeit ſo feurig, als ſie vordem anfieng. Kam vor einem Jahrhunderte die Liebe zur Entzückung, und Berauſchung: So konnten die Verliebten wohl einige Stunden neben einander ſtehen, einander anſehen, wechſelsweiſe ſeufzen, und einander küſſen, ohne ein einzigmal darzwiſchen zu reden. Lieben ſich hingegen itzt zwo Perſonen zärtlich: So werden die kaltſinnigen Küſſe ſeltner. Die Zeit verfließt ihnen unter den angenehmſten Geſprächen, und ſie thun oft ganze Stunden nichts, als daß ſie mit einander reden. Befürchten Sie nicht, mein Herr, daß darum die Liebe ein Geſchwätz ſeyn werde. Die Schönen wiſſen auf eine ſo loſe und anmuthige Art die Unterredung lebhaft und munter zu erhalten, und ſo geiſtreich und zuweilen ein wenig muthwillig zu ſcherzen, daß ſie ſelbſt, ſo gern ſie auch küſſen, dennoch darüber vergeſſen ſollten, ihre Kalifornierinn zu küſſen. Gleichwohl würde die Liebe hier viel Anmuth verlieren, wenn nicht noch in gewiſ-

ſen Küſſen eine Wolluſt wäre. So bald als zwo Perſonen durch einen langen Umgang zärtlich geworden ſind, und das Küſſen verlernet haben: So lernen ſie es wieder. Dieſe Küſſe ſind aber ſo feurig, daß man höchſt Unrecht thun würde, wenn man ſie mit den Küſſen der Höflichkeit oder des Kaltſinnes vergleichen wollte. Dieſe letztern ſind wirklich nichts, als engelländiſche Küſſe: Von jenen bilde ich mir ein, daß, wenn man mit einem empfindlichen Vergnügen küſſen will, man entweder deutſch, oder wie die kaliforniſchen Verliebten küſſen muß. Obgleich ein Frauenzimmer mehr, als die Annehmlichkeiten der Haut, braucht, ein Herz zu gewinnen: So verlieren dieſe doch dadurch ihre Reizungen nicht. Man begegnet hier den Häßlichen, wenn ſie noch ſo edel und vernünftig ſind, zwar nicht unhöflich, aber dennoch nicht ſo zärtlich, als einem verſtändigen ſchönen Frauenzimmer. Die Kalifornier ſähen es alle gerne, wenn niemand häßlich wäre. Zum Beweiſe will ich Ihnen aus dem kaliforniſchen Anacreon, dem Juturnx, eine Ode überſetzen.

Könnt ich durch ein mächtigs Murmeln,
Und durch zauberiſche Zirkel,
Die mit räthſelhaften Schritten
Rücklings erſt umgangen worden,
Der Natur Geſetze geben:
O ſo wollt ich nicht aus Ehrſucht
Selbſt dem Monde furchtbar werden;
Ihn von ſeiner Stätte heben;
Und vor die beſtürzte Sonne
Zu der Völker Schrecken ſetzen;
Oder mit erhextem Blute
Ihn nach Mitternachtzeit röthen;
Und durch meine Kunſt beſchworen,
Sollten nicht die Wälder tanzen;
Nicht gebannte Geiſter heulen;
Nicht die Ströme furchtſam fliehen,
Und bergan gehorſam ſteigen;
Nicht durch Froſt erſtorbne Schlangen
Auf den Auen ſchnell zerſpringen.
Würd ich nicht bey meinen Künſten
Schüchtern vor mir ſelbſt erſchrecken?
Und mit Schauer und mit Zittern
Alle Welt zum Zittern zwingen?
Nein mit meinen kühnen Künſten
Wollt ich nur den Schönen nützen.
Alle, die durch Sitten reizen,
Und durch Häßlichkeit erſchrecken,
Sollten auch durch Schönheit reizen.

Den beſeelten ſchönen Steinen
Wollt ich ſchöne Selen geben.
Und dafür aus allen Küſſern
Unbeſeelte Steine machen.

Das häßliche Frauenzimmer legt ſich auf die tiefſinnigen ſchweren Wiſſenſchaften, und ich bin mit verſchiedenen umgegangen, welche den Himmel ſo gut als Caßini oder Newton kennen. Das ganze ſchöne Geſchlecht liebt die ſchönen Wiſſenſchaften. Den Schönen iſt durch ein ausdrückliches Geſetz verboten, ſich mit einem Kalifornier zu verbinden, wenn ſie ihre meiſte Zeit auf metaphyſiſche Streitigkeiten, aſtronomiſche Betrachtungen und algebraiſche Rechnungen wenden wollen, weil ſie einem Hauſe ſchlecht vorſtehen und ihren Freund wenig entzücken werden, wenn ſie weiter nichts als ſchlüſſen, rechnen und meſſen können. Wenn glauben Sie, daß eine kaliforniſche Schöne eiferſüchtig und auf den zornig wird, dem ſie gewogen iſt? Gewiß nicht, wenn er eine andere öfter küßt, und ihr mehr Schmeicheleyen vorſagt. Die Liebhaber können ihren Schönen einige Fehler und Schwachheiten auf eine Art entdecken, welche zärtlich iſt; ſie werden es für ein Merkmal der größ-

ten Liebe anſehen. Allein ſo bald ſie einem andern Frauenzimmer mit Geſprächen liebkoſen, welche geiſtreicher, verſtändiger, und muntrer ſind: So iſt ihr Zorn auf ſie, und die Eiferſucht gegen die andre Schöne gewiß. Die Verliebten werden kaltſinnig, ſo bald ſie einander mit dem Munde ſagen, daß ſie ſich lieben und ewig lieben werden, da doch ſolches ihre beyderſeitige Aufführung widerleget. Das Ende der Liebe iſt aber alsdann vorhanden, wenn die geliebten Perſonen allein ſind, und ſich in einer Verwirrung darüber befinden, daß ſie allein ſind; wenn ihre Blicke einander zu entgehen ſuchen; wenn ſie von ihrer Geſundheit reden, ob ſie gleich wiſſen, daß keine von ihnen das Fieber hat; und wenn ſie nach einer ſolchen kurzen Unterredung einander höflich küſſen und ſich gehorſamſt empfehlen. Die itzigen Buhlerinnen ſind artige Geſchöpfe. Dieſe beſtreben ſich bey allen Gelegenheiten, ihren Witz und ihre Vernunft ſichtbar zu machen, wie etwa die deutſchen Buhlerinnen bald ihre weißen Zähne, bald ihre ſchönen Hände, und ihre kleinen Füſſe zu zeigen ſuchen. Sie bemühen ſich ein groſſes Gefolge von Anbetern zu haben, die ihren Geiſt bewundern ſollen.

Bald

Bald wollen ſie mit dieſem ſcherzhaft und witzig, und bald mit einem andern vernünftig und philoſophiſch reden, wie die deutſchen Buhlerinnen den mit dem Fuße ſtoßen, einem andern einen freundlichen Wink geben, und noch einem andern die Hände drücken. Die affectirten Kalifornierinnen ſind Schönen, welche Verſtand und Geiſt haben wollen, und keinen beſitzen. Sie ſagen nichts auf eine gemeine Art. Alles ſoll neu und ädel ſeyn. Wollen ſie ſagen, daß es Morgen ſey, ſo wird man durch ihre Ausdrückungen ungewiß, ob es Mittag oder Abend iſt, und wünſchen ſie einem zu ſeinem Wohlbefinden Glück, ſo könnte man bey ihren Reden auch denken, ſie bedauerten einen, daß man ſich übel aufbefände. Die deutſchen lächerlichen Koſtbaren thun keinen Schritt, den ſie nicht ſorgfältig abmeſſen; alle Bewegungen, Stellungen, und Mienen ſind nach gewiſſen Regeln eingerichtet; hingegen die kaliforniſchen ſind in ihrem Gange nachläßig, und, wie ſie ſagen, philoſophiſch, weil ſie das Anſehen haben wollen, als ob alles an ihnen vernünftig ſey. Was die itzigen jungen Herren in dieſem Lande betrifft: So wollte ich ſchwören, daß ſie ihren

Cha-

Charakter nicht errathen würden. Sie wollen alle Philoſophen ſeyn. In der Geſellſchaft mit Frauenzimmer reden ſie von nichts als Vernunft und Tugend, ſo wenig ſie auch Vernunft und Tugend kennen. Ihre Schönen unterhalten ſie mit Abhandlungen aus der Metaphyſik, mit den erſten Gründen des menſchlichen Erkenntniſſes, und, wenn ſie nur etwas aus der Algebra wiſſen, wohl gar mit x und y. Statt der Liebesbriefe und Verſe überſchicken ſie ihnen Aufgaben aus der Geometrie. Ihr Gang, ihre Geſichtszüge, und der Ton ihrer Stimme, kurz, alles iſt an ihnen dogmatiſch. Sie ſchenken ihren Schönen nicht etwa Schäferhüte, Bänder, oder Kränze, ſondern Vernunftlehren, Pſychologien, und Staatswiſſenſchaften.

Nunmehr will ich Ihnen noch von einigen Gebräuchen bey dem Heirathen Nachricht geben. Auf die äußerlichen Glücksumſtände wird hier ſelten geſehen. Die Schönen, welche willens ſind, ſich mit jemanden zu verbinden, müſſen bey der Verſammlung des vornehmſten und verſtändigſten Frauenzimmers, welche darzu in jeder Stadt verordnet iſt, mit tüchtigen Beweiſen darthun, daß ihre Liebhaber in der Zeit, da ſie

von ihnen geliebt worden, wenigſtens zehn ädle und großmüthige Thaten gethan haben, welche Zeugniſſe von ihren innerlichen Vorzügen ſind. Denn ſonſt werden ſie von der Geſellſchaft und dem Umgange mit allem vornehmen Frauenzimmer ausgeſchloſſen. Wenn ſolches aber geſchehen iſt, ſo macht man nicht viel Umſtände mit dem Heirathsgute, der Morgengabe und Verlobung. Die neuen Verheiratheten ſchätzen es für eine Schande, ſich vor den Augen der Welt zu küſſen. Ihre Liebe hört alsdenn nicht auf, wie es in einigen europäiſchen Ländern Gebrauch iſt, ſondern ſie wird immer feuriger und beſtändiger, weil ihre Verbindungen, Vereinigungen der Herzen ſind. Noch viele andere Gebräuche will ich Ihnen mündlich erzählen; denn ich glaube, mein Brief iſt etwas lang geworden. Vielleicht ſagen Sie, mein Herr: Wollen ſie mir nicht noch die Gebräuche, krank zu werden, und zu ſterben, erzählen, welche in Kalifornien üblich ſind? Fürchten Sie ſich nicht; ich will gleich ſchließen, und Ihnen nur noch ſagen, wie ich aus Kalifornien gekommen bin.

Es werden Ihnen Wege genug bekannt ſeyn, durch welche man wieder aus unbekannten Ländern

dern kommen kann. Ich verheelte es meiner Naide und ihrem Vater nicht, daß ich nicht Luſt genug hätte, hier zu bleiben. Er erkannte, daß wir für einander gebohren wären. Weil er keine Freunde mehr hier hatte: So beſchloß er, mit mir in mein Vaterland zu gehen. Er wußte einen Weg über das rothe Meer, wodurch Kalifornien mit Neumexico gränzet, und brachte uns glücklich hinüber. Ehe ich ſchließe, muß ich Sie noch fragen; ob Sie ſich unter dem deutſchen Frauenzimmer noch keine Kalifornierinn ausgeſucht haben? Dieſes ſoll das erſte ſeyn, worauf Sie mir bey unſrer glücklichen Zuſammenkunft antworten ſollen. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Achter Brief *).

Von den ſinnlichen Ergetzlichkeiten, beſonders von dem Tanzen.

Gnädiges Fräulein,

Endlich hat doch Ihr Herr Vormund die Oberhand behalten. Er hat Ihnen über die ſinnlichen Beluſtigungen, mit denen man

*) Bremiſche Beyträge zum Vergn. des Verſt. und Witzes I. B. S. 317.

man ſein Leben aufzuheitern pflegt, eine Gewiſſensangſt nach der andern zu erwecken geſucht, bis Sie beſchloſſen haben, Tanzen, Spiele, Schauſpiele und alles aufzugeben, damit Sie Ihrer Glückſeligkeit, die Sie in dem zukünftigen Leben hoffen, nicht im Wege ſtehen mögen. Es iſt wahr, gnädiges Fräulein, Ihre Sele iſt einer ewigen Glückſeligkeit ſo würdig, daß Sie alle dieſe Kleinigkeiten meiden ſollten, ſo bald Sie den geringſten Zweifel hätten, ob ſie mit der Frömmigkeit beſtehen könnten. Aber ich bin überzeugt, daß die Begriffe ihres Herrn Vormunds von der Frömmigkeit in dieſem Falle ganz ungegründet ſind, und die Herren Gottesgelehrten haben deſto größre Urſache, übel mit ihm zufrieden zu ſeyn, da er in ihre Ausdrücke ſeine eignen Meynungen einhüllt, und Religionsſpötter in den Irrthum bringen kann, dieſelben wären eben ſo unphiloſophiſch, wie er. Wüßte ich nicht, daß ihr Herr Vormund unter die Leute gehörte, die ihr höchſtes Gut in der Traurigkeit ſuchen: So würde ich ſeine Begierde, ſtets in der Sprache der Gottesgelahrtheit zu reden, für eine Liſt halten, durch die er alle Gegner ſeiner Meynung, von der Widerlegung

derlegung derſelben abſchrecken, und ſeine Irrthümer ehrwürdig machen wollte. So aber muß ich es vielmehr den Vorurtheilen zuſchreiben, an deren Verläugnung ihn ſeine traurige Natur verhindert; die er zu allen Dingen mitbringt; und durch deren Schuld dieſelben in ſeinen Augen allezeit eine ganz falſche Geſtalt bekommen. Vielleicht hat er auch nur dasjenige geleſen, was mit ſeiner Neigung übereinſtimmet. Er weis ohnfehlbar alle Stellen, wo die Bücher der Offenbarung vor dem Gifte der Wolluſt warnen; die Stellen aber muß er überblättert haben, wo die heiligen Männer wider die phariſäiſche Gottesfurcht eifern; ſonſt müßte er wiſſen, wie wenig dem höchſten Weſen diejenigen gefallen, welche durch ſelbſterwählte Geiſtlichkeit einen Schein der Weisheit haben. Gnädiges Fräulein, laſſen Sie ſich von Ihrem Herrn Vormunde nicht zu Ihrem eignen Schaden hintergehen. Wollen Sie ſich durch dergleichen ſelbſterdachte Geſetze dasjenige Leben verdrießlich machen, welches Ihnen der Schöpfer gewiß in der Abſicht gegeben hat, daß Sie vergnügt ſeyn ſollen?

Mich dünkt, der rauhe und widrige Begriff,

den der meiſte Theil von der Frömmigkeit hat, wird auf folgende Art erzeuget. Unſre Aeltern und Lehrmeiſter ſehen bey unſrer Erziehung öfterer auf ihre eigne Bequemlichkeit, als auf dasjenige, was uns gut iſt, und ſich zu unſerm Alter ſchickt. Sie ſtrafen uns öfterer, weil wir ihnen Ungelegenheit machen, als weil wir etwas böſes thun. Sie ſind zu verdrüßlich, ſich in unſre jugendlichen Luſtbarkeiten zu ſchicken, und wollen nicht gern ein Geräuſch um ſich haben. Daher ſehen ſie uns ſauer an, wenn wir vergnügt ſind, und uns eine unſchuldige Freude machen, die nicht ohne Lärmen abgehet. Sie ſchlagen uns, wenn ſie nur ein Lachen hören, dadurch ſie geſtört werden. Dasjenige Kind heißt gottlos, welches luſtig und munter iſt, und hingegen dasjenige iſt ein frommes Kind, welches träge und ſchläfrig iſt, bloß darum, weil es den ganzen Tag nicht gehört wird; ungeachtet das erſtere von dieſen Kindern ohnſtreitig von beßrer Art iſt, als das andre. Dadurch entſtehet bey uns der verkehrte Begriff, daß wir Dummheit und Lebloſigkeit für Frömmigkeit halten, und vorgeben, daß ein muntres und aufgeräumtes Leben der Frömmigkeit zuwider ſey, ſo bald ſich

andre die vielen Veränderungen vom Vergnügen zu Nutze machen wollen, welche uns der Schöpfer in einer Welt voll Dinge anbietet, die unſre Sinnen reizen können. Denn es iſt natürlich, daß wir das für etwas Uebels halten, worüber wir in unſrer Kindheit Schläge bekommen haben; und die Vorurtheile, die uns von unſern Vätern und Lehrmeiſtern eingebläuet worden ſind, ſchleichen ſich hernach in die Wiſſenſchaften der reifern Jahre ein.

Aber, ſagt Ihr Herr Vormund, wir ſind in dieſem Leben, nur in der Abſicht, in einem zukünftigen Leben glückſelig zu werden. Dieſes ſind nur unſre Probejahre. GOtt will ſehen, wie wir uns darinn verhalten werden, ehe er uns einer künftigen Glückſeligkeit theilhaftig machen will. Wenn die Glückſeligkeit des künftigen Lebens mit dem Vergnügen des itzigen ſich nicht vertrüge; warum hat denn GOtt dieſe Welt mit ſo vielen Dingen bereichert, die uns zum Vergnügen anlocken, und warum hat er es in die Natur unſrer Sinne gelegt, daß ſie ſich zu vergnügen ſuchen? Hat er uns lauter Netze und Verführungen in den Weg legen wollen? Ich kann dieſes nicht glauben. Bey dieſen Abſichten

GOttes

GOttes hätte ſich eine felſichte Wüſte, wo zwiſchen den Felſen nur hin und wieder ein Kraut zu unſrer Nahrung hervorgeſproſſet wäre, viel beſſer zu unſrer Wohnung geſchickt. Da hätten wir unſre Gedanken einzig und allein zwiſchen den Sorgen für die Erhaltung der irrdiſchen Hütte und der Sehnſucht nach der Ewigkeit theilen, und einander damit tröſten können, daß das Elend dieſes Lebens eine Vorbereitung zu einer künftigen Glückſeligkeit ſey. Wir würden mit Mühe unſre tägliche Nahrung gefunden, und alſo nicht Zeit gehabt haben, an unſer Vergnügen zu denken: Unſre Gemüther würden, durch die viele Noth, ſo ſehr niedergeſchlagen worden ſeyn, daß ihnen nicht einmal eingefallen wäre, daß man ſich vergnügen könnte. Daraus, daß unſer Auge zum ſehen eingerichtet iſt, ſchließen wir, es ſey des Schöpfers Abſicht, daß wir ſehen ſollen; und daraus, daß unſre Sinnen ſo beſchaffen ſind, daß ſie ſich bey angenehmen Empfindungen nothwendig vergnügen müſſen, und daß es ſo viele Dinge in der Welt giebt, die fähig ſind, uns zu vergnügen, daraus wollen wir nicht ſchließen, daß der Schöpfer dabey unſer Vergnügen zur Abſicht gehabt habe.

Ich könnte Ihren Herrn Vormund fragen, woher er denn ſo ganz gewiß weis, daß wir durchaus in keiner andern Abſicht in dieſer Welt ſind, als in Abſicht auf ein zukünftiges Leben, und ob ich nicht vielmehr von der Gütigkeit GOttes vermuthen ſoll, daß er auch zur Nebenabſicht gehabt habe, unſre Sele und unſre Sinne in dieſem Leben ſo viel Vergnügen ſchmekken zu laſſen, als wir zuſammen genießen können, ohne, durch das Vergnügen unſrer Sinne, der Zufriedenheit unſrer Sele Eintrag zu thun. Ein Weſen, das uns aus keiner andern Abſicht hervorgebracht hat, als uns glücklich zu machen, wird dieſe Abſicht niemals aus den Augen geſetzt haben. Es wird uns alſo weder ein Vergnügen verboten noch eine andre Quaal auferleget haben, als die, welche uns entweder der Zuſammenhang der Dinge in dieſer Welt, oder unſre Fehler verurſachen.

Aber ich will es zugeben, daß wir zu keinem andern Endzweck in dieſer Welt ſind, als uns einer künftigen Glückſeligkeit würdig zu bezeigen, ſo folget hieraus, daß wir uns zu dieſer glücklichen Zukunft wirklich vorbereiten, wenn wir uns dieſer Welt und den Umſtänden gemäß auffüh-

aufführen, in die uns GOtt hier geſetzt hat; Denn dieſes heißt eben ſich durch dieſes Leben eines beſſern würdig machen. Ich kann alſo verſichert ſeyn, daß ich meiner künftigen Glückſeligkeit, durch meine Handlungen, nicht im Wege ſtehe, wenn ich ſie ſo einrichte, daß ich dadurch weder der menſchlichen Geſellſchaft, noch meiner Vollkommenheit auf der Welt ſchade; und daß man ſodann nicht vermuthen darf, daß dergleichen Handlungen, durch die Offenbarung, verboten ſeyn möchten.

Nun wird es Ihrem Herrn Vormunde ſehr ſchwer werden, zu erweiſen, daß die ſinnlichen Ergetzlichkeiten der menſchlichen Geſellſchaft, oder unſrer Vollkommenheit auf der Welt ſchaden, wenn ſie in ihrer Ordnung und Maaße gebraucht werden. Es kömmt hiebey auf die Unterſuchung einer jeden ſolchen Luſtbarkeit insbeſondre an, und damit ich Ihnen, gnädiges Fräulein, nicht beſchwerlich falle, will ich nur den Verſuch mit dem Tanzen machen, welches am allermeiſten angegriffen wird.

Um ſich den Beweis leicht zu machen, giebt Ihr Herr Vormund Ihnen eine Beſchreibung vom Tanzen, in welcher er alles zuſammen nimmt,

 was

was man übels davon ſagen kann. Er ſagt zum Exempel: Das Tanzen iſt ein taktmäßiges Herumſpringen mit einem Frauenzimmer, welches zur Ueppigkeit angeſtellt wird. Nun folgt ja hieraus nothwendig, daß das Tanzen Sünde ſey. Erlauben Sie mir, gnädiges Fräulein, Ihnen im Vertrauen zu ſagen, daß Ihr Herr Vormund ſich hierbey eine Freyheit wider die Vernunftlehre herausnimmt, indem er dasjenige in die Beſchreibung einrücket, was er daraus erſtlich beweiſen ſoll. Denn was für ungereimte Sachen könnte ich dadurch nicht beweiſen, wenn dieſes frey ſtünde. Ueberhaupt getraue ich mir dieſes für gewiß auszugeben, daß es denen unter allen Menſchen am wenigſten zukömmt, von unſern Luſtbarkeiten Beſchreibungen zu machen, welche keinen Theil daran nehmen, ſondern dieſelben nur von auſſen kennen, und weder das Innere, noch die Abſichten und Wirkungen derſelben, die ſie in ihren Beſchreibungen mit ſo häßlichen Farben abmalen, ſattſam eingeſehen haben. Wie kann Ihr Herr Vormund Ihnen ſagen, daß man der Ueppigkeit wegen tanze, und dadurch zur Wolluſt gereizt werde, da Sie beſſer, als er,

wiſſen,

wiſſen, was Tanzen ſey, und er deswegen ſich vielmehr von Ihnen eine Beſchreibung davon geben laſſen, als Ihnen eine davon geben ſollte. Ich bin verſichert, gnädiges Fräulein, Sie haben, wie alle, die ſich vom Pöbel unterſcheiden, dieſe Empfindungen niemals dabey gehabt, und werden ihm, aus Ihrer eigenen Erfahrung, und aus demjenigen, was Sie an ſo vielen Leuten wahrgenommen, ſagen können, daß bey dem Tanzen, wie es zu unſern Zeiten eingerichtet iſt, für einen wohlerzogenen Menſchen nicht die geringſte Anreizung zur Ueppigkeit zu finden iſt, und daß derjenige, der dergleichen Gedanken dabey hat, die Gelegenheit dazu vielmehr nimmt, als dadurch bekömmt.

Das Tanzen iſt ein figurirter und taktmäßiger Gang. Der Menſch hat ein Vergnügen, dasjenige zu thun, wozu Geſchicklichkeit und Fertigkeit gehören. Er hat über dieſes auch ein Vergnügen an allem demjenigen, was abgemeſſen und nach Regeln eingerichtet iſt, und woran ſich folglich Ordnung erkennen läßt. Es iſt alſo kein Wunder, daß man aus dem Tanzen eine Art von Vergnügen gemacht hat, da die abgemeßnen Schritte deſſelben beyderley Ver-

gnügen, ſo wohl dasjenige, welches aus der Fertigkeit herkömmt, als dasjenige, welches aus der Ordnung entſpringt, mit ſich führen. Um aber dieſes Vergnügen empfindlicher zu machen, und die Fertigkeit und Ordnung deſto beſſer bemerken zu können, hat man die Muſik dazu genommen. Und weil die Luſtbarkeiten eines Geſchlechtes allein meiſtentheils etwas trauriges oder etwas wildes an ſich haben, welches durch den Umgang beyder Geſchlechter mit einander aufgeklärt und vertrieben wird, ſo iſt nichts natürlicher, als daß eine Mannsperſon und ein Frauenzimmer bey dem Tanzen allezeit ein Paar zuſammen ausmachen, um in einer Geſellſchaft, die von Mannsperſonen und Frauenzimmern vermiſcht iſt, das Vergnügen durchgängig gleich zu machen, und durch die Gefälligkeit, die die Natur beyden Geſchlechtern gegen einander eingepflanzet hat, die Annehmlichkeit der Geſellſchaft zu vermehren. Wenn dieſes dasjenige iſt, was Ihr Herr Vormund Ueppigkeit nennt: So iſt die Ueppigkeit das Band der Geſellſchaft, ein ſtarker Trieb zur Tugend und Wohlanſtändigkeit, kurz die Schönſte Sache von der Welt. Es iſt bey allen Sittenrichtern, welche ſich bemühet haben,

ihre

ihre Lehren nicht auf der Studierſtube nach ihrem Eigenſinne einzurichten, ſondern aus der Natur des Menſchen herzuleiten, eine ausgemachte Sache, daß die Begierde beyder Geſchlechter, einander zu gefallen, und der Umgang derſelben mit einander viel Gutes ſtifte. Man wird anmerken, daß es in allen Geſellſchaften ordentlicher und wohlanſtändiger zugehet, wo beyde Geſchlechter vermenget ſind, und daß dieſer Umgang, anſtatt zu Ausſchweifungen zu verleiten, vielmehr dieſelben hindert. Anſtatt alſo etwas Ueppiges darinnen zu finden, finde ich vielmehr etwas Wohlanſtändiges darinnen.

Aber, ſagt man, durch die Bewegung wird das Blut in feurigern Lauf gebracht, und man wird ſodann in Geſellſchaft des Frauenzimmers viel wollüſtiger. Es iſt wahr, die Bewegung verſtärket den Umlauf des Blutes. Aber die Wirkung dieſes ſchnellen Umlaufs beſtehet deßwegen nicht nothwendig in einer ausſchweifenden Wolluſt. Man wird dadurch muntrer, freundlicher, und gefälliger, man legt die allzugroße Ernſthaftigkeit ab, und nimmt eine Freyheit an, wobey aber nur ungezogne Selen, welche nicht

das Tanzen, ſondern ihre eigne Unart aus den Schranken bringt, Unanſtändigkeiten begehen; man ſpricht viel beherzter, weil man ſieht, daß jedermann Theil an der Luſt nimmt; man ſcherzt viel artiger, weil der Witz durch die Freude aufgeweckt und lebhaft gemacht wird; man lernt einander kennen, weil das Herz bey der Luſt ſich am ehſten zu verrathen pflegt; man faſſet Hochachtung und Freundſchaft gegen diejenigen, an welchen man unter allen dieſen Luſtbarkeiten ein ädles und anſtändiges Weſen verſpüret. Iſt dieſes nicht das allerſchönſte und liebenswürdigſte, was man in einer Geſellſchaft wünſchen kann? Wenn wir, einer um des andern willen, auf der Welt ſind: So kann ja nichts beſſer ſeyn, als die Bewegungen, die durch dieſes Vergnügen hervorgebracht werden; und wenn die Schwermüthigen, welche dieſe Luſt für unrecht halten, in ihre Sittenlehre ein wenig mehr Menſchenliebe einflieſſen lieſſen, und ſich nicht ein Bild eines frommen Menſchen von Stein oder Holz in ihrem Gehirne machten: So würden ſie ſelber ein Vergnügen an dieſer Ergetzung haben.

Aber wie kann man denn ein Frauenzimmer

mit

mit ſich an der Hand herumführen, und mit ihr herumſpringen, ohne zur Wolluſt gereizt zu werden? Man möchte vielmehr fragen, wie es möglich ſey, daß jemand, durch ſo geringe Dinge, zu dergleichen Empfindungen gebracht werden könne. Denn ich bin überzeugt, daß auch die meiſten Leute, die ſonſt wollüſtig ſind, ohne ſolche Gemüthsbewegung tanzen. Die Tugend eines Menſchen ſteht auf ſehr ſchwachen Füßen, die durch das Anrühren einer Hand umgeſtoßen werden kann. Aber ſie wird vielleicht geſtärkt, wenn ſie dergleichen Dingen entgegen gehet, und gewöhnet wird, ſich vor ſo ſchwachen Anfällen nicht zu ſcheuen. Denn es iſt kein Baum, der die Luft weniger vertragen kann, als der beſtändig im Gewächshauſe verwahret worden, und es iſt keine ſchwächere Tugend, als diejenige, die ſich vor einem jeden Lüftchen hütet; und bey der wenigen Erfahrung, die ich habe, finde ich, daß niemand mehr zu wollüſtigen Gedanken geneigt iſt, als die, ſo ein Werk aus der Andacht machen, und alle Freude fliehen wollen. Giebt es aber ja Leute, die durch die Freyheit, ſo bey den Ergetzlichkeiten herrſchet, üppig werden, ſo geſchieht es mehr, weil ſie es jederzeit ſind, und

ſich ſonſt nur verſtellen, als daß ſie dadurch verführet werden, und wir ſind dem Tanzen und andern dergleichen Dingen den Dank ſchuldig, daß wir ſolche Leute kennen lernen.

Eben ſo wie es mit der Ueppigkeit beſchaffen iſt, die Ihr Sittenrichter aus dem Tanzen erzwingen will; eben ſo iſt es auch mit ſeinen andern Gründen beſchaffen. Er ſagt Ihnen einen lateiniſchen Spruch, der ſo viel heißt: Niemand tanzet, wenn er nicht entweder betrunken, oder närriſch iſt. Und hierbey ſollen Sie ihm auf ſein Anſehen glauben, daß alle vernünftige Heiden das Tanzen für unrecht und thöricht gehalten haben. Dieſes letztere iſt eine Meynung, ſo ich mit ſeiner Gelehrſamkeit nicht zuſammen reimen kann. Er wird ſchwerlich Griechen anführen können, ſo dieſer Meynung geweſen wären: Plato und Ariſtoteles waren ſo vernünftige Heiden, als man verlangen kann. Beyde halten das Tanzen nicht für thöricht, ſondern für eine Sache, die nützlich iſt, und noch dazu zur Tugend führet, ſo daß es Plato in einer wohleingerichteten Republick eingeführet, und nur einige Arten des Tanzens verworfen wiſſen wollte, die wider den Wohlſtand waren; Und daß Ariſtoteles,

teles, bey Gelegenheit der Dinge, ſo man der Jugend beybringen ſoll, ſo wohl den Nutzen der ſinnlichen Luſtbarkeiten überhaupt zeiget, als auch das Tanzen für gut hält. Ihr Herr Vormund wird unter den Lateinern ſowohl den afrikaniſchen Scipio, als den Seneca, für vernünftige Leute halten müſſen. Gleichwohl erhellet aus einem Urtheile, das dieſer letztere von dem erſtern fället, daß man ſich zu ſehr auf ſeine Beleſenheit verlaſſe, wenn man überhaupt von der Meynung aller vernünftigen Alten ſpricht, ohne ſie vorher darum gefragt zu haben. Seneca ſagt: Scipio bewegte ſeine kriegeriſchen und ſiegreichen Glieder nach dem Klange der Muſik, wie die alten Helden bey Spiel und Feyertagen männliche Freudentänze zu thun pflegten, und dabey an ihrer Ehre keinen Abbruch fürchten durften, wenn ihnen auch der Feind zugeſehen hätte. Auf den lateiniſchen Spruch Ihres Herrn Vormunds kann ich Ihnen, gnädiges Fräulein, ſagen, daß das Tanzen unterſchieden iſt, und wie es bey den Griechen ſo beſchaffen war, daß ihre Sittenlehrer es für gut hielten, und man es für eine Ehre hielt, wohl zu tanzen, wie er

aus

aus einem ſehr gemeinen Geſchichtſchreiber hätte wiſſen können, alſo war es bey den Römern nicht allezeit das ehrbarſte. Ich darf ihn nur an den Juvenal erinnern, der einige Beſchreibungen von ſolchen Tänzen macht, die ich aus Ehrerbietigkeit vor Ew. Gnaden nicht anführen darf. Dasjenige alſo, was von dem Tanzen der Römer geſagt werden kann, läßt ſich nicht ſo gleich auf unſer Tanzen ziehen; da wir in allen unſern Gebräuchen und Luſtbarkeiten den Wohlſtand und die Beſcheidenheit in den Sitten höher treiben, als man ſie damals getrieben hat. Wenn man alſo die Meynungen von dem Tanzen der alten Römer in unſern Zeiten noch gelten laſſen will: So fället man ein eben ſo ungegründetes Urtheil vom Tanzen, als der Abt Bellegarde von der Comödie, welcher an ein Frauenzimmer alſo ſchrieb: Es iſt gewiß, Madam, daß die alten Kirchenväter eine ganz andre Art der Comödien verworfen haben, als die bey uns gebräuchlich iſt. Unterdeſſen lauten doch ihre Worte, daß man nicht in die Comödie gehen ſolle. Alſo werden ſie am beſten thun, wenn ſie nicht hineingehen. Ich will nicht hoffen, daß die

Aus-

Ausleger der göttlichen Geſetze andre Regeln der Auslegung haben, als diejenigen, welche die menſchlichen Geſetze erklären. Dieſe letztern, weis ich, rechnen es einer Sache nicht zur Sünde, daß der Name derſelben vor dieſem etwas böſes bedeutet hat; und dulden die Mathematik immer unter den Menſchen, ob gleich vor dieſem die Wahrſagerey unter dieſem Namen verſtanden, und aus der Republick verbannet worden.

Noch ein kräftiger Beweis, womit man Sie von der Tollheit des Tanzens überzeugen will, iſt dieſer: Man halte die Ohren zu, wenn getanzet wird; ſo wird es ausſehen, als wenn närriſche Leute um uns herum liefen. Es iſt ſonſt eine Regel bey allen vernünftigen Leuten, daß man mehr, als einen Sinn, zu Hülfe nehmen ſoll, um von einer Sache richtig zu urtheilen. Weil es aber hier darauf ankömmt, unſer Vergnügen, welchem Ihr Herr Vormund einen beſtändigen Krieg angekündiget hat, zur Thorheit zu machen: So glaubt er aus einem ſo heiligen Endzwecke auch wohl eine Thorheit begehen, und dieſe Regel der Vernunft umkehren zu können. Denn wie kann ich vom Tanzen urtheilen, wenn ich mir das Mittel benehme,

das Weſentliche deſſelben, nemlich den Takt, beſſer zu bemerken. Dennoch kann ich nicht glauben, daß jemand, wenn er die Ohren zuhält, die Tanzenden für närriſche Leute anſehen ſollte. In ſo weit man närriſch iſt, in ſo weit thut man die Dinge ohne Regel. Wie kann ich nun aus abgemeßnen Schritten, aus einer regelmäßigen Figur des Ganges, und kurz aus allem, was bey dem Tanzen vorkömmt, den Argwohn faſſen, daß jemand närriſch ſey, da alles dabey nach Regeln abgemeſſen iſt, und da die Regel davon in die Augen fällt? Wenn man von einer Sache urtheilen will, ob ſie thöricht oder klug ſey, ſo muß man nicht allein alle Umſtände, ſondern auch noch über dieſes die Abſicht derſelben zu Hülfe nehmen; woferne man nicht ſelbſt unglaubliche Thorheiten im Urtheilen begehen will. Alſo ſind alle die Urtheile überflüßig und wunderlich, welche man von dem Tanzen ſo wohl, als von dem Spielen, dadurch erzwingen will, daß man ſich vorſtellet, was ein Chineſer, oder ein Amerikaner davon denken würde, wenn er nicht wüßte, was es wäre; und daß er vielleicht die Quadrille für eine Art des Gebets, und die Kartenkönige für

Götzen-

Götzenbilder anſehen würde. Wenn dergleichen Urtheile gelten; ſo wird man die wichtigſten Dinge eben ſo wohl, als Spiel und Tanzen, lächerlich machen können, und wenn man die Ohren zuhalten ſoll, um zu urtheilen, ob etwas klug oder närriſch iſt: So wird man wohl andre Dinge, als das Tanzen, für närriſch halten müſſen.

Ich bin kein Gottesgelehrter, gnädiges Fräulein, und ich habe auch nicht nöthig, es zu ſeyn, um auf die bibliſchen Sprüche zu antworten, welche Ihr Herr Vormund wider das Tanzen zu brauchen ſuchet. Wie gewaltſam ſie herbeygezogen werden, erhellet bloß daraus, daß man ſie ſo wohl für, als wider eben dieſelbe Sache, anwendet; und daß ſie, dem Anſehen nach, alle vielmehr für, als wider das Tanzen, zu ſtreiten ſcheinen. Ich erwarte alſo, daß man erſt mit Grunde ausmache, was ſie heiſſen, und ob vom Tanzen darinnen geredet werde, ehe man dieſelben zu einigem Beweiſe gebrauchen will.

Das iſt es nun, was Ihr Herr Vormund wider das Tanzen zu ſagen findet. Uebrigens aber fordert er, man ſoll ihm beweiſen, daß daſ-

ſelbe nur eine einzige gute Wirkung habe. Ungeachtet ich dieſes nicht zu thun ſchuldig bin, da es eine Sache, die man für erlaubt hält, genug rechtfertiget, wenn man zeigt, daß ſie nicht verboten iſt: So habe ich doch dieſes theils ſchon oben gethan, theils kann ich es noch mit ſehr wenigen Worten thun.

Es iſt genug, daß eine Sache ein unſchädliches Vergnügen wirket, wenn man zu *beweiſen* hat, daß ſie gut iſt. Denn alles unſchädliche Vergnügen iſt etwas, das man um ſein ſelbſt willen ſuchet, weil das Vergnügen allezeit unmittelbar unſre Glückſeligkeit befördern hilft, es mag von wichtigen oder von geringen Sachen herkommen. Nun iſt gar kein Zweifel, daß das Tanzen, eben wie andre Luſtbarkeiten, Vergnügen bringt. Denn dieſes iſt der Endzweck aller dieſer Dinge; und wenn man dieſen Zweck nicht dadurch erhielte: So würde man ſie bald unterlaſſen. Die Luſtbarkeiten ſind folglich etwas, das man zu ſuchen hätte, wenn auch weiter kein Nuzzen daraus folgte, als Vergnügen; und weil ſie, als ein ſolches Vergnügen, einen unmittelbaren Einfluß in unſre Glückſeligkeit haben, ſo ſind

ſie eben darum der Abſicht GOttes gemäß, welche allezeit auf unſre Glückſeligkeit zielet.

Freye und ungezwungne Geberden des Körpers, und eine von den geſundeſten Bewegungen des Leibes, welche man durch das Tanzen erhält, ſind übrigens ſolche Vortheile, die einer Sache, ſo an ſich nicht allein nicht verboten, ſondern auch, wie ich oben erwieſen habe, lobenswürdig iſt, einen deſto größern Werth geben. Ungezwungene Stellungen des Leibes laſſen ſich nicht bloß dadurch erlangen, daß man den Rükken krümmen und den Fuß ausſtreichen lernt, ſondern es gehöret eine lange und mannigfaltige Uebung dazu. Gleichwol ſind ſie ſo nöthig, daß man dadurch den vortheilhafteſten Eindruck in den Gedanken der Leute zu machen, und ihre Zuneigung zu gewinnen fähig iſt, welche man durch etwas gezwungenes leicht von ſich abwendig macht. Was die Bewegung des Leibes betrifft, ſo iſt die Einwendung, daß man ſie auf andre Art leichter und beſſer haben könnte, eben auch nicht allzugegründet. Dieſes Mittel den Gliedern, ohne daß ſie in die Luft zu kommen brauchen, eine mäßige und geſunde Erſchütterung zu verſchaffen, ſollte vielmehr angeprieſen, als ge-

getadelt werden; da das Frauenzimmer von Stande ohnedem an Bewegung Mangel hat, und ſich nicht gern in die Luft waget. Und wer weis, ob einige davon nicht einen groſſen Theil der Verderbniß ihrer Geſundheit dem Eigenſinne ſolcher milzſüchtigen Sittenrichter zu danken haben, die ihnen alle Bewegung, das Gehen und das Fahren ausgenommen, abſchneiden, alle Veränderung verbieten, und alle Ergetzlichkeiten misgönnen.

Dieſes ſind, gnädiges Fräulein, die Gründe, womit ich Sie zu bekehren hoffe, daß Sie ſich nicht ſelber unbillige Geſetze auflegen. Verſuchen Sie es nur, und ſondern Sie den Innhalt desjenigen, was Ihnen Ihr Herr Vormund ſagt, von einem Haufen bibliſcher Ausdrückungen ab, die aus ganz fremden, und zu dieſer Sache nicht gehörigen Sprüchen entlehnet ſind: So werden Sie finden, daß er Ihnen nicht Gründe, ſondern Worte geſagt hat, welche nur deßwegen einen Nachdruck zu haben ſcheinen, weil ſie aus bibliſchen Redensarten zuſammen geflicket ſind. Wenn er Ihnen z. E. ſagt: Wie ſehr betrüget ſich doch der eitle Menſch, wenn er ſich einen Begriff von der Frömmigkeit

keit macht, der ſeinen Lůſten ſchmeichelt! Wie viel Ausflůchte weis er zu finden, wenn er ſich ſelbſt kreuzigen und ſeinem verderbten Fleiſche wehe thun ſoll! So werden Ew. Gnaden wohl ſehen, daß dieſes nicht die Sache beweiſen, ſondern eine Sache, als ſchon bewieſen, zum voraus ſetzen heißt. Wenn es genug iſt, wenn man eine Sache zur Sůnde machen will, daß man mit bibliſchen Ausdrůckungen dawider eifert: ſo iſt nichts in der Welt, ſo gar Ihres Herrn Vormunds Strafpredigten nicht ausgenommen, das ich nicht zur Sůnde machen wollte; und ich kann ihm in eben ſolchen Worten antworten: Wie ſehr betrůget ſich doch der ſtolze Eigendůnkel der Menſchen, wenn man ſich ſelber Pflichten erdenket, um heiliger, als andere, zu ſcheinen, und ſich ſolche lőcherichte Brunnen gråbt. Man legt ſich eine Laſt auf, die man nicht ertragen kann, und unterdeſſen, daß man Můcken ſåuget, verſchlucket man Kameele.

Nunmehr glaube ich, daß ich mir die Freyheit nehmen darf, gnädiges Fråulein, Sie zu einem Balle zu bitten, den ich morgen zu geben

 willens

willens bin. Ich wollte wünſchen, daß Ihr Herr Vormund und mit ihm alle ſtrengen Sittenlehrer in geſitteten Geſellſchaften ſich ſelbſt bey unſern Luſtbarkeiten einfänden, und Theil daran nähmen: So würden ſie richtigere Begriffe davon haben, und würden nicht mehr bey andern für Sünde halten, was ſie ſich ſelbſt, ich weis nicht aus was für Urſachen, verwehren. Ich habe die Ehre, mit aller Hochachtung zu ſeyn, ꝛc. ꝛc.

Neunter Brief *).

Das Schreiben, womit Sie mich beehren, mein Herr, habe ich mit dem empfindlichſten Vergnügen geleſen. Entfernt von Ihnen und von den Vorſtellungen, welche durch Ihre Trauerſpiele betrügen können, und ganz überdrüßig der berühmten Länder, welche Sie beſungen haben, kommen mir dennoch Ihre Werke jetzt ſchöner vor, als jemals. Ja mein Herr, ich bin dieſer Länder ganz ſatt, wovon

*) Vom Hrn. von GVILLERAGVES, Franzöſiſchen Abgeſandten zu Conſtantinopel, an den Hrn. RACINE. S. Memoires de *Jean Racine* p. 252.

von die Poeten und die Geſchichtſchreiber des Alterthums ſo ſchöne Sachen geſagt haben; ich ſehe, daß ſie nicht allzugenau bey der Wahrheit geblieben ſind.

Der Scamander und der Simois ſind zehen Monate im Jahr trocken: ihre Ufer ſtellen nur einen Graben vor. Der Hebrus iſt ein Fluß von der vierten Klaſſe. Natolien, Pontus, Nikomedien, Ithaka, jetzt Cephalonien, Macedonien, die Landſchaften von Lariſſa und Athen, können nimmermehr den funfzehnten Theil der Menſchen hervorgebracht haben, davon die Geſchichtſchreiber Erwähnung thun. Es iſt unmöglich, daß alle dieſe Länder, die mit unbeſchreiblicher Mühe gebauet werden, jemals ſehr bevölkert ſollten geweſen ſeyn. Das Erdreich iſt faſt überall ſteinicht, dürre, und ohne Flüſſe. Man ſiehet daſelbſt kahle Berge und Küſten, die älter ſind, als alle Schriftſteller. Der Hafen von Aulidien, der ganz verdorben iſt, kann gut geweſen ſeyn: Aber er hat nimmermehr die tauſend Schiffe der Griechen, noch tauſend Barken, in ſich faſſen können. Delos iſt ein elender Felſen. Cythere und Paphos ſind fürchterliche Oerter. Cythere, oder Cerice, iſt eine kleine

Inſel, und zwar die unangenehmſte, die un- fruchtbarſte, die nur in der Welt ſeyn kann. Es iſt keine verderbtere Luft, als die in Paphos, welches auch ganz unbewohnt iſt. Naxus iſt nicht viel beſſer. Die Poeten ſetzten vermuthlich die Venus in ſolche Oerter, wo ſie ihre Mäd- chen hatten; aber ſie haben ihr gewiß einen ſehr ſchlechten Platz angewieſen. Ich ſage Ihnen nichts von den zweytauſend Biſchofthümern in Griechenland, davon die Kirchengeſchichte Mel- dung thut, unter welchen ein jedes nicht über zwölf Pfarrkirchen haben kann.

Ich wünſchte, daß Sie mir etwas von Ih- rer Familie geſchrieben hätten, indem Sie ſich der Zuneigung erinnern müſſen, die ich für al- les habe, was Sie angehet. Ich glaube, daß der kleine Racine ſehr munter iſt; ich ſehe vor- aus, daß ich ihn bey meiner Zurückkunft nicht werde in dem alten Griechiſchen angreifen dür- fen; aber ich will ihn mit dem heutigen gemei- nen Griechiſchen erſchrecken, eine Sprache, die eben ſo verdorben und ſo elend iſt, als jetzt das alte Griechenland ausſiehet.

Leben Sie wohl, mein Herr, fahren Sie fort, mir von dem Andenken unſerer alten

Freundſchaft Proben zu geben, und ſchreiben Sie mir, wann Sie mich auch noch gar Monſeigneur nennen ſollten. Ich weiß nicht, warum Sie mir ſo freygebig einigen Antheil an Ihren Trauerſpielen geben, da ich doch nie einen andern daran gehabt habe, als einer ihrer erſten Bewunderer zu seyn. Sie haben mich viele Dinge gelehret, anſtatt daß ich Sie jemals nur eine gelehret habe. Ich habe Ihnen entdeckt, daß ein Schatzmeiſter von Frankreich den Titel eines Ritters annimmt, und das anſehnliche Recht hat, mit goldenen Sporen begraben zu werden. Er muß alſo den Titel Monſeigneur nicht leichtſinnig verſchwenden. ꝛc.

Zehnter Brief *).

Ich habe mit Vergnügen das ſchöne Geſchenk erhalten, welches Sie mir mit Ihren Werken gemacht haben, und ich ſahe es anfänglich als ein Zeichen Ihrer Gewogenheit und Freundſchaft an. Ich hatte mir zu aller Zeit mit dieſem Vortheile geſchmeichelt, da ich vor-

 nehme

*) Vom Abt TALLEMANT an BOILEAU, S. Memoires de *Racine* p. 263.

nehme Freunde mit Ihnen gemeinſchaftlich gehabt, und da wir ſeit mehr als zwanzig Jahren zuſammen in akademiſcher Geſellſchaft gelebet haben. Aber als ich Ihre vortreffliche Schriften wieder von neuem las, ſo ward ich durch Aenderungen und Zuſätze, die Sie nicht haben machen können, ohne an den Antheil zu gedenken, den ich daran nehmen könnte, grauſam aus dem Irrthum gebracht. Ich würde die erſte von dieſen Stellen mit Stillſchweigen übergangen haben, wodurch ich mich beleydigt halte, wenn ſie ſich allein gefunden hätte, obgleich der Umſtand in der That die Sache ein wenig ſchwer zu verdauen macht. Sehen Sie die Verſe Ihrer vorigen Ausgaben, *Art. Poët.* c. 4.

Les vers ne ſouffrent point de mediocre Auteur;
Ses ecrits en tous lieux ſont l'effroi du lecteur:
Contre eux dans le Palais les boutiques murmurent,
Et les ais chez Billain a regret les endurent.

Wer ſollte wohl glauben, daß ſo ſchöne Verſe einige Aenderung bedurft hätten? Hier iſt ſie indeſſen:

Qui dit froid Ecrivain, dit deteſtable Auteur:
Boyer eſt a Pinchene égal pour le lecteur, etc.

Ich

Ich laſſe Sie ſelbſt Richter ſeyn, mein Herr, über die Verſe, welche Sie wegnehmen, und über die, welche Sie an deren Stelle ſetzen. Da ſehen wir alſo den armen Boyer, vier oder fünf Jahre nach ſeinem Tode, durch Sie unter die Zahl der überaus heßlichen Poeten geſetzet, weil, nach Ihrer Meynung, kein Grad vom Mittelmäßigen zum Schlimmern iſt. Indeſſen, ohne ſein Verdienſt wider Sie zu behaupten, ſo wiſſen Sie doch, daß er allezeit in unſerm Hauſe gelebet hat, und auch darinn geſtorben iſt, ein Haus, das von gelehrten Leuten ziemlich werthgeſchätzet wird. Vielleicht verdiente ich es wohl ganz allein, daß Sie ſeinen Schatten in Ruhe ließen.

Laſſen Sie uns zur andern Aenderung kommen. Hier ſind die Verſe Ihrer vorigen Ausgaben:

Et qu'importe a nos vers, que Perrin les admire,
Que l'Auteur de Jonas, s'empreſſe de les lire,
Pourvû qu'ils ſachent plaire au plus puiſſant des Rois?

und hier iſt die Zugabe:

Qu'ils charment de Senlis le Poëte idiot.
Ou le Sec traducteur du Francois d'Amiot.

Wer

Wer ſiehet nicht, daß Ihnen dieſe beyden Verſe viel gekoſtet haben, und daß Sie dieſelben nur hinzugeſetzet haben, um einen Mann um ſeine Ehre zu bringen, indem Sie ihn mit einer Unwiſſenheit bezeichnen, deren ihn niemand beſchuldiget hat? Ich erinnere mich bey dieſem Verſe, den Sie nicht gerne haben verlieren wollen, und den Ihnen eine kleine übelgegründete Rache eingegeben hatte, daß die ſelige Frau de la Sabliere und einige andere Perſonen Sie baten, ihn zu unterdrücken, und daß Sie es verſprachen. Es war Ihnen alſo niemand mehr übrig, als ich, den Sie mit ſo leichter Ueberwindung kränken konnten. Denn, wie verlangen Sie, daß ich dieſe Zugabe erklären ſoll? Ich will nicht über die Entſcheidungen Ihrer Lehrer disputiren; aber ich weiß, daß es nach einem guten Geſetze des Evangeliums nicht erlaubt iſt, jemand zu kränken; und noch weniger einen Freund, um eines guten Einfalls willen. Ich will auch nicht die Ueberſetzung vertheydigen, die Sie tadeln, und welche doch ſchon zum ſiebentenmale aufgeleget wird.

Ich will Ihnen nur ſagen, daß dieſer Ueberſetzer einen Namen führet, den Sie ſchonen konnten, wenn es auch nur mir zu Liebe geſchehen

wäre.

wäre. Ich werde mich gegen niemand beklagen; dieſer Brief iſt mit eilfertiger Feder geſchrieben. Ich habe ihnen nur mein Herz ausſchütten wollen; und ich verlange keine andere Rache von Ihnen, als den geheimen Verweis, den Sie ſich geben müſſen, daß Sie einen Mann mit frölichem Herzen betrübet haben, mit dem Sie allezeit in Freundſchaft gelebet, und welcher derſelben ſowohl, als Ihrer Hochachtung vielleicht nicht unwürdig iſt. Ich bitte Sie unterdeſſen zu glauben, daß ich, ohngeachtet des Mißvergnügens, das Sie mir gemacht haben, dennoch ſehr chriſtlich, das iſt, ſehr aufrichtig und ohne Ausnahme bin ꝛc.

Eilfter Brief.

Sie haben Recht, Madam, der Herbſt iſt beſſer, als der Frühling. Alles, was auch Ihre artige Charlotte dagegen einwenden kann, iſt nicht vermögend, mich von Ihrer Meynung zu bringen, zumal da der Frühling ſeit etlichen Jahren gar nicht nach meinem Kopfe geweſen iſt. In meiner Jugend war er weit ſchöner: jetzt nimmt er von Jahr zu Jahr

an Reizungen ab. In dem Herbſte iſt das Wetter weit beſtändiger und die Luft weit temperirter, als im Frühling: Man kann im Herbſte eher zu Ihnen reiſen, als im Frühling, wo faſt alle Zugänge Ihres Landguts mit einer See umgeben ſind. Urſache genug, mich dem Herbſte gewogen zu machen. Im Herbſte giebt es keine Gewitter, und das iſt auch für uns beyde gut, weil wir etwas furchtſam ſind. Der Herbſt erfüllet die Hoffnung des ganzen Jahrs; die Ernde, die Weinleſe, die Baumfrüchte geben ohne Zweifel viel Vergnügen; und es iſt wohl ein ſchönerer Anblick, den aufgehäuften Segen des Landmanns auf dem Felde in ſeiner Reiſe wahrzunehmen, als ihn noch unter mancherley künftigen Gefahren aufwachſen zu ſehen. Noch ein Grund, der mich beſonders angehet: Ich bin ein großer Liebhaber von der Jagd und Fiſcherey. Dieſes Vergnügen verſchafft uns nur der Herbſt. Und was ich endlich als einen Grund aller Gründe anſehe, dem Herbſte gewogen zu ſeyn, iſt dieſes, das Sie ihn lieben. Das iſt genug. So viel Gefälligkeit hege ich allezeit für Ihre Neigungen, Madam, daß ich ſie auch ohne weitere Nachfrage annehme, und ſo viel Vertrauen

trauen ſetze ich in ihren Geſchmack, daß ich glaube, bey Ihren Meynungen allemal gut zu ſtehen. Der Frühling ſcheinet ein Freund der blühenden Jugend zu ſeyn, und daher hat ſich Charlotte in ihn verliebt. Sind wir nicht auch einmal ſo geweſen? Wir loben jetzt was Gründlichers. Aber wie, wenn ſie uns ſagte, daß die Nachtigallen im Herbſte nicht ſingen, und daß der Herbſt den traurigen Winter ankündiget, daß die Blumen dahin ſind, und die Wälder anfangen gelb zu werden? In der That, Madam, hier werde ich ganz verwirrt; wann ich mich nicht ſchämte, meine Meynung zu widerrufen: Doch wir wollen davon reden, wenn ich die andere Woche zu Ihnen auf den Erndeſchmauß komme. Entweder wir heben alsdenn dieſe Einwürfe, oder ich ſchlage mich zu dem Frühling Ihrer angenehmen Charlotte. Ich bin ohne Ausnahme der Jahreszeit ꝛc.

Zwölfter Brief.

Man ſoll nichts auf Träume halten, Mademoiſell. Dieſen Satz habe ich hundertmal demonſtriren gehört, und mit Erlaubnis aller dieſer Demonſtrationen, fange ich jetzt an, daran zu zweifeln. Ich muß Ihnen einen Traum erzählen, wenn Sie mirs nicht übel nehmen wollen, auf den ich mir viel Hoffnung mache. Ich ſitze vor zween Tagen in meinem Kabinet, und leſe im Cleveland; ich ſchlafe dabey ein: auf einmal gehet die Thür auf; ich ſehe meinen Freund herein kommen, der mich bey der Hand nimmt, und im Augenblick ſind wir in einem unbekannten Garten. Wir nähern uns einer Laube, und ich verliere meinen Freund von der Seite. Indeſſen gehe ich unbeſorgt herein, ich ſehe drey Frauenzimmer da ſitzen, welche Blumen auseinander leſen, und wieder zuſammen binden. Ich ſtehe bey dem Anblick dieſer Schönheiten, vor Verwirrung ſtill; aber eine unter ihnen, welche zugleich die ſchönſten Blumen vor ſich liegen hatte, und welche die andern an Reizungen übertraf, zog meine Augen und mein Herz allein auf ſich. Wie groß ward mein

mein Entzücken, als ſie mir ihren Strauß überreichte, und ich war eben im Begriff die zärtlichſte Dankſagung zu machen, die jemals vorgebracht worden, als ich von hinten zu einen ſo freundſchaftlichen Stoß bekam, daß ich darüber aufwachte. Meine erſte Sorge war, das Traumbuch meiner Tante zur Hand zu nehmen, und das Wort, Blumen, darinn voller Bewegung nachzuſchlagen. Ich fand: „Blumen bekom„men, bedeutet, Patronen haben: Vom Frauen„zimmer: Gunſt und Liebe.„ Allein dieſe Entdeckung ließ mich nur halb vergnügt. Es kam nun darauf an, das Original zu kennen, davon mir das angenehme Bild im Traume erſchienen war. Ich konnte nichts damit vergleichen, und ich verfiel ſchon in die gröſte Tiefſinnigkeit, als mein Freund herein trat. Anfänglich wollte ich ihm nichts davon ſagen, weil er mir durch den Stoß, den ich im Traume empfieng, bey der Sache etwas verdächtig vorkam. Doch endlich erzählte ich ihm alles. Freund, ſagte er, die Schöne, die du geſehen haſt, kann niemand anders ſeyn, als die unvergleichliche S** zu . . das ganze Bild trift nur auf ſie: wir müſſen einmal hinreiſen, und ſehen, was dein Traum bedeutet.

 In

In Wahrheit, Mademoiſell, ich werde mit nächſtem zu Ihnen kommen. Sie ſehen, daß ich einen Beruf dazu habe, und ich ſchreibe es Ihnen voraus, damit Sie ſich auf meine Erklärungen bey der Uebergabe meines Herzens gefaßt halten können. Aber ich werde meinen Freund nicht mitbringen; er möchte uns nur hinderlich ſeyn. Will er ja die Blumen mit mir theilen; ſo werde ich ihm die Patronen laſſen, und das andere iſt für mich. Mit ſo uneigennützigen Geſinnungen habe ich die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Dreyzehnter Brief.

Antwort.

Ihr guter Freund iſt zu dienſtfertig, mein Herr. Alles was ich Ihnen auf Ihren Traum antworten kann, iſt dieſes, daß ich die Erklärung für den Traum halte, und das andere für eine Erfindung, die Sie ganz wachend gemacht haben. Was könnten Sie doch für ſchöne Sachen in der Welt anrichten, mein Herr, wenn unſre Schickſale von Ihren Träu-

men abhiengen? Aber ich ſehe wohl, daß man vor Ihrer Bekanntſchaft keine Stunde ſicher iſt: Kommen Sie alſo nur; wir wollen Sie in den Garten führen; Sie ſollen Blumen haben, und ſo wird Ihr Traum erfüllet ſeyn. Ich glaube nicht, daß das Traumbuch Ihrer Tante zu etwas mehr verbinden kann. Ihr Herz, mein Herr, das Sie mir ſo großmüthig anbieten, iſt auch eben nichts blendendes, weil es bey Ihnen nur auf einen Traum ankömmt, es wieder zu verſchenken. Mit einer ſo billigen Geſinnung habe ich das Vergnügen zu ſeyn ꝛc.

Vierzehnter Brief.

Das iſt luſtig, daß Herr = = auf mich böſe iſt. So ſehr er ſich ſonſt erſchöpfet hatte, mich zu loben; ſo viel Widriges erzählt er jetzt von mir in allen Geſellſchaften. Das Werk, das er ſo ſchön aufgeführet hatte, verdiente es auch wohl von ihm allein wieder umgeſtoßen zu werden; und ich bin darüber in der That nicht ſehr unruhig. Vielleicht ſtehe ich bey ſeinem Tadel beſſer, als bey ſeinen Lobſprüchen;

 und

und wenn ein jeder Menſch ſeine Feinde haben muß, ſo bin ichs zufrieden, daß er es ſey, weil er es ohne alle Urſache iſt. Ein Menſch, der ohne den geringſten hinreichenden Grund unſer Feind werden kann, verdienet wohl nicht ſehr, unſer Freund zu ſeyn. Ich höre, daß er ohnlängſt in einer Geſellſchaft über mich ſoll geſpottet haben; aber zur Vergeltung für mich, ſoll der Einfall ſehr ſchlecht und unwitzig gerathen ſeyn. Sagen Sie ihm doch, mein Herr, daß er nicht auf ſolche elende Mittel verfallen möchte, ſeine Empfindungen wider mich zu äußern, und daß er nach der gemeinſten Vernunft, ich will nicht ſagen nach der Menſchenliebe, weit beſſer thun würde, entweder ganz zu ſchweigen, oder ſich mit mir zu erklären. Wenn ich rachſüchtig wäre; ſo dürfte ich nur jedermann die wahre Urſache ſeines Unwillens erzählen; allein ſo weit haſſe ich ihn noch nicht. ꝛc.

Funf-

Funfzehnter Brief *).

Es iſt ein alter Irrthum, wenn man glaubt, daß die Leute der vergangenen Zeit weit tugendhafter geweſen wären, weit mehr Verſtand, Einſichten und Geſchmack gehabt hätten, als die Menſchen heut zu Tage; und daß ihre Werke über die unſrigen unendlich weit erhaben wären. Diejenigen, welche dieſe Entſcheidung geben, thun es oft ohne Kenntnis der Sache, und ohne in die nöthigen Umſtände und Verhältniſſe zu dringen, um ein richtiges Urtheil über eine ſolche Materie zu fällen. Dieſe große Neigung die Alten immer zu loben, iſt die Wirkung einer heimlichen Eiferſucht wider die Neuern. Indeſſen muß man ihnen auch Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, denn es iſt gewiß, daß ihre Werke ungemein viel dazu beygetragen haben, den Geſchmack ihrer Nachwelt zu bilden, und daß die Zeiten entweder geſittet oder roh, gelehrt oder unwiſſend geweſen ſind, nachdem man entweder Hochachtung oder Ge-

*) BELLEGARDE in den *Lettres curieuſes de Litterature & de Morale.*

ringſchätzung gegen dieſe unvergleichliche Werke gehabt hat. Allein man muß die Zeitpunkte unterſcheiden: Die Zeit des Alexanders, und die Zeit des Auguſts haben Männer hervorgebracht, die durch ihre Nachfolger nicht haben verdunkelt werden können, und die allemal den gröſten Köpfen, die nach ihnen gekommen ſind, zu Muſtern gedienet haben. Die erſten Römer, von welchen man ſo viel große Dinge erzählt, waren roh und ungeſchliffen; *allein* ihre ungeſtüme und wilde Tapferkeit ward durch die Gemeinſchaft mit Griechenland menſchlich, woher ſie die Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte bekamen. Seit den Zerſtöhrungen, welche die Barbarn in dem Reiche machten, und ſeitdem ſie jene berühmte Bibliotheken, die mit ſo vielen vortreflichen Büchern angefüllet waren, verbrennet hatten; ſo wurden dieſe göttliche Werke ſehr rar, und der Gebrauch derſelben verloſch faſt ganz und gar in der folgenden Zeit. Darauf drang die Barbarey und die Ungeſchicklichkeit mit der Unwiſſenheit ein, und daurete die ganze Zeit hindurch, als dieſe koſtbare Alterthümer in der Finſterniß begraben lagen: Der gute Geſchmack kam nicht eher wieder zu Ehren,

als bis die Werke der Alten waren wiedergefunden worden. Sie lehren uns auch wirklich ädel denken, ſich mit Zärtlichkeit auszudrücken, lebhafte und natürliche Gemählde zu machen, den gemeinſten Sachen eine feine und angenehme Wendung zu geben, die ſie überaus erhebet. Die, welche dieſe Schönheiten, davon die Kenner gereizet werden, nicht empfinden, ſollten zum wenigſten ſehr eingezogen ſeyn, Sachen zu beurtheilen, die ſie vielleicht nicht verſtehen: ſie ſollten ſich darüber an die Empfindung ſo vieler groſſen Männer halten, die davon ſo billig und mit ſo groſſen Lobſprüchen geurtheilet haben. Es würde gewiß eine große Verblendung, oder eine groſſe Unbilligkeit ſeyn, wann man behaupten wollte, daß die allgemeine Hochachtung, die man in allen Jahrhunderten für die Alten gehabt hat, nur eine Wirkung der Vorurtheile wäre; dann es iſt unmöglich, daß ſo viele große Männer, die ſie bewundert haben, ſich in einer Sache von der Art ſollten zuſammen betrogen haben. Man weiß, wozu das Vorurtheil fähig iſt, und daß die gemeine Meynung nicht allemal ein ſicherer Beweis von einem wahren Verdienſte iſt; aber eine ſo allgemeine Uebereinſtimmung, die durch

ſo viele Jahrhunderte beſtätigt worden, kann nicht anders als auf die Wahrheit gegründet ſeyn. Ich ſage Ihnen das, Madame, um auf einen Zweifel zu antworten, den Sie öfters machen, nämlich, daß wenn die Alten, ſo im Originale wären, als ſie in den Copien ſind, die man von ihnen in unſerer Sprache giebt, ſo verdienten ſie nicht alle die Hochachtung, und alle die Ehrfurcht, die man für ſie heget; weil Ihnen der göttliche Plato ſehr trocken und ſehr verdrüslich vorgekommen iſt, ſo, daß Sie nicht das Herz gehabt haben, eins von denen Geſprächen weiter zu leſen, die man ſeit kurzem franzöſiſch herausgegeben hat, ſo geſchickt auch ihr Ueberſetzer iſt. Das iſt kein gutes Mittel, wenn man von dem Verdienſte eines Buchs, nur durch die Ueberſetzung urtheilen will; es hält ſchwer, alle Schönheiten und alle Annehmlichkeiten des Originals in die Ueberſetzung zu bringen; ein Schriftſteller, der in ſeiner Sprache blühend und anmuthig iſt, wird oft in einer fremden Sprache barbariſch. Wenn man die Briefe des Voiture in ein mittelmäßiges Latein überſetzte, ſo würden ſie kaum erträglich ſeyn, da ſie doch im Originale meiſtentheils ſo aufgeweckt ſind: Wenn man von dem Homer,

vom

vom Sophokles und Euripides nach denen ſchlechten lateiniſchen Ueberſetzungen urtheilen wollte, die in jedermanns Händen ſind, ſo würde man ohne Zweifel von dieſen vortreflichen Urſtücken einen ſehr böſen Begriff haben; aber wem ſollte man dieſes anders Schuld geben, als dieſen unwürdigen Ueberſetzern, die ſie verſtellen und gelähmet haben, und die zufrieden geweſen ſind, ſie nur ſchlechtweg nach dem Buchſtaben, ohne Wendung, ohne Ordnung und Einrichtung, ohne die geringſte Sorge auf die Schönheit, Reinigkeit und Zierde der Schreibart, zu überſetzen? Das iſt beynahe eben ſo, als wenn man die Schönheiten des Virgils, durch die abgeſchmackten Poſſen des verkleideten Virgils wollte kenntlich machen. Um das Verdienſt eines Autors zu entſcheiden, muß man ſehr in ſeiner Sprache geübt ſeyn, man muß ihn mit Sorgfalt und Aufmerkſamkeit leſen, um das Schöne von dem Fehlerhaften auszuſuchen. Welcher Verachtung ſtellen ſich nicht die Univerſitätspedanten bloß, welche beſtändig auf den Ariſtoteles ſchimpfen und ihn lächerlich machen? Wie können ſie doch wohl von dem ſtarken Geiſte dieſes groſſen Kopfs, von der

Schönheit, von den Reizungen und Annehmlichkeiten ſeines Ausdrucks urtheilen, da ſie oft kaum einen Buchſtaben von ſeiner Sprache verſtehen? Die, welche den Demoſthenes und Cicero mit unſern heutigen Rednern in Vergleichung, oder wohl noch gar unter ſie ſetzen, ſind nicht weniger unbillig, oder nicht weniger unwiſſend. Ich räume es ein, daß wir die Beredſamkeit zu einem ſehr vollkommenen Grade getrieben haben; aber man muß auch bekennen, daß noch einiger Abſtand zwiſchen dieſen Alten und uns iſt. Was mich betrifft, ſo ſehe ich den Demoſthenes und den Cicero als zween außerordentliche Männer an, welche die Natur mit ihren Gaben überhäuft hatte, um aus ihnen zween vollkommene Redner zu machen. Um dieſes zu erkennen, braucht man nur ihre Werke zu leſen. Die, welche nicht von den Schönheiten gerühret werden, die darinn ausgebreitet ſind, haben ohne Zweifel einen verſtopften Geiſt, und keinen Geſchmack: Allein es würde vergebens ſeyn, wenn man ſich die Mühe nehmen wollte, ſie zurecht zu bringen. Man muß es mit ihnen machen, wie es der Prinz einmal mit einigen Hofleuten machte, denen er

eine ſchöne Stelle aus einer Gerichtsrede des Cicero vorlas: Als er ſahe, daß ſie gar nicht davon bewegt waren, machte er das Buch zu, ohne das geringſte zu ſagen, und ohne daß er ſich die Mühe gegeben hätte, ihnen die Stärke des Geiſtes, und der Beredſamkeit dieſes großen Redners begreiflich zu machen, der eine ſo unvergleichliche Gabe in der Ueberredung beſaß, daß ſelbſt Cäſar, ſo zornig er auch war, einer ſo einſchmeichelnden Beredſamkeit nicht widerſtehen konnte, und daß er ſich gleichſam gezwungen ſah, einen Sträflichen zu begnadigen, den er ſchon verurtheilet hatte.

Die Verachtung einiger Neuern fällt ſowohl auf die Poeten, wie auf die Redner; ſie wollen den Homer von dieſem großen Anſehen abſetzen, worinn er ſeit ſo vielen Jahrhunderten ſtehet; ſie geben vor, daß ſeine Gedichte voller groben Fehler wären, und ſie ſcheinen gar nicht von dem Erhabenen und Wunderbaren, von den unnachahmlichen Schönheiten gerühret zu ſeyn, die darinn von allen Seiten hervorleuchten. Man kann nicht leugnen, daß Fehler in dem Homer anzutreffen ſind; aber man muß ſich auch erinnern, daß er der erſte iſt, der in einer ſo weiten

Bahn,

Bahn, und in einem bis dahin unbekannten Lande, gegangen ſey. Die Menſchen werden nicht vollkommen, als nach vielen Ueberlegungen und wiederhohlten Erfahrungen. Die Fehler, welche in Homers Gedichten liegen, ſind nicht alle auf Rechnung des Dichters zu ſchreiben; man muß ſich auch deswegen an die Zeit halten, in welcher er lebte. Man hatte damals nicht eben den Geſchmack in den Sitten und in der Wahrſcheinlichkeit, den wir gegenwärtig haben: Die Menſchen haben ſich geſitteter und feiner gemacht, ſeit der langen Reihe von Jahrhunderten, die von dem Homer bis auf uns verfloſſen ſind. Wenn die Menſchen zu der Zeit nicht eben den Geſchmack, und eben die Manieren hatten, als die jeztlebenden; ſo liegt die Schuld nicht am Dichter: Er mahlte ſie ſo, wie er ſie fand aber weit entfernt ihn zu tadeln, ſollten wir uns vielmehr nach den Sitten jener erſten Menſchen bequemen, anſtatt daß wir ſie den unſrigen unterwerfen, und davon in Vergleichung mit unſern Handlungen, urtheilen wollen. Die Wohlanſtändigkeiten ändern ſich mit den Zeiten; die, welche auf die Gewohnheiten, auf die Meynungen, auf die Religion gegründet ſind, unter-

werffen ſich eben denen Abwechſelungen, welche die Dinge haben, darauf ſie gegründet ſind. Wir ſehen es aus unſerer eigenen Erfahrung. Was die Ergetzung unſerer Großväter ausmachte, kömmt uns jetzt lächerlich vor: Die Poeten, welche vor hundert Jahren lebten, welche bewundert und mit Vergnügen geleſen waren, und deren Verſe man auswendig lernte, ſind jetzt die Verachtung des gemeinen Volks. Unſere Poeſie hat ſich verändert, wie unſere Moden. Die Kleidungen jener Zeit dienen nur jetzt noch zu Masqueraden. Um ein geſundes Urtheil von den Alten zu fällen, ſo muß man ſie nicht zu unſern Manieren, unſerm Geſchmack und unſern Sitten bringen; wir müſſen bis zu ihnen zurück gehen, um uns nach ihren Empfindungen zu bequemen. Die Werke des Witzes, die man jetzt verfertiget, werden eben das Schickſal haben, wie die Schriften der Alten, wenn man wird den Geſchmack verändert haben. Laßt uns alſo dem Homer kein Verbrechen daraus machen, wenn er unſre Vorurtheile in etwas beleydiget, und wenn er in ſeinen Beſchreibungen nicht mit unſern Begriffen übereintrifft. Der Palaſt, und die Gärten des Alcinous ſcheinen

uns freylich ſehr geringſchätzig zu ſeyn, wenn wir den Palaſt und die Gärten zu Verſailles, und andere Paläſte in Europa geſehen haben. Das iſt ſchade für den Homer, daß er zu ſeiner Zeit nichts dergleichen geſehen hat. Wenn er ein Feſt beſchreibet, ſo findet man nichts in ſeiner Beſchreibung, welches der Reinlichkeit, der Zärtlichkeit und dem guten Geſchmack beykäme, der auf unſern Tafeln herrſchet; alles ſiehet darinn der Mäßigkeit und Einfalt jener alten Feſte ähnlich. Aber man muß bekennen, daß ſein Genie die Materie übertrifft; das Aedle ſeiner Ausdrücke unterſtützt ihn bey der Armuth ſeines Vorwurfs, er verſchönert alles, was er nur berühret; er unterläßt nicht, in den unfruchtbarſten Stellen, prächtig und erhaben zu erſcheinen. Man muß geſtehen, daß Fehler und Nachläßigkeiten in Homers Gedichten ſind; aber das ſind ſolche Nachläßigkeiten, die den übrigen Schönheiten des Werkes Erhöhung geben: Die geſchickteſten Mahler endigen nicht alle Stellen ihrer Gemählde mit eben der Sorgfalt, und mit eben der Richtigkeit; die Colorit leuchtet nicht überall in einerley Grade hervor; Licht und Schatten muß mit Geſchicklichkeit

keit angebracht ſeyn, um eine deſto ſchönere Wirkung zu machen. Selbſt die Natur giebt nicht allen ihren Werken alle die Vollkommenheit, die ſie ihnen geben könnte; es ſcheinet, daß ſie ihre Schätze als eine gute Haushälterin ausſtreuet. Die, welche dem Homer aus ſeinen Nachläßigkeiten ein Verbrechen machen wollen, überlegen nicht, daß die großen Geiſter, die ganz mit ihrem Vorwurfe beſchäftigt ſind, ſich nicht bis auf Kleinigkeiten herablaſſen; oder doch wenigſtens nicht ihr Hauptwerk daraus machen. Die Erfahrung zeigt es genugſam, daß dieſe ſo fleißigen und ſo genauen Schriftſteller insgemein nur mittelmäßige Geiſter ſind, die ſich bey kleinen Sachen aufhalten, weil ſie ſich nicht zu größeren erheben können; ſie begnügen ſich mit einer trockenen und verdrüslichen Genauigkeit, die nur Zeit und Mühe erfordert. Das ſind die Perſonen von dieſem Charakter, welche die Werke der Alten ganz unbarmherzig verdammen, weil ſie ihre Schönheiten nicht kennen; ſie begnügen ſich, zu ihrer Verkleinerung überhaupt zu ſagen, daß ſie ohne Ordnung, ohne Methode geſchrieben wären; daß alles darinn verwirrt und zerſtreut wäre, und

und daß man darinn weder Einrichtung noch Zuſammenhang wahrnähme.

Ich verlange nicht die Alten über die Neuern zu erheben, noch zu prüfen, ob ſie mehr oder weniger Verſtand, oder Gaben zu großen Sachen gehabt haben; aber ich glaube, daß man, ohne jemand Unrecht zu thun, ſagen könne, daß Homer und Virgil, Demoſthenes und Cicero, unter denen, die nach ihnen gekommen ſind, noch nicht ihres gleichen gefunden haben, und daß ſie es vermuthlich noch lange nicht finden werden. Ich weiß, daß ſo berühmte und von dem ganzen Alterthum verehrte Namen blenden können; aber wenn wir auch ihre Namen beyſeite ſetzen, um nur ihre Werke zu prüfen; ſo haben wir keine Gedicht, welche mit der Ilias, mit der Odyſſee, mit der Aeneis verglichen werden können: wir haben keine gerichtliche Schriften oder Reden, welche den Reden und andern Werken des Demoſthenes und Cicerons könnten entgegen geſtellet werden.

Sechzehnter Brief *).

Sie ſind es, Madame, die Italien das Schönſte gegeben haben, was man jetzt darinn ſiehet. In dieſen koſtbaren und vollkommenen Gemählden, die es von Ihnen hat, iſt es gleichſam ſo glücklich, Sie ſelber zu beſitzen. Sollte es nicht billig ſeyn, daß es Ihnen etwas anzubieten ſuchte, das Ihnen gefallen könnte, und daß es unter den verſchiedenen Schönheiten, die ihm eigen ſind, diejenigen ausſuchte, welche Ihre Augen und Ihren Geiſt am würdigſten aufhalten möchten?

Vielleicht würde Tivoli dieſen Vorzug haben, wenn jemand davon eine getreue und vollſtändige Beſchreibung machen könnte. Was mich betrifft, Madam, ſo getraue ich mir nicht zu verſprechen, es Ihnen recht gut vorzubilden. Es kömmt indeſſen auf einen Verſuch an.

Tivoli iſt eine kleine Stadt auf einem Berge, eine halbe Tagereiſe von Rom abgelegen, und

Dd wird

*) Schilderung des alten Tiburs, oder heutigen Tivoli in Italien, von dem Abt GENEST, an die Frau von Thiange, eine geſchickte Mahlerin, aus den *Lettres de l'Academie Françoiſe*.

wird ſowohl wegen der Fruchtbarkeit, als wegen der Schönheit ihrer Waſſer hochgeſchätzet. Sie war in dem Alterthum unter dem Namen Tibur ſehr berühmt. Man glaubt, daß es eine griechiſche Colonie geweſen ſey, die von einem Gefährten des Evanders, lange vor dem Trojaniſchen Kriege, gegründet worden. Horaz ſpricht von Tibur in verſchiedenen Stellen ſeiner Oden, und ziehet es allen möglichen reizenden Oertern in der Welt vor. Mäcen, der durch die Feinheit des Geiſtes und durch die Liebe zu den ſtilleſten und ädelſten Vergnügungen ſo bekannt iſt, brachte hier die Augenblicke zu, die er der Laſt ſeiner Gunſt und den Staatsgeſchäften abſtehlen konnte. Lucullus, der erſte unter den Römern, der den Aufwand und die Ergetzlichkeiten ſo weit trieb, hatte daſelbſt ſeine berühmte Gärten. Der Kaiſer Hadrian ließ hier unermeßliche Gebäude aufführen, welche die ſchönſten Theile von der Stadt Athen auf eine ſo prächtige Art vorſtelleten, daß auch bloß ihre Ruinen noch heut zu Tage Verwunderung erwecken; und Tivoli, mit einem Worte, hat in allen folgenden Zeiten, eben das Anſehen und eben den Ruhm erhalten.

Der Fluß, der ehedem Anio hieß, und jeßt Aniene genennet wird, macht daſelbſt jenen Waſſerfall, davon man ſo viel ſpricht. Nachdem er eine Weile durch das Gehölze und durchs Grüne gefloſſen, ſo ſtürzet er auf einmal herab und fällt von einer großen Anhöhe auf Felſen, wo er ſich mit einem erſchrecklichen Geräuſche ganz wallend und ganz weiß von Schaum bricht; er bleibt einige Zeit unten in den Abgründen wie begraben; von da breitet er ſich in der Pläne aus, und ergießt ſich unter dem Namen Teveronne in die Tyber.

Bey der Caſcade ſiehet man die Ueberbleibſel eines alten Tempels von runder Figur, daran die Baukunſt ſehr ſchön und nach dem groſſen Geſchmacke der Alten iſt. Einige glauben, daß dieſer Tempel dem Herkules geheiliget war; allein nach der gemeinſten Meynung, war es der Tempel der Tiburtiniſchen Sibylle, ſonſt Albunea genannt. Die Völker weiheten ihr anfänglich eine Fontaine und eine benachbarte Grotte, worinn ſie gewohnt und ihnen ihre prophetiſchen Antworten herausgerufen hatte. Sie richteten daſelbſt endlich Altäre auf, und beteten ſie an, nachdem man in dem Fluß ihre

Statue mit einem Buche in der Hand gefunden.

Der Weingarten (ſo nennet man in Italien die Luſthäuſer) der anſehnlichſte Weingarten, den man gegenwärtig zu Tivoli findet, iſt der von Eſt, der ſeit länger als hundert Jahren von Hyppolitus von Eſt, Cardinal von Ferrara, erbauet worden. Er gehöret dem Herzoge von Modena, ſeit dem Tode ſeines Großonkels. Man hat die Spitze des Berges eben gemacht, um daſelbſt einen Pallaſt aufzurichten. Die Gärten ſind aus verſchiedenen Terraſſen, die über den Abhang eines ziemlich rauhen Hügels gehauen ſind, zuſammengeſetzt, aber doch ſo eingerichtet, daß man ganz anmuthig von einer Terraſſe zur andern durch allmählig vertiefte Alleen, im Schatten ſehr dichter und hoher Hecken herabgeht, welche alle Ungleichheiten des Erdreichs verbergen.

Die Mannichfaltigkeiten ſind daſelbſt unendlich. Es giebt da Lauben, Gebüſche, Wieſen, Labyrinthe, und beſonders eine große Anzahl von Springbrunnen und Grotten, die mit einer Baukunſt und Statuen, von Muſchelwerk und moſaiſcher Arbeit gezieret ſind.

Die

Die Waſſer, die an dergleichen Oertern den ſchönſten Theil, und gleichſam die Sele aller übrigen Schönheiten ausmachen, ſind da ſo, wie man ſie nur wünſchen kann. Man ziehet ſie nach Belieben aus dieſem Fluße, den die Natur zur Verſchönerung von Tivoli mit Fleis auf die Höhe eines Berges angebracht hat, und es hat keines andern Kunſtſtückes bedurft, als den Felſen zu ſpalten, um ihnen einen freyen Lauf in dieſe Gärten zu öfnen. Alſo theilet der Bach, welcher niemals aufhört zu fließen, wenn man will, ſeinen beſtändigen Lauf dieſen Springbrunnen mit, und ſie ſcheinen unerſchöpfliche Quellen zu ſeyn, immer klar, immer lebendig, begünſtiget von dem Abhange des Hügels, der ihnen eine Stärke und bewundernswürdige Thätigkeit giebt.

Der Springbrunnen, welcher am meiſten rühret und in Verwunderung ſetzt, iſt der Kronleuchter. Dis iſt ein großes Baßin mit Drachen angefüllt, welche eine Menge Waſſer mit ſeltſamen Ungeſtüm und einem außerordentlichen Geräuſche von ſich ſpeyen. Man ſollte ſchwören, wenn man ſie nicht ſähe, daß ſie ſtatt des Waſſers, Flammen ausſpien, und daß es ein ſpielendes Kunſtfeuer wäre.

L'onde s'eleve aux Cieux grondant comme un
Tonnerre,
Et ſemble toute en feu leur declarer la guerre.
A ce bruit eclatant qui penetre les airs,
Dans les flots élancés L'oeil cherche les éclairs;
Des Spectateurs ſurpris les ames abusées
Penſent voir allumer ces liquides Fuſées;
Et que ces traits brillans, qu' on entend pe-
tiller,
Vont bruler les jardins au lieu de les moüil-
ler.

Die groſſe Allee verdient es, daß man ſich dabey aufhält. Ihre Länge iſt nach der ganzen Breite der Gärten. Sie iſt von einer Seite mit einer Hecke von Lorbeerbäumen beſetzt, die von einer gewiſſen Weite zur andern mit groſſen Cypreſſen untermiſcht ſind. Von der andern Seite hat ſie eine Terraſſe mit Baukunſt und Schnitzwerk, von Thieren und Gefäßen, gezieret, welche eben ſo viele Springbrunnen ſind, und gleichſam eine Caſcade von unendlich vielen Güſſen und Waſſerfällen ausmachen, die alſo zulängſt dieſer Allee herrſchen.

An dem einen Ende iſt gleichſam eine Art einer Stadt, welche man alt Rom nennet, und ſehr witzig ausgedacht iſt. Sie ſtellet theils die berühm-

rühmteſten Gebäude, theils die ſchönſten Werke vor, welche ehedem die Hauptſtadt der Welt gezieret haben. Die Statue von Rom hat darinn den Vorſitz, die als eine kriegeriſche Göttin gekleidet ſitzet.

Von dieſem Abſatze entdecket man das ganze Feld von Rom, und man erblicket dieſe prächtige Stadt auf eben denen Bergen, von welchen ſie ehedem die ganze Welt beherrſchte.

Am andern Ende der Allee findet man einen Springbrunnen, den ich beſonders ſchuldig bin, zu beſchreiben. Seine Baukunſt iſt in einem halben Monde, durch Bogen und Säulenfüße unterſtützt, mit Bilderblinden voller Figuren von Najaden: Ueber dem halben Monde erheben ſich Felſen, die vollkommen gut nachgemacht ſind, und wo ſich verſchiedene Grotten öfnen. In der mittelſten iſt die Statue von der tiburtiniſchen Sibylle, davon dieſer Springbrunnen den Namen führet. In den Grotten zu den Seiten ſind zween Flüſſe auf ihren Urnen geleitet, welche im Ueberfluſſe Waſſer ausgießen. Verſchiedene kleine Bäche fließen ganz umher, und ſtürzen ſich murmelnd von dem Felſen herab. Alle dieſe verſammlete Waſſer machen hernach einen

breiten Ablauf, welcher von der Höhe herabfällt, und ſich in die Rundung klärer und zuſammenhängender ausbreitet, als das ſchönſte Cryſtall, und ſich in einem großen Baßin bricht, welches einer kleinen See, die leicht vom Weſte beweget wird, gleichet. Das Baßin, die Baukunſt, die Felſen, ſind mit ſchönen Bäumen umgeben und bedeckt, inſonderheit mit ungemein hohen Ahornbäumen, die den Sonnenſtrahlen hier den Durchgang verwehren, dergeſtalt, daß man dieſer unvergleichlichen Fontaine beſtändig genießen kann, die für die ſchönſte in ganz Italien gehalten wird. ꝛc.

Siebenzehnter Brief.

Sie ſind doch noch immer der angenehme Freund, der mit ſeinen Gefälligkeiten ſo zuvorkommend iſt, und der ihnen einen gedoppelten Werth zu geben weiß, durch die Art, womit er ſie erzeiget. Das Geſchenk, das Sie mir von der Meſſe mitgebracht haben, hätte für meinen Geſchmack nicht ausgeſuchter ſeyn können: Ich habe ſchon längſt vergebens gewünſcht,

wünſcht, dieſes koſtbare Werk zu beſitzen, ohne welches ich meine kleine Bibliothek für ſehr unvollkommen hielt: Aber ich ſollte es nur Ihnen zu danken haben, damit es mir noch angenehmer wäre. Sie ſetzen mich in eine Schuld, mein Herr, die ich durch eine bloße Dankſagung nicht abtragen kann, ob es gleich ſehr erträglich iſt, Ihr Schuldner zu ſeyn. Ein Compliment koſtet zu wenig Mühe, und nützt Ihnen zu wenig, als daß ich dadurch meine Verbindlichkeit beweiſen könnte. Sagen Sie mir alſo, ob ich fähig bin, Ihnen einen wirklichen Dienſt zu leiſten; und es ſoll nicht an mir liegen, Sie zu vergnügen.

Herr • • iſt bey mir geweſen, und hat Ihren Gruß an mich beſtellet. Die Falſchheit leuchtet ihm ſo aus den Augen, wie Sie mir ihn beſchrieben haben. Indeſſen hielt er ſich ſehr lange auf, mir ſeine Redlichkeit zu rühmen, oder ſie mir noch mehr verdächtig zu machen. Aber was ſoll man von dieſer allgemeinen Redlichkeit denken, davon man überall ſo viel ſpricht? Ein jeder macht ſich mit dieſer Eigenſchaft groß, und diejenigen, die ſie am wenigſten haben, ſprechen oft am meiſten und beredteſten davon.

Das Laſter verhüllet ſich in die Larve der Tugend, weil es in ſeiner Blöſſe gar zu ſchändlich erſcheinen würde; es ehret die Tugend, weil es ihren Glanz nicht vertragen kann.

Stax rühmt die Redlichkeit, und dennoch haßt er ſie:
Spricht von der Tugend ſchön, und übt ſie dennoch nie.

Ich glaube indeſſen kaum, daß es Menſchen giebt, die gegen jedermann ohne Ausnahme falſch ſind. Welcher unſeliger Geiſt hat ſie nur hierinn einen Unterſchied bey dem Nächſten zu machen gelehret? Herr .. iſt ſonſt ein Menſch von Geſchmack und Einſicht: Allein, ſchade für den Witz, wenn man mit dem Herzen betrogen iſt! Ich liebe Sie mit der zärtlichſten Freundſchaft, mein Herr, und bin ꝛc.

Achtzehnter Brief *).

Ich mißbillige Ihren Schmerz nicht, Madame, er iſt gerecht, und ich nehme Theil daran. Sie können keinen mittelmäßigen Verluſt leyden, wenn Sie Freunde verlieren, weil

*) Von MARBAIS aus den *Lettres de l'Academie Françoiſe.*

weil Sie nur Perſonen von einem beſonderen Verdienſte lieben können. Aber Sie ſind doch nicht ſo ſehr zu beklagen, Madame, als Sie vielleicht denken. Das Schickſal greift Sie nur an Ihrer ſtarken Seite an. Außer daß es Ihnen nur eine Art eines Guts wegnimmt, damit Sie noch überflüßig verſehen bleiben, ſo iſt Ihnen auch gewiß nichts leichters, deren in einem Tage mehr zu erwerben, als es Ihnen in zehn Jahren rauben kann. Sie dürfen ſich nur zeigen und reden, um Herzen und Gewogenheiten zu gewinnen. Gehen Sie alſo etwas ſparſamer mit Thränen um, Madame, die Ihnen ſo koſtbar ſind; wir haben ohnedem nur allzuviele Gelegenheiten zu weinen. Erinnern Sie ſich, daß außer einigen Schönen, die Sie kennen, jedermann recht eifrig wünſchet, daß Sie die ſchönſten Augen von der Welt behalten möchten. ꝛc.

Neunzehnter Brief.

Gnädiger Herr,

Das Glück, deſſen Ew. Hochwohlgeb. nach dem Wunſche aller Redlichen ſo werth ſind, hat mir durch ſeine leztere Vergrösſerung die empfindlichſte Freude von der Welt gemacht, und ich würde meinem Herzen eine groſſe Zufriedenheit entziehen, wenn ich mich nicht bey dieſer Gelegenheit mit den Wünſchen aller Ihrer Verehrer vereinigen ſollte. Glauben Sie nicht, gnädiger Herr, daß ein ungegründeter Unwillen mich von einer ſo angenehmen Pflicht hätte abhalten können. Ich habe keinen Theil an der Bitte, welche meine Freunde aus Liebe zu meinem Beſten an Sie gethan haben. Wann ſie mir vorher ihren Vorſatz geſagt hätten; ſo würde ich Ihnen ohne Zweifel einen Verdruß erſparet haben; dann ich weiß, daß es einer großmüthigen Sele beſchwerlich iſt, wenn ſie ſich genöthigt ſiehet, etwas abzuſchlagen. Meine Angelegenheiten, gnädiger Herr, ſollen niemals jemand beunruhigen. Ich wünſchte wohl zuweilen etwas mehr zu haben, das iſt wahr:

aber es iſt mir niemals gleichviel geweſen, wie ich es haben möchte. Ueberdas lebe ich in einer Einſamkeit und in einem Zirkel von Beſchäftigungen, darinn mir das, was ich habe, genug iſt, und genug ſeyn muß. Alles, warum ich Ew. Hochwohlgeb. erſuche, iſt die Fortſetzung Ihrer gütigen Geſinnung gegen mich, und daß Sie von der aufrichtigen Ehrerbietung überzeugt ſeyn mögen, mit welcher ich bin ꝛc.

Zwanzigſter Brief.

Es iſt wahr, was man Ihnen berichtet hat. Herr T** hatte für einen ſeiner Freunde, der bey den beſten Eigenſchaften ſehr unglücklich war, ohne ſein Wiſſen ein Loos in die Berliner Lotterie gelegt, und das Loos hat zehntauſend Thaler gewonnen. Was meynen Sie wohl, Herr T** hat die Verſuchung großmüthig überſtanden, und ſeinem Freunde die ganze Summe mit der gefälligſten und beſcheidenſten Art zugeſchickt. Er hätte das Geld behalten können, ſein Freund hätte nichts von der Untreue ſeiner Abſicht gewußt: Allein er

hatte

hatte ja darum eingeſetzt, um ſeinen Freund glück-lich zu machen, und ſein Herz war viel zu ädel-müthig, als daß es einen Betrug in ſich verber-gen ſollte. Wer weiß, ſagte er, ob das Loos zu einer andern Beſtimmung etwas gewonnen hät-te; meine gute Abſicht iſt belohnt, daß ich mei-nen Freund mit ſo leichter Art glücklich ſehen kann. Wenn der Freund über dieſes unerwar-tete Glück ungemein beſtürzt war, ſo war er es noch weit mehr über die Großmuth ſeines Wohlthäters; er wollte das Geld anfänglich gar nicht annehmen, weil er wußte, daß Herr T** keine einträgliche Bedienung hatte, und nicht reich war. Als er dieſen nicht dazu bringen konnte; ſo wollte er ihm wenigſtens die Helfte zurück-geben. Auch dieſes ward ausgeſchlagen. End-lich überredete er ihn doch ſo weit, daß er das Geld zu ſich nehmen und ihm als ein Capital jährlich verzinſen möchte. Herr T** nahm die-ſen Antrag zum Scheine an; Aber anſtatt das Geld zu behalten, legte ers für den Freund in die Bank zu Hamburg: Wenn ich das Geld bey mir behalte, ſagte er, ſo kann es ihm eben ſo zufällig entwendet werden, als er es bekommen hat, und ich will ihn auſſer aller Gefahr glück-

lich

lich wiſſen. Sehen Sie, mein Herr, iſt das nicht ein Exempel der Freundſchaft und Großmuth, das unſern Zeiten Ehre macht? Man wird es wohl nicht von denen erwarten dürfen, die es für unwahrſcheinlich halten. Ich bin ꝛc.

Ein und zwanzigſter Brief *).

Es iſt mir angenehm, daß du mir von deinem Bücherleſen Nachricht giebſt: aber ich ermahne dich, mein Sohn, alle deine Aufmerkſamkeit nicht auf die franzöſiſchen Dichter zu wenden. Bedenke, daß ſie nur zu deiner Gemüthsermunterung, und nicht zu deinem ordentlichen Studieren dienen ſollen. Ich wollte alſo wohl wünſchen, daß du mich zuweilen gerne von dem Homer, Quintilian und andern Schriftſtellern dieſer Art unterhielteſt. Was dein Epigramma betrifft, ſo wollte ich, daß du es nicht gemacht hätteſt. Außerdem, daß es ſehr mittelmäßig iſt, ſo weiß ich dir auch nicht genug anzurathen, daß du dich vor der Verſuchung in acht nehmen mögeſt, franzöſiſche Verſe zu machen,

*) Vom Hrn. RACINE an ſeinen Sohn. S. die *Memoires ſur la vie de Jean Racine* p. 274.

chen, die nur zur Zerſtreuung deines Verſtandes dienen würden: inſonderheit muß man dergleichen wider niemanden machen.

Herr Despreaux hat eine Gabe, die ihm eigen iſt, und die weder dir noch ſonſt jemand, wer es auch ſey, zum Muſter dienen muß. Er hat nicht nur von dem Himmel ein unvergleichliches Genie zur Satyre bekommen; ſondern er hat auch noch außerdem eine vortrefliche Beurtheilungskraft, die ihn die Dinge unterſcheiden lehret, welche man loben und welche man tadeln muß. Wenn er ſo gütig iſt, ſich mit dir aufzuhalten, ſo iſt das eine große Glückſeligkeit für dich, und ich rathe, dir dieſelbe wohl zu nutze zu machen, dadurch, daß du ihn viel' höreſt, und wenig entſcheideſt. Ich will dir auch wohl ſagen, daß es mir lieb ſeyn würde, wenn du dich einer guten Hand zu ſchreiben befliſſeſt. Ich glaube zwar, daß du deinen Brief in groſſer Eile geſchrieben habeſt, die Schrift ſcheinet darinn ſehr vernachläßiget. Laß dich dieſes alles nicht verdrüßen, was ich dir ſage; denn im übrigen bin ich recht wohl mit dir zufrieden; und ich gebe dir dieſe kleine Erinnerungen nur zu deiner Ermunterung, in allem dein Beſtes zu

thun.

thun. Deine Mutter wird dir die Neuigkeiten mittheilen, die ich ihr melde. Lebe wohl, mein lieber Sohn, ich weiß nicht, ob ich weder an dich, noch an ſonſt jemand, binnen mehr als vier Tagen ſchreiben kann; indeſſen fahre fort, mir Nachricht zu geben. Schreibe mir auch ein wenig von deinen Schweſtern, und umarme ſie in meinem Namen.

Zwey und zwanzigſter Brief *).

Du giebſt mir eine ganz gute Nachricht von deinem Studieren, und von deinem Umgang mit dem Herrn Despreaux. Es wäre ſehr für dich zu wünſchen, daß du öfters in ſo guter Geſellſchaft ſeyn möchteſt, und du könnteſt daraus einen großen Nutzen ziehen, wann du nur bey einem ſolchen Manne, wie Herr Despreaux, mehr ſuchteſt zu hören, als zu ſprechen. Ich bin mit deiner Ueberſetzung ziemlich zufrieden; aber ich kann nicht wohl urtheilen, ob ſie ſehr getreu gemacht ſey, weil ich nur den erſten Band von den Briefen an den Attikus hieher gebracht,

*) Von eben demſelben, an ſeinen Sohn.

an ſtat des zweyten, den ich glaubte mitgebracht zu haben: ich weiß nicht einmal, ob ich ihn nicht gar verlohren habe, denn ich war wie verſichert, daß ich ihn hier unter meinen Büchern hätte. Um mehrerer Sicherheit willen, wähle in einem der ſechs erſten Bücher, den erſten den beſten Brief, den du überſetzen möchteſt; aber wähle daraus inſonderheit einen, der nicht ſo trocken iſt, wie der, den du genommen haſt, worinn faſt von nichts anders, als von Haus-Angelegenheiten geredet wird. Es giebt ja ſo viel ſchöne Briefe über den Zuſtand, worinn damals die Republik war, und über die wichtigen Sachen, die zu Rom vorgiengen. Du wirſt nicht leicht ein nützlichers Werk leſen, deinen Verſtand und deine Beurtheilungskraft zu bilden: aber ich rathe dir beſonders, niemals einem Manne ſchimpflich zu begegnen, der ſo würdig iſt von allen Jahrhunderten geehret zu werden, als Cicero. Es kömmt dir in deinem Alter nicht zu, und es ſtehet niemand an, ihm den geringſchätzigen Namen eines feigen Menſchen zu geben. Erinnere dich in deinem ganzen Leben dieſer Stelle des Quintilians, der ſelbſt ein großer Mann war: *Ille ſe profeciſſe ſciat, cui Cicero valde placebit.* Du hätteſt

alſo

alſo beſſer gethan, ſchlechtweg zu ſagen, daß er nicht ſo tapfer oder ſo unerſchrocken geweſen ſey, als Cato. Ich will dir auch ſagen, daß wenn du Cicerons Leben im Plutarch wohl geleſen hätteſt, ſo würdeſt du geſehen haben, daß er als ein ſehr herzhafter Mann geſtorben iſt. ꝛc.

Drey und zwanzigſter Brief.

Ich möchte gern alle Welt glücklich und zufrieden ſehen. Urtheilen Sie alſo, mein beſter Freund, was es mir für ein Schmerz ſeyn müſſe, wenn ich den rechtſchaffenſten, den verdienteſten Menſchen leyden ſehe. Man muß ſo lieben, wie ich Sie liebe, um das alles zu empfinden, was mein Herz bey Ihren Widerwärtigkeiten fühlet. Ich weiß, Sie haben mir nur die Helfte davon geſchrieben, um meiner Zärtlichkeit zu ſchonen, und mich nicht zu ſehr zu betrüben; aber hätten Sie doch nur Ihr ganzes Herz ausgeſchüttet, ſo dürfte ich mich wenigſtens in keinen ungewiſſen Muthmaßungen grämen. So ſind Sie denn wirklich der Verlaſſene, mein guter Freund, der Unglückliche, der ſo wenig verdiente, es zu ſeyn!

Sie haben in einem Monathe einen zärtlich geliebten Vater, eine Bedienung und ein Vermögen verlohren, daran die Ungerechtigkeit nicht geſammlet hatte. Großer GOtt! wie empfindlich muß das einer Sele ſeyn, die den Mangel nur an denen kennet, welchen ſie durch Wohlthaten geholfen hat, und die eher das Unglück, als den Schein eines Verbrechens ertragen kann! Was wollen Sie nun anfangen, bedaurenswürdiger Freund? Wo ſind Ihre Patronen? Wo ſind Ihre Freunde? Die Welt müſte ſich ſehr verändert haben, wann Ihnen von dieſer Seite viel übrig bleiben ſollte. Mein Herz blutet für Wehmuth, wenn ich mir Ihren Zuſtand recht lebhaft vorſtelle.

Ich möchte ſie gerne tröſten, mein lieber Freund; aber ich weiß nicht, was man ſagen muß, einen Schmerz, wie den Ihrigen, zu lindern; ich weiß nicht, was ich für Gründe entdecken ſoll, die Sie nicht alle ſchon ſo gut wüßten als ich; und wie unſicher tröſtet man, wenn man ſelbſt nicht recht getröſtet iſt! Ueberlaſſen Sie ſich indeſſen nicht zu ſehr Ihrer Traurigkeit, wenn Sie es auch nur um meinetwillen thäten; denn mit der Liebe, die ich für Sie hege, kann

ich

ich keinen einzigen freudigen Augenblick haben, indeß daß ich an ihre Thränen denke. Entziehen Sie ſich den Gelegenheiten auf keine hartnäckige Art, die Ihnen zur Ermunterung dienen können, und haben Sie das Vertrauen zu der Vorſehung unſers großen Erbarmers, daß er Ihnen noch heitere Tage beſtimmet hat.

Es iſt wahr, Ihr Schickſal iſt ſehr drückend, da es mit ſeiner ganzen Laſt auf einmal einbricht: Kaum haben Sie dem ehrlichen Greiſe die ſterbenden Augen zugedrückt; ſo ſtürzet auf der andern Seite Ihr übriges Glück ein, welches Ihre Feinde ſchon ſo lange untergraben hatten; eben als ob es noch zu wenig wäre, einen zärtlichen Vater zu verlieren. Allein, Sie leyden ja unſchuldig, und was iſt dieſes für ein Troſt, wenn man mit ſeinem inneren Richter verſöhnt iſt? Wenn man weiß, daß unſer Gewiſſen unſer Fürſprecher iſt? Ich weiß mir keinen elendern Zuſtand vorzuſtellen, als wo man bey einem großen Unglücke auch noch ſo weit unſelig iſt, daß man es als ſein eigenes Werk anſehen muß. Ich möchte um des größten Glückes willen kein böſes Gewiſſen auf mich nehmen, und in der Wahl, wollte ich

allemal lieber mit einem zufriedenen Gewiſſen unglücklich ſeyn. Laſſen Sie uns alſo hier Ihr großes Herz ſehen, mein Freund, das ſonſt ſo beſtändig, ſo unüberwindlich war; erinnern Sie ſich jenes Gedankens, der darum nichts von ſeiner Stärke verlieren muß, weil er ſo bekannt iſt:

- - - hic murus aheneus eſto.
Nil conſcire ſibi, nulla palleſcere culpa.

Dis hat ein Heyde geſagt, und Sie ſind ein Chriſt. Ach, es iſt zu viel, antworten Sie vielleicht, es iſt zu viel; ich kann ohnmöglich ſo vielen Empfindungen lange widerſtehen, die mich von allen Seiten beſtürmen! Ja widerſtehen Sie ihnen nur nach und nach, die erſten Anfälle können Sie freylich nicht ausſchlagen: Allein Sie müſſen unter der Laſt nicht erliegeu; erheben Sie ſich mit dem ädlen Stolze, der der Unſchuld und Tugend eigen iſt; Sie haben einen Verſtand und ein Herz, dieſes müſſen Sie ihren Feinden nicht aufopfern, wenn ſie Ihnen gleich alles nehmen können. Sagen Sie:

Je ſuis tout glorieux de pouvoir me vanter
De mille & mille maux, que j'ai pu ſupporter.

Warum

Warum ſchützt doch die Tugend nicht für dem Unglück, indeß, daß es dem Laſterhaften nach Wunſche gehet? Dieſe Frage, mein Herr, iſt Ihnen als einem Chriſten ohne Zweifel nicht anſtändig: Laſſen Sie das einen Heyden ſagen, der ohne Hofnung iſt. Wir erkennen den Werth der Tugend beſſer im Unglücke, als im Wohlſtande; wir hüllen uns in dieſelbe ein, und um ſie recht gebrauchen zu lernen, müſſen wir zuweilen etwas leyden. Sie wiſſen es ja beſſer, mein trauriger Freund, als ichs Ihnen ſagen kann, daß der, welcher zur Tugend ſchwöret, ſie nicht um des äuſſerlichen Glanzes, nicht um des Ranges, um des Reichthums und äuſſerlichen Wohllebens willen ſuchen darf; ſondern um einen unerſchöpflichen Grund zu haben, der ihn des Glückes werth macht, und dadurch er fähig wird auch im Unglücke groß, unerſchrocken und vergnügt zu ſeyn. Glauben Sie nicht, daß der Laſterhafte darum glücklich iſt, weil er laſterhaft iſt, eben ſo wenig, wie die Tugend an und für ſich unglücklich macht. Der Laſterhafte ſammlet ſich mit der gröſten Unruhe während ſeiner äuſſerlichen Wohlfarth einen Stand des Verderbens, ſo wie ohngefehr unſere wärmſten Tage im Som-

mer die fürchterlichſten Gewitter mit der Nacht herbeyziehen. Dieſes Verderben iſt allemal gewiß, und es iſt deſto ſchwerer für ſie, je länger es ausbleibt; denn deſto kühner ſammlen ſie daran. Ich habe Leute geſehen, die auf dem Gipfel des Glückes waren, und welche ſich dadurch berechtigt hielten, Wittwen und Waiſen zu verfolgen, Verlaſſene zu drücken, Bedrängte noch mehr in den Staub zu treten, und Verdienſte eben ſo eigenſinnig auszutheilen, als zu belohnen: ich habe ſie geſehen, und in der allertiefſten Erniedrigung, ſich ſelbſt verächtlich, ohne Troſt, ohne Hülfe, ohne Bewuſtſeyn einer ſchönen That. Verachten Sie dieſe prächtigen Sünder, ohne über ihr Schickſal neidiſch zu ſeyn, das gewiß nicht beneidenswerth iſt.

Ich weiß, mein Werther, daß Sie eine reine Gottesfurcht beſitzen, daß Sie die Religion nicht als eine Mode annehmen, ſondern als das wahrhafte und einzige Mittel der Glückſeligkeit. Schlagen Sie doch die ſchönen Troſtgründe nicht aus, welche Ihnen dieſe Religion anbietet. GOtt hat geſagt, daß er unſer Vater ſey, daß er uns aus Liebe züchtige, daß er uns durch Trübſalen zu ſich ziehen wolle, daß er uns erretten wolle von der Hand

unſerer Feinde und uns zu Ehren machen, daß er abwiſchen wolle alle Thränen von unſern Augen = = Dieſe Verheißungen ſind auch für Sie geſagt. Aber bedenket man auch alles das lebhaft und überzeugend genug, wenn man in die tiefſte Traurigkeit verſenket iſt? Ich erinnere Sie deswegen daran, und Sie müſſen dis für die beſte Stelle meines Briefes halten, die Ihrer Aufmerkſamkeit am würdigſten iſt. Glauben Sie doch, daß dis das einzige Gründliche iſt, daß dis eine Quelle des Troſtes iſt, die uns in allen Aengſten nicht verläßt, wo wir von aller unſerer Philoſophie verlaſſen ſind. Die Leyden dieſer Zeit können nicht groß genug ſeyn, daß ſie mit der Gröſſe der Seligkeit, womit dieſe göttlichen Troſtgründe unſer Herz durchſtröhmen, könnten in Vergleichung geſetzt werden. Ach, es iſt ein Gott, es iſt eine Vorſehung, mein lieber Freund, die unſere Thränen zählet, die unſere Thaten wäget, eine jede gute Abſicht belohnet, die uns heilet, wenn ſie uns geſchlagen hat, die uns verſorget, wenn wir glauben Mangel zu leyden, die uns durch unerforſchliche und oft unangenehme Wege zum Tempel der Glückſeligkeit führet.

Geben Sie Achtung, mein theurer P** daß

Sie nicht lange in dieſem ſchmerzlichen Zuſtande bleiben werden. Ich prophezeye Ihnen aus Ihrem jetzigen Elende ein groſſes Glück, deſſen Annehmlichkeiten Sie deſto mehr empfinden werden, je mehr Sie es würdig zu gebrauchen wiſſen, und je lebhafter Sie jetzt den Schmerz fühlen. Alles nimmt ein Ende, das Unglück hat ſeine Abwechſelungen, wie das Glück; ein Ungewitter dauret nicht ewig, und es läßt uns die ſchönen Tage, die darauf folgen, nur angenehmer finden. Ich habe es in meinem ganzen Leben wahrgenommen, daß uns auf einen heftigen Verdruß ein angenehmer Zufall, auf ein Unglück ein unerwartetes Glück, begegnet. Die Urſachen weiß ich Ihnen nicht eigentlich zu demonſtriren: Ich glaube aber eine Vorſehung, die uns zwar kein ganz reines Vergnügen in der Welt zugeſtanden hat, aber die uns auch nicht völlig dem Schmerz überlaſſen will, wenn wir uns nur ſelbſt zu vergnügten Empfindungen nicht unbrauchbar machen. In den Jahren, worinn wir ſind, mein Werther, gehet es noch an, ein Unglück zu tragen; wir können uns noch Hofnung machen, glücklich zu werden; und wir werden es gewiß, wenn wir uns durch Standhaftig-

haftigkeit und Gelaſſenheit im Unglücke dazu würdig machen. Das Rad der Begebenheiten wird für uns noch umgedreht, und wir kommen noch gewiß auf gute Stellen. Iſt es nicht beſſer, einen guten Beſchluß in der Welt zu machen, als im Alter elend zu ſeyn? Mir kömmt allezeit das anhaltende Glück derer, die noch keine Widerwärtigkeiten ausgeſtanden haben, gegen das Ende verdächtig vor. Ein jeder Menſch muß ſeine gewiſſe Portion Unglück haben, es ſey früh oder ſpät. Sorgen Sie alſo nicht ängſtlich, mein lieber Freund, für ihr künftiges Schickſal. Einem Menſchen von Ihren Eigenſchaften, kann es nicht lange elend gehen: Ihre Sache, iſt die Sache aller ehrlichen und rechtſchaffenen Leute, die Ihnen bald mit ihrem Beyſtande zuvor kommen werden.

Darf ich Ihnen ein Exempel erzählen, das ſehr geringe, aber ſehr wahr iſt, ſo will ich Ihnen einige Anecdoten von meinem eigenen Leben ſagen. Ich fand mich beynahe in eben den Umſtänden, wenn ich die Bedienung ausnehme, worinn Sie geweſen ſind, als der Tod meines Vaters, der für mich allzufrühzeitig ſtarb, mein ganzes Gebäude voller Hofnungen

nie-

niederſchlug. Ich konnte mich an keiner reichen Erbſchaft tröſten, es blieb mir nichts übrig, als der Segen und die Unterweiſung dieſes rechtſchaffenen Mannes, für meine Aufführung in der Welt. Es giebt Leute von einer gewiſſen Secte, die ſich Patronen nennen; an dergleichen Perſonen muſte ich mich wenden: Allein ich kam immer zu früh, oder zu ſpät, und ich konnte niemals den entſcheidenden Augenblick treffen, darinn etwas für mich zu thun war. Dieſe Elenden hatten ſichs niemals in den Sinn kommen laſſen, mir zu helfen, weil ich vermuthlich nicht reich genug war, ihr Vetter zu seyn. Aber warum brauchten ſie meines Unglücks ſo weit zu ſpotten, daß ſie mir freywillige Zuſagen thaten, die ſie nie zu erfüllen gedachten? Ich nahm meine Zuflucht zu meinen Freunden; aber ich erfuhr bald, daß ich ihre ehemaligen Verſicherungen als Complimenten anzuſehen hätte, die man einem macht, wenn man weiß, daß er ſie nicht annehmen wird, und daß er ſie nicht nöthig hat. Ich hatte ſie viel zu buchſtäblich erklärt, und muſte alſo nach dieſer neuen Auslegungskunſt zufrieden ſeyn, daß ſie mir nur nicht ſchadeten. Von allen verlaſſen, und ſelbſt von

meinen

meinen Anverwandten verachtet, und kaum noch von zween Freunden geliebet, muſte ich alſo wie ein Verbrecher leyden, und unter einem fremden Himmel nach einem beſſeren Glücke unbekannt ſeufzen. Alles widerſetzte ſich; einer Verwirrung hatte ich mich entriſſen, und jetzt ſahe ich mich in eine neue geſtürzet: man ſtreuete Verläumdungen wider mich aus, die einem Herzen deſto weher thun müſſen, das nichts, als ſeine Unſchuld für ſich hat: Allein ich überließ meine Rechtfertigung der Zeit; und ſie hat mich gerechtfertiget. Was ſoll ich Ihnen viel ſagen, mein Werther? ich habe endlich etwas beſſere Umſtände, und viel Gemüthsruhe gefunden, die mir vielleicht meine Feinde nicht gönnen, aber die ſie mir ſchwerlich werden nehmen können; die Religion hat mich zu der Stille gebracht, in welcher ich andre vor mir glücklich ſehen kann, ohne ſie zu beneiden, ohne mich zu beklagen, und in welcher ich ſogar Freude darüber haben kann, wenn ich von einem andern ein Glück verdienen ſehe, dazu ich mir Hofnung machen konnte. Sind meine Umſtände nicht ſehr bequem und ſchimmernd; ſo habe ich GOtt Lob, ein Herz, das mit wenigem vergnügt ſeyn kann.

Die-

Dieſes Exempel kömmt Ihnen vielleicht nicht merkwürdig genug vor; ich habe es nicht lebhaft genug erhoben, vermuthlich darum, weil ich ſehr ſelten davon rede und ſchreibe. Ich will Ihnen alſo etwas berichten, das ſich vor kurzem mit einem Manne von meiner Bekanntſchaft zugetragen hat. Dieſer Mann hatte einige Leute glücklich gemacht, und vieles dazu beygetragen, daß ſie endlich die anſehnlichſten Aemter erhielten. Zur Dankbarkeit ſtürzten ſie den ehrlichen Wohlthäter, ohngefehr wie die Bauleute ihr Gerüſte umſchmeißen, wenn ſie ihr Gebäude fertig haben. Sie ließen ihn beſtändig abweiſen, wenn er ſich bey ihnen meldete; ſie nahmen einen weiten Umweg auf der Straße, wenn er ihnen begegnen konnte; und ob man ihm gleich keine Verbrechen vorzurücken wußte, ſo war es doch genug, daß ſeine Frau der andern ſeines undankbaren Feindes einmal eine verdrüsliche Wahrheit geſagt hatte, um ſeine Bedienung zu verlieren. Er ſchickte ſich endlich ſo gut in dieſes Unglück, als es ihm möglich war: aber er konnte dem Schmerz nicht mehr widerſtehen, als er noch dazu an einem Tage durch einen unglücklichen Proceß ſein ganzes Vermögen verlohr. Dieſer

Stoß war zu hart für ihn, als daß er ihn lange hätte überleben ſollen; er hatte eine zahlreiche Familie, die er dem Mangel und der Verachtung des Pöbels ausgeſetzt ſahe: Er verfiel in eine tiefe und verzehrende Melancholie. Eines Tages, als er bey einem meiner Freunde war, und über ſeine Noth außerordentliche Thränen vergoß, pocht jemand an das Zimmer an; man ruft herein, und es erſcheint ein ſehr wohlgekleideter Mann, der unſern Unglücklichen ſogleich mit einer ſehr bekannten Art und voller Bewegung umarmet. Dieſer wird ganz betäubet, und kann vor Erſtaunen kein Wort ſprechen. Ach mein Bruder, fängt er endlich an, den ich ſchon lange für tod gehalten habe, muſteſt du noch ein Zeuge meines Elendes ſeyn! Sie erklären ſich endlich einander; der Bruder, welcher lange Zeit in Engelland geweſen war, von da jemand berichtet hatte, daß er geſtorben wäre, kam aus Weſtindien zurück, dieſen einzigen Bruder zu beſuchen. Er hatte große Reichthümer geſammlet, und hatte keine Kinder. Er ſetzte den Unglücklichen zu ſeinem Erben ein, ſchenkte ihm ſogleich die Helfte ſeines Vermögens, und nahm ihn mit nach Engelland, wo er ſich ſehr gut eingerichtet hatte.

Sehen

Sehen Sie, mein liebenswürdiger Freund, ein Exempel, das beredter iſt, als alle Gründe, die beſondere Vorſehung des Himmels über die Verlaſſenen und Verfolgten zu beweiſen. Sie haben vermuthlich keinen Bruder in Weſtindien; allein Sie können dennoch, ohne ein Wunderwerk zu erwarten, glücklich werden. Mäßigen Sie alſo Ihren Gram, ich beſchwöre Sie bey der Aſche Ihres nun verklärten Vaters, der auch noch ſterbend für Sie den Segen erſeufzet hat, und deſſen Gebet nicht fruchtlos von dem Throne GOttes auf Sie zurückkehren wird.

Ich wünſchte, daß Sie zu mir kämen, und daß ich Ihnen zu etwas nützlich ſeyn könnte ... Ich bin ꝛc.

R.

Vier und zwanzigſter Brief.

Seitdem ſich Herr . . einen Adelbrief gekauft hat, ſo glaubt er für ſeinen Bürger ein Privilegium zu haben, damit er allen ſeinen Thorheiten das Anſehen eines Edelmannes geben könne. Gewiß er iſt jetzt mehr Bürger als jemals: er fängt mit einem unerträglichen Stolze an, und wird ohn allen Zweifel bey der Unſinnigkeit aufhören. Was meynen Sie wohl, lieber S**, er hat ſchon ſo viel Erinnerungskraft verlohren, daß er mich nicht mehr kennet, mich, der ich das Unglück habe, ſein Vetter zu ſeyn? Neulich kam ich in ſein Haus, weil mich mein Weg auf der Reiſe bey demſelben vorbeyführte, um zu ſehen, ob auch alles das wahr wäre, was man mir von dem neuen Hochwohlgebohrnen Herrn erzählet hatte. Meine Neugierigkeit wurde vergnügt. Ich muſte über eine gute halbe Stunde in einem kleinen Vorſaale warten, weil der gnädige Herr noch die Wansbecker Zeitung las, wie er mir durch ſeinen Informator, oder durch ſeinen Kammerdiener ſagen ließ, denn einer von beyden war es gewiß, oder er

war beydes zugleich. Ich wäre längſt weggegangen vor Ungedult, wenn ich mir nicht das angenehme Schauſpiel hätte verſchaffen wollen, meinen Mann in Verwirrung zu ſehen. Endlich erſchien er mit der erhabenen Miene, daran ich ſonſt den Secretär meines Patrons erkannte; er empfieng mich ganz froſtig, und führte mich in das Zimmer ſeiner Frau, die ſehr ſchön und ſehr hochmüthig ausſiehet. Herr M. fieng er nicht lange darauf an; es thut mir leyd, daß Sie dieſen Mittag mein Gaſt nicht ſeyn können, wir fahren zu dem Herrn von . . Machen Sie ſich keine Unruhe über meine Abſichten, fiel ich ihm in die Rede, ich komme nur im Vorbeygehen zu Ihnen, Ihre jetzige Veränderung zu ſehen, und Ihnen einen guten Rath zu geben, wenn Sie ihn annehmen wollen. Unſere Voraltern haben viel von dem Adel des Herzens gehalten, der ohne Zweifel älter und gründlicher iſt, als der Adel der Geburt. Sie waren großmüthig ohne Prahlerey, leutſelig, freundſchaftlich und der allgemeinen Hochachtung werth, darinn ſie bey Vornehmen und Geringern ſtunden. Dieſer Adel muß Ihnen ohne Zweifel nicht ſehr bekannt ſeyn, gnädiger Herr, da Sie um einer einzigen Sylbe willen

Ihre

Ihre Anverwandten verkennen; aber ich weiß nicht, wie weit Sie ohne ihn mit dem andern Adel kommen werden. Sie fangen es von dieſer Seite ſo gut an, daß ich glaube, Sie werden ſich damit in einen Zuſtand bringen, der eben nicht beneidenswerth iſt, und darüber ich Sie ungeſtöhrt will nachſinnen laſſen. Das Compliment war viel zu unerwartet für ihn, als daß er es hätte beantworten können, ich ließ ihn in ſeiner Verwirrung ſtehen, und gieng mit dieſer kleinen Rache voller Zufriedenheit weg. Es fällt mir eine Fabel ein, die ich neulich bey einem ſinnreichen Schriftſteller geleſen habe, und die ſich unvergleichlich auf den gnädigen Herrn ſchickt. Es heißt:

Un ſouriceau, honteux d'étre né ſouriceau,
Voulut changer d'état, et devenir Oiſeau.
L'inſecte fit au Dieu des priéres ſi belles,
Qu'il conſerva ſon poil, et qu'il obtint des aîles;
C'eſt la Souris-Oiſeau, c'eſt cet Oiſeau-Souris.
Qui, grotesque Animal, n'excite que nos ris.

Ich glaube, er könnte aus dieſer ganz kurzen Fabel ſeine Moral ziehen, ohne einen Commentarius darüber nachzuſchlagen. Der garſtige Vetter! ꝛc.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Was wollen Sie wetten, Mademoiſell, Sie ſind, ehe ſechs Wochen vergehen, eine Braut. Wie? in ſo kurzer Zeit, werden Sie denken, ſchließt man eben keine Heirathen, wenn ſich die Perſonen noch gar nicht kennen, die einander das Glück ihres Lebens anvertrauen wollen. Allein, warum verlangten Sie doch wohl eine neue Mode zu machen, da das Heirathen ja auch zu den Glücksſpielen gerechnet wird? Wiſſen Sie nicht, daß die allzulange Bedenkzeit .. Doch ich ſage Ihnen kurz, Mademoiſell, es wird Ihnen nachgeſtellt, und zwar von einem ſo artigen, belebten und gefälligen Menſchen, daß Sie ſich vermuthlich nicht lange werden gegen ihn halten können. Er macht ſchon alle Anſtalten, Ihnen ſein Herz anzutragen; er hat auch ſchon zum voraus Verſe auf Sie machen laſſen, und geſtern hat er Präſente für Sie eingekauft. Er hatte mich kaum von ſeinem Vorhaben im Vertrauen etwas merken laſſen, als ich mich ſogleich entſchloß, Ihnen zu ſchreiben, und mir durch dieſe kleine Verrätherey ein Verdienſt

bey Ihnen zu erwerben. Sollte es Ihnen wohl nicht lieb ſeyn, daß ich Sie von allem ſo wachſam unterrichte, was man gegen Sie im Sinne hat? Aber wie ſiehet er aus? Er iſt ziemlich groß, wohlgewachſen, mit einem breiten friſchen Geſichte und etwas wenigen Pockengruben, mit großen Augen und einer mäßigen Habichtsnaſe; er gehet in einem blauen reichbeſetzten Kleide, ſeitdem ich ihm geſagt habe, daß dis Ihre Leibfarbe wäre. Hat er eine anſehnliche Bedienung, und iſt er gelehrt? Nein, er hat keine Bedienung, denn er iſt reich genug, für ſich zu leben; aber er kann ſich ja Ihnen zu gefallen einen großen Titel kaufen, wenn Sie etwa das durch ihn ſeyn wollen, was ſo manche wackere Männer durch ihre Frauen werden: Gelehrt iſt er auch nicht, aber er hat Verſtand. Was hat er für ein Gemüth? Nun mit dem Gemüthe, Mademoiſell, werden Sie leicht zu rechte kommen; es iſt genug, wenn man das erſt nach der Hochzeit kennen lernt. So viel ſage ich Ihnen überhaupt, daß es nicht ſchlimm iſt: Beſonders gefällt mir das an ihm, daß er nicht eiferſüchtig iſt; denn ich möchte für meine Empfehlung nicht gerne den Lohn haben, daß er mir nicht zuweilen einen Kuß von Ihnen erlaub-

te. Prüfen Sie ſich alſo nach dieſer Abbildung, ob der Menſch Ihre Sache iſt, und nehmen Sie Ihre Maasregeln ſo, daß Sie ihn recht hübſch empfangen: Denn ich ſähe überaus gerne, daß er nicht vergebens käme, er hat mir etwas verſprochen - - Sie ſind doch überhaupt nicht abgeneigt, zu heirathen? Ich glaube es ſo zuverſichtlich, daß ich wegen dieſer Kleinigkeit nicht erſt habe anfragen mögen. Das wäre ſonſt ein gewaltiger Strich durch meine Rechnung! Leben Sie wohl, und entſchließen Sie ſich bey Zeiten nach unſerem Wunſche, denn ich werde Ihnen bald den guten Freund zuführen. Ich bin ꝛc.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Iſt eine wirkliche Laura in der Welt geweſen, die Petrarch geliebet hat? Hier, dünkt mich, ziehen Sie die Stirne zuſammen, mein guter Freund, und verwundern ſich, daß ich einen Augenblick daran zweifeln kann. Ich bekenne, daß ich es allezeit veſt geglaubet habe; aber neulich hat mir jemand den unangenehmen Dienſt erwieſen, und mich in dieſem ſchönen Glauben irre gemacht. Petrarch, ſagt er, hat ſeiner Laura ſo viele und ſo mancherley Eigen-

ſchaf-

ſchaften gegeben, er hat ſo viele Umſtände von ihr in ſeine Geſänge gebracht, die ohnmöglich auf eine Perſon oder auf ein Individuum gelten können. Ich berief mich umſonſt auf die Schriftſteller, die ſein Leben beſchrieben, die über hundert Jahre vor uns gelebet haben, und die ihn durchgehends in dem ruhigen Beſitze ſeiner Laura laſſen. Mein gelehrter Gegner hatte hundert Dinge dagegen einzuwenden. Bald waren dieſe Schriftſteller nicht vollſtändig, nicht fürſichtig und gründlich genug; bald hatten ſie ihre Wahrheiten mit den Irrthümern einander nur abgeſchrieben u. ſ. w. Ich wollte mir endlich damit helfen, daß Petrarch als ein Dichter die Sache vielleicht vergrößert, und, um ſeinen Gegenſtand gar zu ſchön zu ſchildern, ihn unwahrſcheinlich gemacht hätte, ſo wie etwa ein Mahler von manchem heßlichen Geſichte eine Venus abbildet; ob ich gleich nicht glaube, daß Petrarch etwas Heßliches geliebet hat. Warum wollen wir uns einbilden, ſprach ich, daß Bavs Patron darum nicht wirklich ſey, weil er ihn in einer Dedication ſehr fabelhaft lobt? Auch mit dieſer Ausflucht wurde ich zum Stillſchweigen gebracht. Man berief ſich auf Ihre Doris, die keine wirk-

liche Perſon, ſondern nur ein abſtrakter Charakter ſeyn ſollte. Der ganze Unterſchied beſtehet alſo darinn, daß Petrarch den Namen Doris noch nicht gewußt hat; ſonſt würde er ſein erdichtetes Mädchen nicht Laura genennet haben. Ein jeder Poet, ſagt mein Gegner, ſchafft ſich eine Doris an, die nur aus ſeinem Gehirne, wie die Tritonia aus dem Zevs, entſpringt. Um dieſen Preiß möchte ich kein Poet ſeyn, mein Herr, denn ich liebe gern etwas Wirkliches. Unterſuchen Sie einmal die Sache, und ſchreiben Sie mir Ihre Gedanken davon, oder fragen Sie auch einmal Herrn B** darum, der ein großer Kunſtrichter iſt. Ich ſähe gerne, daß Petrarch ſeine Laura behielte. ꝛc.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Gnädige Frau,

Der Ueberbringer dieſes Briefes hat ſichs ſo veſt eingebildet, daß Ew. Gnaden mich einer groſſen Wohlgewogenheit würdigten, als ich mir es kaum ſelbſt einzubilden getraue. Er hat geglaubt, einen großen Schritt

zu ſeinem Glücke zu thun, wenn er einen Theil dieſer Wohlgewogenheit von Ihnen erlangen könnte, und hat mich zu dem Ende um ein Empfehlungsſchreiben gebeten. Ich habe mich ſo gut entſchuldiget, als es mir möglich geweſen iſt, um Ihnen das Glück, das Sie mir gönnen, nicht noch beſchwerlicher zu machen: allein theils hat mich ſeine Freundſchaft endlich dazu verleitet, theils habe ich auch befürchtet, ein unanſtändiges Mißtrauen in Ew. Gnaden Gütigkeit zu verrathen, als ob dieſelbe nicht groß genug gegen mich wäre, oder den Schein, als ob ich mir dieſelbe nur allein zueignen wollte. Um alſo der Beſchuldigung des Mißtrauens oder des Eigennutzes zu entgehen; ſo wage ichs, gnädige Frau, Ihnen meinen Freund zu empfehlen, und erſuche Sie, wenn Ihnen meine deutſche Kühnheit nicht mißfällt, ihm in den Angelegenheiten ſeines Glückes beförderlich zu ſeyn. Er iſt ein Menſch von ſehr guten Eigenſchaften, die für ihn beſſer ſprechen werden, als wenn ich ihn weitläuftig lobte. Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Acht und zwanzigſter Brief.

Leugnen Sie es nur nicht, mein Herr; unſer Freund, den Sie ohnlängſt beſucht haben, kömmt Ihnen ſehr verändert vor. Ich irre mich ſtark, oder er hat Ihnen eben ſo froſtig und nachläßig begegnet, als mir. Aber wiſſen Sie wohl, was die Urſache davon iſt? Er iſt zu früh glücklich geworden; er hat einen Titel erhalten, in den er noch zu ſehr verliebt iſt, und den er andere gern will empfinden laſſen; er hat eine Frau geheirathet, für deren Hochmuth er zu viel Gefälligkeiten bezeiget, weil ſie ſchön iſt; er hat ſich in Bekanntſchaften ausgebreitet, die unter dem Namen der hochmüthigen Bande angekündiget werden, und die ihm auf ſeine Unkoſten ſchmeicheln. Er iſt etwas ehrgeizig und leichtgläubig: Urſachen genug, daß er jetzt ſo fremde thut. Sein Herz iſt ſonſt von Natur nicht ſchlimm, und wenn ihn nicht die böſen Exempel verderben, ſo hoffe ich noch ſtark, daß er einmal wieder zurückkehren wird. Wie lächerlich kommen mir doch die Leute vor, die ſich durch unſern Umgang glauben zu entehren,

ren, die ſich einbilden, uns durch dieſe Herablaſſung ein groſſes Opfer zu thun, das wir ihnen zu einem Verdienſte anrechnen ſollen, blos darum, weil ſie das Glück ohngefehr einige Stuſen höher geſetzt hat? Eine ſo kleine Denkungsart, die unter wahrhaftig großen Leuten nicht Mode iſt, kann man nicht anders als mit Verachtung bezahlen. Was ſteckt denn für eine Ehre darinn, grob zu ſeyn, und eine vornehme Miene anzunehmen? Ich glaube, dieſe Tugend ſchickt ſich am beſten für die Pferde.

Neulich hatte ich in Geſellſchaft mein Urtheil über ein Werk von Herrn - - geſagt; man war ſo gütig geweſen, und hatte es dem aufgeblaſenen Autor mitgetheilet: er half ſich mit einer großmüthigen Entſcheidung: Der Menſch, ſagt er, verſtehet mein Buch nicht einmal recht zu leſen. Ich erfuhr es durch eben die Gütigkeit wieder, und es fiel mir das Epigramma dabey ein, welches jemand dem Chapelain bey einer ähnlichen Gelegenheit machte:

Froid, ſec, dur, rude Auteur, digne objet de Satyre,
De ne ſavoir pas lire oſes-tu me blamer?
Helas! pour mes pechés, je n'ai ſû que trop lire
Depuis que tu fais imprimer.

Ob man noch in zwanzig Jahren an ſeinen Büchern wird leſen lernen, das laſſe ich an dem Orte, wohin man ſo viele Dinge geſtellt ſeyn läſſet. O wie vergänglich und zweydeutig iſt der Ruhm der Schriftſteller, mein Herr, die doch ſo trotzig für die Ewigkeit ſchreiben! Ich an meinem Theile, wünſchte allemal lieber die Ruhe einer einzigen Familie herzuſtellen, eine einzige unglückliche Tugend aus dem Staube zu heben, einen einzigen Tag Titus zu ſeyn: als zwanzig Folianten geſchrieben zu haben.

Neun und zwanzigſter Brief *).

Wenn auch die Sorgfalt, gnädiger Herr, die Sie beym Anfange meines Unglücks für meine Angelegenheiten zu tragen beliebten, nicht allen Erfolg gehabt hat, den ich hätte hoffen können; ſo bin ich Ihnen doch darum nicht weniger verbunden:

- - - careat ſucceſſibus opto,
Quisquis ab euentu facta notanda putat.

Es

*) PATRV an den Herzog von MONTAVSIER wegen der Aufnahme des Herrn Fleſchier in die franzöſiſche Akademie.

Es wird allemal wahr bleiben, gnädiger Herr, daß Sie für mich weit mehr Gütigkeit gehabt haben, als ich ſelbſt kaum zu hoffen getrauete; und das Schickſal, welches mir alles genommen, hat mir weder mein Herz, noch meinen Verſtand genommen.

Ich freue mich alſo ungemein, daß ich dieſe kleine Gelegenheit finde, Ihnen ein geringes Merkmal meiner Dankbarkeit zu geben. Allein ich zweifle, ob alle die Ehrerbietung, welche ich für Sie und alle ihre Befehle hege, hier nicht ſehr vergebens ſey, und daß das Verdienſt des Herrn Abts Fleſchier Ihrer Empfehlung nichts überläßt. Ihr Zeugnis, gnädiger Herr, konnte ihm in der That ganz allein einen ſehr großen Rang im Reiche der Wiſſenſchaften geben: Aber wenn Sie auch für ihn ſtumm wären, ſo reden doch ſeine Werke genug von ſeiner großen Tüchtigkeit, und die Akademie iſt allzu erleuchtet, um nicht mit offenen Armen einen anwachſenden Bürger des Parnaß zu empfangen, von welchem ſie ſo viele Ehre erhalten kann. Ich bin 2c.

Dreyſ=

Dreyßigſter Brief *).

Ich ſchicke dir die Abſchrift eines Briefes, den ein Franzoſe aus Spanien hieher geſchrieben hat: Ich glaube, daß es dir angenehm ſeyn wird, ihn zu ſehen.

Seit ſechs Monathen durchreiſe ich Spanien und Portugall; und ich lebe unter Völkern, die alle andere verachten, und den Franzoſen noch allein die Ehre anthun, ſie zu haſſen.

Die Ernſthaftigkeit iſt der glänzende Charakter beyder Nationen: ſie kündiget ſich hauptſächlich auf zweyerley Arten an; durch die Brillen, und durch den Knebelbart.

Die Brillen beweiſen ganz unumſtößlich, daß der, welcher ſie trägt, ein grundgelehrter Mann, und ſo vergraben in dem Bücherleſen ſeyn müſſe, daß ſein Geſicht davon geſchwächt worden: und eine jede Naſe, die damit gezieret oder beladen iſt, kann ohne Widerſpruch für eine gelehrte Naſe gelten.

Was den Knebelbart anbetrifft, ſo iſt er ſchon an und für ſich ſelbſt, und unabhängig von den Fol-

*) *Lettres Perſanes* Tom. II. Lett. LXV.

Folgen, ehrwürdig; ob man gleich dennoch nicht unterläßt, öfters daraus großen Nutzen zum Dienſte des Fürſten und zur Ehre der Nation zu ziehen; wie es ein berühmter portugieſiſcher General *) einmal in Indien zeigte: Denn als er eben Geld nöthig hatte, ſchnitte er ſich einen Theil ſeines Knebelbartes ab, ſchickte ihn den Einwohnern zu Goa, um zwanzig tauſend Piſtolen auf dieſes Pfand von ihnen zu leihen: ſie wurden ihm ohne Anſtand geliehen; und er lößte hernach ſeinen Bart wieder mit Ehren ein.

Man begreifet leicht, daß ernſthafte und phlegmatiſche Völker, wie dieſe ſind, Eitelkeit haben können; und es fehlt ihnen auch nicht daran. Sie gründen ſich gemeiniglich auf zwey ſehr merkwürdige Dinge. Die, welche in dem veſten Lande von Spanien und Portugall leben, fühlen ein ſehr erhabenes Herz bey ſich, wenn ſie das ſind, was ſie alte Chriſten nennen; nämlich daß ſie nicht von ſolchen Leuten abſtammen, welche die Inquiſition in dieſen letzteren Jahrhunderten überredet hat, die chriſtliche Religion anzunehmen. Die welche in Indien ſind, freuen ſich nicht weniger, wenn ſie betrachten, daß

*) Jean de Caſtro.

daß ſie das erhabene Verdienſt beſitzen, wie ſie ſagen, Menſchen von weiſem Fleiſche zu ſeyn. Nie kann eine Sultanin in dem Serrail des Großherrn über ihre Schönheit ſtolzer ſeyn, *als* der älteſte und nichtswürdigſte Kerl über die olivenfärbige Weiſſe ſeiner Haut iſt, wenn er in einer Stadt von Mexico auf ſeiner Thüre *mit* durchſchlungenen Armen ſitzet. Ein ſo wichtiger Mann, eine ſo vollkommene Creatur würde um aller Welt Güter willen nicht *arbeiten*; und würde ſich niemals entſchlieſſen, durch *ein* geringes Handwerk die Ehre, und die Würde ſeiner Haut in Gefahr zu ſetzen.

Dann man muß wiſſen, wenn ein Menſch von einem gewiſſen Verdienſte in Spanien mit den Eigenſchaften, davon ich geredet habe, z. E. noch dieſe verbinden kann, daß er Eigenthümer von einem großen Degen iſt, oder daß er von ſeinem Vater die Kunſt gelernet hat, eine verſtimmte Cytter erbärmlich genug zu ſpielen; ſo arbeitet er nicht mehr; ſeine Ehre ſpricht für ſeine Ruhe: Der, welcher des Tages zehn Stunden ſitzen bleibt, erhält gerade noch einmal ſo viel Hochachtung, als ein anderer, der nur fünf

Stunden ſitzt; weil ſich der Adel auf Stühlen erlangen läßt.

Aber obgleich dieſe unüberwindlichen Feinde der Arbeit, ſich mit einer philoſophiſchen Ruhe groß machen; ſo haben ſie doch dieſelbe nicht im Herzen; denn ſie ſind beſtändig verliebt; ſie ſind unter allen Menſchen in der Welt die erſten, die ſchmachtend unter dem Fenſter ihrer Gebieterinnen ſterben können = .

Sie ſind fürs erſte andächtig, und fürs zweyte eiferſüchtig. Sie werden ſich wohl dafür hüten, daß ſie ihre Weiber den Kühnheiten eines zerfetzten Soldaten, oder eines alten abgelebten Richters, ausſetzen; ſondern ſie wollen ſie lieber mit einem jungen Unerfahrenen einſchließen, der die Augen niederſchlägt, oder mit einem ſtarken muntern Franciſcaner, der ſie aufſchlägt.

Sie kennen die Schwäche des Frauenzimmers beſſer als jemand; ſie wollen nicht leyden, daß man ihren Fuß ſehen dürfe = =

Man ſagt überall, daß die Leyden der Liebe grauſam ſind; ſie ſind es noch weit mehr für die Spanier: Die Weiber heilen ſie zwar von ihren Leyden; aber ſie machen nur, daß ſie ſich verändern; und es bleibt ihnen allemal ein langes

und verdrüsliches Andenken von einer erloſchenen Leydenſchaft übrig.

Sie haben gewiſſe kleine Höflichkeiten, die in Frankreich würden übel angebracht ſcheinen: z. E. ein Hauptmann ſchlägt ſeinen Soldaten niemals, ohne ihn um Erlaubnis darum zu bitten; und die Inquiſition läßt niemals einen Juden verbrennen, ohne ihm ihre Entſchuldigung zu machen.

Die Spanier, die man nicht verbrennet, ſcheinen der Inquiſition ſo zugethan zu ſeyn, daß man ſie ihnen zum Verdruß nehmen würde: Ich wünſchte nur, daß man noch eine andere aufrichtete, nicht wider die Ketzer, ſondern wider die Erzketzer, die den kleinen Ränken der Mönche eben die Kraft beylegen, als den ſieben Sacramenten; welche alles anbeten, was ſie verehren; und welche ſo andächtig ſind, daß ſie kaum noch Chriſten ſind.

Sie können bey den Spaniern Verſtand und guten Geſchmack antreffen; mein Herr! Aber Sie müſſen ihn nicht in ihren Büchern ſuchen. Sie ſollten nur eine von ihren Bibliotheken ſehen: Da ſtehen die Romane von der einen Seite, und die Scholaſtiker von der andern; Sie ſollten ſagen,

gen, daß durch einen geheimen Feind der menſchlichen Vernunft, die Theile derſelben gemacht und im Ganzen zuſammen gebracht ſind.

Das einzige Gute unter ihren Büchern, iſt das, welches das Lächerliche aller andern zeigt.

Sie haben unermeßliche Entdeckungen in der neuen Welt gemacht; und ſie kennen noch nicht einmal ihr eigenes veſtes Land. Ueber ihre Flüſſe gehet dieſe oder jene Brücke, die noch nicht iſt entdecket worden; und in ihren Gebürgen giebts Nationen, die ihnen unbekannt ſind.

Sie ſagen, daß die Sonne in ihrem Lande auf und nieder gehe; aber man muß auch dabey ſagen, daß ſie in ihrem Laufe nur verheerte Felder und wüſte Gegenden antrifft. Ich bin ꝛc.

Es würde mir nicht unangenehm ſeyn, lieber Freund, einen Brief von einem Spanier nach Madrit geſchrieben zu ſehen, der in Frankreich reiſete. Ich glaube, er würde ſeine Nation gut rächen: Was für ein weites Feld für einen phlegmatiſchen und tiefſinnigen Menſchen? Ich bilde mir ein, daß er die Beſchreibung von Paris ohngefehr ſo anfangen würde:

Es iſt hier ein Haus, darinn man die Narren einſperrt: Man ſollte anfänglich glauben,

daß es das gröſte Gebäude der Stadt wäre; nein, das Hülfsmittel iſt ſehr klein für das Uebel. Die Franzoſen, welche bey ihren Nachbarn ungemein beſchrien ſind, ſperren ohne Zweifel darum einige Narren in ein Haus, damit ſie uns überreden wollen, daß die, welche draußen ſind, klug wären.

Ich laſſe hier meinen Spanier; und bin ꝛc.

Ein und dreyßigſter Brief.

Mein GOtt, was iſt das für ein rauher und heßlicher Charakter, den Sie uns in Herrn = = neulich zugeſchickt haben! Es iſt der unerträglichſte Menſch für die Geſellſchaft, den ich jemals geſehen habe. Er beſitzt einen Stolz von der groben Art, den man den Baurenſtolz zu nennen pflegt: Man hört ihn von andern nicht loben; aber man braucht ihn nur ſelber zu ſprechen, ſo lernen wir alle ſeine Verdienſte kennen. Er iſt ein großer Criticus, ein vollkommener Sprachkundiger, ein Philoſoph, der ſeines gleichen ſucht, ein Theologe von der neuen Mode, kurz er iſt alles. Man trauet

ihm gewiß ſo viel Vortrefliches beym erſten Anblicke nicht zu, wenn es wahr iſt, daß man in einem Körper von grober Bauart ſelten eine feine Sele findet, denn nach ſeinem Körper ſtellt er einen wohlgekleideten Bauer vor. Er nennt uns alle ſeine Bogen daher, die er der Welt, als Abbildungen ſeines dürftigen Genies, aufgedrungen hat; nennt alle Journale, darinn ſie, bis auf die Zuſätze von dem Seinen, gelobt worden; thut alle diejenigen in Bann, die ſie tadeln. Er iſt ein handfeſter Autor: Er entſcheidet durch Machtſprüche, und wenn dieſe nicht den großen Mangel ſeiner Beurtheilungskraft verriethen, ſo würden uns ſeine Handlungen gewiß nicht im Zweifel laſſen. Dieſe und ſeine Manieren ſind mehrentheils unglückliche Nachahmungen eines großen Mannes; und man kann ſagen, daß alles, was noch an dem Original gefällt, an der Copie lächerlich wird. Er iſt rangſüchtig, weil er keinen Rang hat, der viel bedeutet: Er affectirt galant zu ſeyn, ſogar bis in Ungezogenheiten und Unfläthereyen: Er iſt keines Menſchen Freund, und er hat auch ſelber keinen Freund. Ich glaube, daß er ſehr übel von mir ſpricht; aber ich wünſchte auch nicht, daß er

mich lobte, weil ich ſonſt gewiß viel ähnliches mit ihm haben müſte. So oft ich ihn ſehe, ſtelle ich mir einen leibhaften Orbil vor, und ich bedaure alle junge Leute, die er ſeine Gelehrſamkeit kann empfinden laſſen. Halten Sie den Charakter nicht Ihrer Satyre werth, mein Herr? Doch ich glaube bey nahe, daß er zu weit unter der Satyre iſt. Es iſt kein rechtes Original, keine rechte Copie: Ich weiß nicht, was es für ein unſeliges Mittelding iſt. ꝛc.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Ich gebe mich für keinen Caſuiſten aus, Mademoiſell, aber ich getraue ihre Frage von der Zuläßigkeit des Romanenleſens weder ganz zu bejahen, noch ganz zu verneinen. Es giebt Romane, die zur Erröthung der Tugend und zum Aergerniß der guten Sitten geſchrieben ſind, oder zur Verderbung des Geſchmacks. Ich brauche Sie nicht zu erinnern, daß dieſe Bücher verabſcheuungswerth ſind, noch ein weitläuftiges Verzeichnis derſelben anzuführen, da Ihre Liebe zur Tugend und Ihre ſchöne Einſichten keine dergleichen böſe Bücher und elende Klei-

nigkeiten in Ihrem Kabinette vermuthen laſſen. Was die guten betrifft; ſo will ich ſie zwar nicht aus den Bibliotheken verſtoßen, aber ich wünſchte doch, daß man kein Hauptgeſchäfte daraus machte, ſie zu leſen. Das ſind Sachen, die nur zum Zeitvertreibe, zur Gemüthsermunterung und zu den Nebenſtunden gehören, worinn man keine angenehmere Geſellſchaft haben kann. Ich könnte hier meinem Briefe ein gelehrtes Anſehen geben, wenn ich mich in eine weitläuftige Critik einlaſſen wollte: Aber erlauben Sie mir nur dieſes zu ſagen, Mademoiſell, daß die Leſung der Romane den gründlichern Wiſſenſchaften, als der Philoſophie, der Morale, und der wirklichen Geſchichte, nichts entziehen müſſe. Dieſen Satz ſchreibe ich hier mit deſto gröſſerem Vergnügen hin, da ich weiß, daß Sie unter die ſchönen Wolfianerinnen gehören. Es iſt wahr, ich treffe in den Romanen auch eine Moral an; aber man giebt ſich ſelten die Mühe, ſie daraus abzuſondern, und warum will man ſie nicht lieber aus wirklich geſchehenen Begebenheiten lernen? Ich habe auſſerdem an vielen Perſonen, die ihre Zeit mit einer gar zu unmäßigen Begierde auf Romane

verſchwendeten, ein gewiſſes niedergeſchlagenes und ſchmachtendes Weſen, eine Zerſtreuung des Gemüths, bemerkt, die ganz ihrer vorigen Lebhaftigkeit zuwider war; vermuthlich weil ſie das von Natur zärtliche Herz mit gar zu vielen Empfindungen überhäuften und gleichſam abnutzten. Andere nahmen auch eine gewiſſe romanhafte Art zu denken daraus an, die ihnen nicht natürlich war. Doch von dem allen iſt hier bey Ihnen die Rede nicht, Mademoiſell, und ich will alſo ohne Umſchweife auf den andern Punkt Ihres angenehmen Briefes antworten, ſo gut ich kann. Sie bitten mich um ein Verzeichnis auserleſener Bücher von der Art: Ich will es ganz kurz machen, denn Sie werden wohl nicht alles kaufen dürfen, was uns aus Paris, Amſterdam und aus dem Haag zugeſchickt wird, wo ſo viele Memoires von ſchwachen Köpfen und aus halber Verzweifelung geſchrieben werden. Frankreich iſt in dieſer Gattung von Schriften ohne Zweifel die reichſte Quelle, und hat ſich jetzt durch den Prevot von Exiles, Marivaux und Crebillon in einen dreyfachen Geſchmack getheilet. Ich wünſchte in Ihrem Kabinette alle Romane der beyden erſteren zu finden, als die *Memoires d'un homme*

homme de qualité, den *Cleveland*, den *Doyen de Killerine* und den *honnet' homme*; von dem Herrn von Marivaux, die Marianne und die *Païſanne parvenüe* des Ritters Mouhy, welche viel beſſer gerathen iſt, als ihr Bruder, der *Païſan parvenü*. Ich bin ſehr unſchlüßig, was ich Ihnen von dem Crebillon anrathen ſoll. So viel ich Ihren Geſchmack kenne, Mademoiſell, möchten Sie ſchwerlich aus den orientaliſchen Erfindungen und großen Freyheiten dieſes ſchönen Geiſtes viel Vergnügen ſchöpfen. Auſſerdem wird Ihnen der engliſche Robinſon, der *Gil Blas* vom Herrn *le Sage*, die Hiſtorie der Leydenſchaften vom Herrn *Touſſaint*, und vor allen Dingen *Dom Quixotte* angenehm ſeyn. Ich ſage Ihnen nichts von der Pamela und Clariſſa, denn ich bin überführt, daß Sie zwey ſo ſchöne Bücher längſt müſſen geleſen haben. Der Mendoza wird ihnen ebenfalls nicht unbekannt ſeyn. Die Ueberſetzungen dieſer Bücher ſind mehrentheils ſchlecht, und da Sie die franzöſiſche Sprache verſtehen, Mademoiſelle, ſo verſpreche ich Ihnen zweymal ſo viel Vergnügen, wenn Sie dieſelben im Franzöſiſchen leſen werden. Von deutſchen Originalen weiß ich Ihnen,

außer dem redlichen Mann am Hofe, und der Schwediſchen Gräfin von G* wenig oder gar nichts vorzuſchlagen. Sind Sie mit dieſen Büchern zu Ende; ſo kann ich vielleicht mit einem neuen Verzeichniſſe dienen. Ich bin ꝛc.

Drey und dreyßigſter Brief.

Das iſt betrübt, wenn man zu einer Geſellſchaft verdammet iſt, die uns nicht gefällt. Wie viel Zwang muß man ſich anthun, ſich zu verſtellen, eine heitere Mine anzunehmen, bey einem Einfalle zu lachen, der uns innerlich Mitleyden macht, und ſich nach tauſend kleinen Thorheiten der Mode zu richten! Mein Herz wird mir dann ſo ſchwer, alle meine Minen und Reden ſind ſo ſchüchtern, ſo verwirrt, ſo zweydeutig, daß ich kaum weiß, was ich anfangen ſoll. Ich möchte ſterben, wenn ich mein Herz lange in einem ſolchen Zwange fühle; und wenn mich nicht der Umgang einiger lieben Freunde die Annehmlichkeiten des geſellſchaftlichen Lebens empfinden ließe; gewiß, ſo würde ich noch in dieſem Jahre ein Miſanthrope. Außer denen

Be-

Beſuchen, die ſo ångſtlich ſind, muß ich noch viele ſinnreiche Leute kennen, die ſo gelehrt thun, und alle Augenblicke ſo bereit ſind, in Diſputationen auszubrechen, daß ich bey nahe alles vergeſſe, was ich weiß. Man hat mir geſagt, daß ich zwo ganz verſchiedene Perſonen vorſtellete; Allein, warum kann man doch nicht immer eine einzige vergnůgte vorſtellen? Beklagen Sie ſich alſo nicht ſo ſehr, mein Herr, über Ihr einſames Leben: ich ſchicke Ihnen ſonſt dieſe ſchönen Geſellſchaften auf den Hals, und tauſche herzlich gerne mit Ihrer Einſamkeit.

Vier und dreyßigſter Brief.

Niemals habe ich mein Unvermögen ſo lebhaft gefühlt, als da ich Ihrem Freunde in der bewußten Angelegenheit nicht habe dienen können. Die Sache war ſchon entſchieden, als ich Ihre Nachricht bekam, und es lag nicht an meinem Herzen, daß ſie nicht zu ſeinem Vortheile wäre entſchieden worden. Indeſſen hoffe ich noch ſehr ſtark, ihm bey einer nah bevorſtehenden Gelegenheit nützlich zu ſeyn, und

das

das tröſtet mich einigermaßen über die Verfehlung der gegenwärtigen.

Ich bin Ihnen für die Mittheilung Ihres Gedichts ſehr verbunden. Ich wünſchte, daß Sie nicht ſo viel darinn geändert hätten; Sie haben es gar zu regelmäßig machen wollen, und darüber ſcheinet das Gedicht viel Natürliches zu verlieren. Es fällt mir ein, daß einſt ein groſſer Kenner, mit dem ich nicht zu vergleichen bin, ſeinem Freunde eine Ode zurückgab, und ſtatt der ganzen Critik weiter nichts als dieſes ſagte: „Ihre Ode iſt regelmäßig: aber ſie gefällt mir „nicht.„ Dieſes muß wohl freylich nicht in dem ſtrengſten Verſtande gelten. Aber es ſind gewiſſe Nachläßigkeiten, mein Herr, darüber man keine beſtimmte Regeln geben kann, und die man einem Gedichte nicht nehmen muß, wenn es nicht gar zu ſteif werden ſoll;

Wer niemals fehlt, der fehlt auch niemals ſchön.

Dieſe Nachläßigkeiten verzeiht Ihnen zwar nicht leicht ein gelehrter Kunſtrichter: allein oft hat der ungelehrte Kunſtrichter in der Empfindung des Schönen den Vorzug. Der Gelehrte bemühet ſich ſchon, Fehler darinn zu finden: Der Ungelehrte iſt nicht mit ſolchen Vorurtheilen ein-

eingenommen; ſeine Empfindung entdeckt mir die Stimme der Natur; ſein Geſchmack iſt oft reiner, als des Gelehrten, und faſt allemal aufrichtiger. Der Beyfall eines ſolchen Mannes iſt allemal viel werth, und ich laſſe ihn daher gerne über meine Werke urtheilen. Tadelt er eine Stelle; ſo verlange ich gar nicht vorher einen geometriſchen Beweis von ihm, daß ſie fehlerhaft ſey; ſondern um ſie auszuſtreichen, braucht er mir nur zu ſagen: Die Stelle gefällt mir nicht.

Sind Sie ein guter Freund von Herrn . . ſo ziehen Sie ihn doch von dem leichtſinnig gefaßten Vorhaben ab, die Ilias des Homers in deutſche Reime zu verſtecken. Er unternimmt etwas, das unbeſchreibliche Mühe koſtet, und wobey wenig Ehre, aber viel Schande zu erreichen ſteht. Macht er die Ueberſetzung ſehr gut, welches freylich zu wünſchen wäre; ſo bleibt es doch allemal nur eine Ueberſetzung: Geräth ſie ihm ſchlecht; ſo iſt es deſto ſchlimmer für ihn. Ein mittelmäßiges Original wird tauſendmal eher verziehen, als eine mittelmäßige Ueberſetzung. Ich bin ꝛc.

Fünf

Fünf und dreyßigſter Brief.

Der Entwurf des Trauerſpiels, den Sie mir geſchickt haben, gefällt mir ungemein wohl, und ich wünſche das Stück bald in ſeiner ordentlichen Einkleidung zu ſehen. Aber warum wollen Sie es in Proſa machen, mein Herr? Sie wiſſen ja, daß ſich die Dichtkunſt das Trauerſpiel gleich von den erſten Zeiten her zugeeignet hat:

Ignotum Tragicae genus inueniſſe Camoenae
Dicitur, et plauſtris vexiſſe poëmata Theſpis,

ſagt unſer lieber Horaz. Sie haben meine Anmerkung vorher geſehen, weil Sie zu Ihrer Rechtfertigung ſagen, daß es Ihnen natürlicher vorkomme, die Helden proſaiſch reden zu laſſen, als in Verſen. Allein, hierauf antworte ich Ihnen, daß es ein großer Unterſchied iſt, ein Trauerſpiel vor ſich, in der Einſamkeit unſers Zimmers, in einem Ton, und mit einer ſcandirenden Art herzuleſen; und ein Trauerſpiel auf der Schaubühne vorſtellen zu ſehen: Das iſt ganz etwas anders. Hier merken wir nur den ſchönen prächtigen Sylbenfall der Worte, aber keine Scanſion; dieſe würde alles verderben.

Aeſchy-

Aeſchylus hat dieſes zur Würde des Trauerſpiels für nöthig gehalten,

Et docuit magnumque loqui, nitique cothurno.

und die Zuſchauer haben noch niemals eine Proſa verlangt, wenn die Verſe gut geweſen ſind. Aber, warum macht man Luſtſpiele in Proſa? Darum, weil man hier einen niedrigen Ausdruck, und die gewöhnliche Sprache im gemeinen Leben vertragen kann. Kurz, mein Herr, ich rathe Ihnen nicht, Ihrer Fabel ein proſaiſches Kleid zu geben; Sie werden ſonſt mit unſern Ariſtarchen viel zu thun bekommen. Im Ernſte, denken Sie? Ja ſchicken Sie mir nur Ihr Trauerſpiel: Vielleicht gebe ich Ihnen alle dieſe Gründe für mein Theil gleich bey der erſten ſchönen Scene preis.

Was die Satyre des Herrn B** betrifft; ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ſie mir ſehr ſchlecht vorkömmt, nicht, als wenn das Gedicht an und für ſich nichts taugte, denn es ſind viele ſchöne Stellen darinn; ſondern weil er Perſonen getadelt hat, die er hätte ehren müſſen. Was ſoll ich mir für einen Begriff von einem Menſchen machen, der ſeine Freunde und Wohlthäter lächerlich machen will? Der beſte Witz wird verächtlich, wenn man ihm zu gefallen einen Freund aufopfert.

Ich höre von allen Seiten, daß man an neuen Heldengedichten arbeitet, und einer von meinen Freunden hat ſchon über ſechs junge Dichter bey der That ertappt. Ich bin viel zu patriotiſch, als daß ich unſerem Vaterlande nicht viele Homere gönnen ſollte; aber die Griechen haben nur einen Homer gehabt, die Römer nur einen Virgil, und ich ſorge, die Deutſchen werden nur einen K * * behalten. Indeſſen bin ich mit Ihnen eins, daß der Meßias viele gute Dichter erwecken wird, die die Höhe ihres Genies bisher noch nicht recht gefühlt haben: Ich will nur noch hinzuſetzen, daß er auch viele unglückliche Dichter machen wird.

Schicken Sie mir doch die Lobrede = = Ob ich gleich weiß, daß faſt alle Schriften von der Art einerley Innhalt zu haben pflegen; ſo wäre ich doch begierig, dieſe zu ſehen, davon mir der Verfaſſer, als ein ſehr geſchickter Mann bekannt iſt. ꝛc.

Sechs

Sechs und dreyßigſter Brief.

Sie haben zu viel Vertrauen in mich geſetzt, gnädige Frau, wann Sie mir befehlen, einen Hofmeiſter für ihren Herrn Sohn vorzuſchlagen. Außerdem, daß ſolche Leute in der That ſchwer aufzuſuchen ſind, die mit allen Eigenſchaften zu dieſem Amte verſehen wären; ſo bin ich auch viel zu ſchüchtern und unſchlüſſig, wenn es auf Empfehlungen von der Art ankömmt, indem man ſie faſt allemal am Ende bereuen muß. Man kann nie alle Umſtände ſo genau überſehen, daß man für das Zukünftige Bürge ſeyn könnte, und ich möchte um aller Welt Güter willen Ihnen kein böſes Geſchenke machen. Indeſſen ſpricht mir Ihr unvergleichlicher Charakter Muth ein, gnädige Frau, da Sie ſogar Ihrem vorigen ſchlechten Informator zu einer Beförderung behülflich geweſen ſind: Es ſoll nicht an meiner Redlichkeit liegen, daß ich Ihnen nicht den beſten Hofmeiſter von der Welt vorſchlage.

Herr R** iſt ein Menſch, der viel Verſtand, und ſo weit ich ihn kenne, ein ſehr gutes

Herz beſitzt. Er hat ſich auf die Rechtswiſſenſchaft gelegt, und verſteht die Franzöſiſche und Italiäniſche Sprache nebſt den Exercitien überaus wohl. Sein Geſchmack iſt ſehr fein, und in ſeiner Aufführung trifft man nichts pedantiſches an. Er kennt die Welt und den Wohlſtand nach allen Ordnungen der Menſchen, ſo gut als jemand; aber er iſt von einem eingezogenen Weſen. Was ich beſonders an ihm hochſchätze, iſt dieſes, daß er viel Religion und Gewiſſen hat, und daß er die Eigenſchaft eines ehrlichen Mannes allem andern Ruhme vorzieht. Ich glaube, der junge Herr wird ihn kaum ſehen; ſo werden ſie ſich beyde einander ſchon lieben; und wie viel werden ſie nicht beyde dadurch gewinnen! Er ſteht aber nur unter zwo Bedingungen zu erhalten; einmal, daß er ein gutes Salarium bekömmt, und dann, daß er an keine Zeit gebunden ſey, zu bleiben.

Sehen Sie, gnädige Frau, ob der Menſch gut gewählet iſt: Wie angenehm würde es mir ſeyn, wenn Ihr Wunſch mit meiner Hoffnung erfüllt würde! Ich habe die Ehre ꝛc.

Sieben und dreyßigſter Brief.

Ich muß Ihnen die betrübte Nachricht ſchreiben, daß unſer Freund todt iſt. Da Sie ihn ſo aufrichtig geliebet haben, als er liebenswürdig war; ſo werden Sie ſeinem Grabe gern eine Thräne ſchenken, und es wird Ihnen nicht zuwider ſeyn, daß ich Ihnen, außer dem Befehl, den er mir noch Ihrentwegen vor ſeinem Ende gab, etwas von den Umſtänden ſeines Todes ſage. Die auszehrende Krankheit, die ihn ergriffen hatte, und die durch den Gram über ſein widriges Schickſal immer mehr Nahrung bekam, ſetzte ihm auf einmal ſo ſtark zu, daß man ihn nur drey Tage bettlägerig ſahe. Gleich am erſten Tage, als er ſich hinlegte, ſagte er uns mit einem ziemlich geſetzten Ton: „Ich werde „von dieſem Lager nicht wieder aufſtehen, und „mein Herz ſagt mirs, daß ich der ewigen Ruhe „nahe bin, die ich ſo ſehnlich wünſche; Helfet „mir ſie erbitten, Freunde! euch allein verlaſſe „ich ungern; ſonſt hält mich nichts mehr auf.„ Wir bemüheten uns um die Wette, dem kranken Freunde zu pflegen, und er ſchien von dieſer klei-

nen Eiferſucht unter uns gerühret zu ſeyn. „Ich „nehme eure Sorgen, und ſchlafloſen Nächte „gerne an, theureſten Freunde, ſprach er, denn „ich hoffe, daß ſie euch nicht lange ermüden „ſollen: ſie ſind mir Pfänder eurer Freundſchaft, „und geben mir den ſüßen Troſt, daß ich we„nigſtens von euch nicht ungeliebt ſterbe. Aber „erweiſet mir die wichtigſte Gefälligkeit, und „laſſet den Prediger von = = zu mir rufen.„ Der Prediger erſchien, und Sie wiſſen, wie unvergleichlich dieſer Mann beym Krankenbette iſt. Wir ließen ihn mit dem Kranken allein, und ich begab mich in eine nahgelegene Kammer, wo ich alle ihre Unterredungen anhören konnte. Ich kann Ihnen nicht ſagen, mit was für einer Demuth, woraus die wahre Größe eines Chriſten hervorleuchtet, er die erweckenden Reden des Predigers annahm; mit was für einem männlichen Glauben er das Verdienſt des Erlöſers ſich zueignete: Der Prediger ſagte: „Wollen Sie auch „Ihren Feinden vergeben? Ich weiß, daß man „Urſache hat, Ihnen dieſe Frage zu thun: Woll„ten Sie ihnen wohl ſo verzeihen, daß Sie ih„nen ihre Widerwärtigkeiten und ausgeſtande„ne Schickſale nicht zurechneten? Der Kranke

„hohlte

„hohlte einen Seufzer; Es liegt nicht an mir, „ſprach er, den Gedanken nicht zu vergeſſen, „daß mich meine Feinde elend gemacht haben: „ich hatte es ohne Zweifel verdient zu ſeyn, und „ich bete den Arm an, der mich geſchlagen hat. „Sagen Sie ihnen, daß dis Herz, das nun „bald brechen wird, ohne Bitterkeit, ohne Haß „gegen ſie gebrochen ſey, daß ich ihnen aus je„ner Welt, wo meine Neigung noch reiner „ſeyn wird, den Segen herabwünſchen werde, „und daß ich ſehr gerne als ihr Opfer ſterbe, „wenn ich ſie dereinſt als meine Brüder und als „meine verſöhnten Freunde umarmen kann: Ich „hoffe, ſie ſind befriediget.„ Er empfieng hierauf das heilige Abendmahl, und der Prediger beurlaubte ſich von ihm. Am zweyten Tage verſchlimmerte ſichs mit ſeinem Zuſtande ſo ſehr, daß er Gehör und Sprache verlohr. Ach was für ein durchſchneidender Anblick, den beſten und ehrlichſten Freund ſo leyden zu ſehen! Am dritten Tage, welcher der letzte ſeines Lebens war, bekam er gegen Morgen Gehör und Sprache wieder. Er verlangte mit mir allein zu ſeyn: „Die Zeit hat mir lange gewährt, ſagte er, noch „eins mit Ihnen zu ſprechen; aber ich habe de-

 „ſtomehr

„ſtomehr empfunden und gedacht. Erweiſen „Sie mir die Freundſchaft, noch einige Bemü„hungen zu übernehmen, die mir das Sterben „leicht machen können, denn ich werde wohl „heute von Ihnen ſcheiden: Mein Geiſt ſtehet „ſchon vor Gott; aber es kömmt mir vor, als „wenn mich noch immer etwas nach der Erde „zurückziehen wollte; ich lege alſo in Ihr Herz „meine letzten Wünſche, und Verlangen nie„der. Schreiben Sie doch meinem Freunde zu „K - - daß ich ſeine Liebe auch im Tode nicht „vergeſſe, und daß ich das erkenntlichſte Herz „für ſeine an mir bewieſene Wohlthaten in jene „Welt mit hinüber bringe, daß ich mir vorgenom„men hatte, durch einen Brief von ihm Abſchied „zu nehmen, wenn ich nicht von meiner Schwach„heit zu früh wäre übereilet worden, daß ich ihn „bitte, wenn die Bitte eines ſterbenden Freundes „noch etwas vermag, an meine Schweſter, an „die unglückſelige Mitgenoßin meines Elendes „zu denken, und ſich ihrer Umſtände brüderlich „anzunehmen. Ich habe in meiner gröſten Ar„muth hundert Thaler geliehen, und ich bin „nicht ſo glücklich, daß ich ſie vor meinem Tode „wieder bezahlen kann; indeſſen ſoll mein Grab

„mit

„mit keinem Seufzer beſchweret werden, der „nicht aus der Freundſchaft kömmt; ich habe „vor zween Tagen an meine Schweſter geſchrie- „ben, daß ſie dieſes einſt bezahlen möchte, wenn ihr „die Vorſehung beſſere Schickſale ſchenken würde, „und ich kenne ihre Sele ſo gut, daß ich nicht einen „Augenblick daran zweifle. Ach wenn es ihr „doch wohl gehen möchte!„ - - Machen Sie ſich darüber keine Unruhe, ſprach ich: die hundert Thaler ſind Ihnen aus meiner Hand unter fremden Namen geliehen worden, und ſie ſind längſt bezahlt. Ich fürchtete mich, daß Sie mir dieſen geringen Dienſt höher anrechnen möchten, als er werth iſt, und ich wollte Ihre zärtliche Liebe ganz allein Ihrem Herzen ſchuldig ſeyn. Ich habe daher eine unſchuldige Liſt gebraucht, und Ihnen dieſes Geld durch einen andern leihen laſſen, und Sie würden niemals etwas davon erfahren haben, wenn ich Ihnen nicht jetzt durch ein freyes Bekenntnis eine Unruhe benehmen müſte, die mich jammert. Was Ihre Schweſter betrifft, ſo muß ich Ihnen noch ein anderes Bekenntnis thun, wovon ich wünſchte, daß es Ihnen angenehm wäre. Ich habe Sie ſchon ſeit einem Jahre geliebt, ohne daß ich getraut habe,

ihr meine Liebe zu erklären; die Hochachtung hat immer den Ausbruch der Leydenſchaft verhindert. Ich habe ein ſehr mittelmäßiges Glück, aber ich wünſchte mein Schickſal mit dem Ihrigen zu vereinigen; ich würde alsdenn reich genug ſeyn, um vollkommen vergnügt zu leben. Laſſen Sie mir den Troſt, das ich mit ihrer Einwilligung dieſen ſüſſen Gedanken denken darf. Der kranke Freund ſah mich ganz unbeweglich mit einer auſſerordentlichen Aufmerkſamkeit an, ohne ein Wort zu reden: endlich ließ er einige Thränen aus ſeinen Augen fließen, darinn ſein ganzes Herz abgebildet war; ich muſte ihn umarmen, und er drückte mich ſo feſt an ſeine Bruſt, daß ich dachte, er würde in dieſer zärtlichen Scene ſeinen Geiſt aufgeben. Er ertheilte mir ſeine Einwilligung mit ſo rührenden Ausdrücken für mich, die mir die Beſcheidenheit verbietet nachzuſagen. Ich ſterbe nun fröhlich, ſprach er, aber die große Bewegung, darinn ich bin, nähert mich meinem Ende. Rufen Sie die übrigen Freunde, die hier ſind. Sie erſchienen, und er nahm mit einer ſo beweglichen und ädlen Art von ihnen Abſchied, daß wir alle in Thränen zerfloſſen. Er fieng ein Gebet an, hohlte einen tiefen Seufzer, und bließ damit ſeine Seele ruhig aus.

Alſo

Alſo ſtarb unſer redlicher Freund, eines beſſeren Glückes werth, und das waren ſeine letzten Empfindungen, ſeine letzten Reden, in welchen er die Welt verließ. Ich habe ſeine Schweſter beſucht; das arme Mädchen trauert über dieſen Tod recht wehmüthig; ſie will von ihren kaltſinnigen Anverwandten weg, und ſich bey der Frau Gräfin von B** in Dienſte begeben, um die Schuld ihres ſeligen Bruders bezahlen zu können. Sie kömmt mir jetzt ſchöner vor, als jemals. Ich habe ihr mein Herz angetragen, und ich habe zugleich den Dienſt, den ich ihrem Bruder erwieſen, nicht genug verbergen können, aus Furcht, daß ich mich verdächtig machen möchte, ihn in meiner Liebe zu viel gelten zu laſſen. Sie hat meine Leydenſchaft nicht verworffen: allein ſie will erſt die Ehre ihres Bruders befriedigen, und das ſoll ihr ſelbſt allein Mühe koſten, wie ſie ſagt. Ich habe alſo eine Liſt ausgeſonnen, die mir auch gelungen iſt; ich habe ihr über hundert Thaler Geſchenke geſchickt: Was meynen Sie wohl, ſie hat dieſe Geſchenke alle bis auf einen Ring verkauft, ſie hat den vermeynten Gläubiger bezahlt, und durch eben den Kanal iſt das Geld wieder an mich gekommen, ohne

daß ich ihr die Zufriedenheit nehmen darf, eine ſo ſchöne Handlung gethan zu haben. Unſer Freund hat Ihnen ſeine Schweſter empfohlen, mein Herr, und ich erſuche Sie alſo, meine Neigung und Abſichten zu billigen.

Ich mache Ihnen kein Compliment über die Länge meines Briefes, da ich Ihr Herz kenne: Sie wiſſen, daß ich mich über einen ſolchen Innhalt nicht kurz ausdrücken kann. ꝛc.

M.

Acht und dreyßigſter Brief *).

So ſind wir denn wieder auf dem Landtage, mein Herr, wo wir gewiß mit mehrerem Vergnügen ſeyn würden, wenn Sie Ihr Vorhaben ausgeführet hätten, dahin zu kommen. Die Eröfnung iſt am vierten dieſes Monats geſchehen. Schöne Reden, gute Tafeln, große Geſellſchaft, eine große Anzahl von Biſchöfen! Wir haben dem König das gegeben, was man uns von ſeiner Seite abgefodert hatte, drey Millio-

*) Vom Biſchof Fleſchier an den Grafen von Calviſſon, *Lettres de Mr. Flechier*, LXI. nach der Ausgabe im Haag, von 1712.

Millionen freywilliges Geſchenk, und zwo Millionen Kopfſteuer. Das iſt wenig für die Nöthen des Staats; es iſt aber viel, und wenn ich es ſagen darf, allzuviel für das Elend der Provinz. Wir hoffen, daß der König auch auf ſeiner Seite in unſere Nöthen Einſehen haben, und uns einige Erlaſſung geben wird ꝛc.

Neun und dreyßigſter Brief *).

Ich tröſte mich, mein Herr, daß ich genöthigt bin einen Proceß zu haben, ſeitdem ich weiß, daß Sie mein Referent ſeyn, werden. Einige von Ihren und meinen Freunden allhier haben mir darüber Glück gewünſcht, und mir ſelbſt ihre Empfehlungen bey Ihnen angeboten; allein ich habe mich dafür bedanket, und geglaubt, daß es beſſer wäre, Sie ganz Ihrer Billigkeit und natürlichen Gerechtigkeitsliebe zu überlaſſen. Ich bitte Sie indeſſen doch auf die Chicanen Acht zu haben, die man mir ſpielt, und zu glauben, daß ich ganz vollkommen bin ꝛc.

Vier=

* Von eben demſelben an einen Parlamentsrath zu Toulouſe, Lett. 187.

Vierzigſter Brief *).

Man hat mir von der ſchönen Diſſertation, die Sie über die Leichenreden gemacht haben, mein Herr, ein Exemplar richtig eingeliefert. Sie iſt voller frommen Unterweiſungen und gründlichen Betrachtungen, die dieſe Art der Beredſamkeit zu ihrem wahren Punkte zurückbringen, nämlich zur Religion und Vernunft, wovon ſie zuweilen abwich. Sie haben ſehr gut von den Regeln geurtheilet, die man beobachten muß, und von den Eigenſchaften, die man haben ſoll, um ſich in dieſen beſondern und ganz eigenen Lobſprüchen recht aufzuführen, worinn man die Todten ehren, die Lebenden erbauen, und Gott gleichſam einen Tribut von den menſchlichen Lobeserhebungen und Zerbrechlichkeiten geben will. Wann ich noch in dieſer Art von Beſchäftigungen wäre, ſo würde michs ein bischen verdrüßen, daß Sie alle Geheimniſſe unſerer Kunſt ſo klar entdeckt hätten. Ich ſage, unſerer Kunſt, denn Sie haben ſie ſehr ſchön geübet, und Sie konnten wohl anſtatt der Exempel, die Sie aus

*) Von eben demſelben an den Abt du Jarry. Lett. 174.

aus unſern Werken angeführet haben, ganz billig die Ihrigen nehmen. Sie haben in dieſer Abhandlung Ihrer Beſcheidenheit und Freundſchaft gefolget. Ich habe ſie mit Vergnügen und mit Scham geleſen, und ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſehr ich von den Merkmalen der Zärtlichkeit und Hochachtung bin gerühret worden, die Sie darinn meinetwegen ausgebreitet haben. Ich bitte Sie, mir dieſelben beſtändig zu erhalten, und zu glauben, daß niemand mehr wünſchet, Sie in dem Stande zu ſehen, worinn Sie Ihr Verdienſt längſt ſollte geſetzt haben, und daß niemand vollkommener iſt, als ich bin ꝛc.

Ein und vierzigſter Brief *).

Ich mache Ihnen kein Compliment, gnädigſter Herr, über die Eroberung von Philippsburg; Sie hatten eine gute Armee, Bomben, Kanonen, und Sie hatten Vauban. Ich mache Ihnen auch keines darüber, daß Sie tapfer ſind; das iſt eine erbliche Tugend Ihres Hau-

*) Von dem Duc de MONTAVZIER an den *Dauphin*, aus den *Lettres de Mad. de Sevigné*, 1688. *Lett. 393.* T. V.

Hauſes; aber ich freue mich mit Ihnen darüber, daß Sie freygebig, großmüthig und ein Menſchenfreund ſind, und daß Sie die Dienſte derjenigen hervorziehen, welche gutes thun. Das iſt es, Monſeigneur, worüber ich Ihnen die vollkommenſte Ehrfurcht bezeige ꝛc.

Zwey und vierzigſter Brief *).

Ich weiß zwar noch nicht, was alle Ihre Bemühungen ausrichten werden; aber ich kann Ihnen verſichern, daß ſie in einem Menſchen, der gegen die geringſte erhaltene Gefälligkeit ſehr empfindlich iſt, eine große Erkenntlichkeit zurücklaſſen. Ihre Unpäßlichkeit rühret mich mehr um der Beſchwerde willen, die ſie Ihnen giebt, als wegen der Verhinderung, die ſie Ihren Anſuchungen in meiner Sache macht. Ich fürchte, daß ſie in Anſehung des Herrn von Turenne ohnedem noch zu eilig ſeyn könnten, und daß ich ihm durch den Ueberlauf, den ich ihm verurſache, verhaßt werden möchte. Wann er mir durch die Herren Grafen von Auvergne und

von

*) ST. EVREMONT an den Grafen von LIONNE; Oeuvres melés T. III. p. 35. nach der Amſterdammer Ausgabe von 1726.

von Eſtrades keine Höflichkeiten hätte ſagen laſſen, ſo würde ich mir nicht die Freyheit genommen haben, ihn um ſeine Fürſprache zu erſuchen. Ich habe ihm niemals einen Dienſt erwieſen, die ihn verbinden könnte, ſich meiner Sachen anzunehmen. Wann ich ihn in meinem ganzen Leben bewundert habe, ſo iſt es geſchehen, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und meinem Urtheile Ehre zu machen: Aber ich habe nichts dadurch erwartet, wie ich auch wirklich nichts deswegen verlangen konnte. Wann er ſo gütig ſeyn will, mich verbindlich zu machen, ſo wird er mir ſehr viel Dankbarkeit laſſen; wann ich ihm gleichgültig bin, ſo werde ich gar keine Urſache haben mich darüber zu beklagen.

Die Gütigkeiten, die Sie mir von dem Herrn von Lionne, dem Miniſter, bezeugen, geben mir eine heimliche Zufriedenheit, die mich die wenige nicht empfinden läßt, welche ich in meinem gegenwärtigen Zuſtande haben müſte. Wann ich völlig davon überführet wäre, ſo würden ſie alle meine Aufmerkſamkeit beſchäftigen, und würden mir auf eine angenehme Art die Zeit entziehen, an mein widriges Schickſal zu denken. An welchem Orte ich auch jemals ſeyn werde,

ſo

ſo belieben Sie ihn zu verſichern, daß er ſtets einen ſehr unnützlichen Diener wider meinen Willen, und einen eben ſo eifrigen als Sie, in allem was ihn angehet, haben werde. Dies hat mir am ſtärkſten geſchienen, meine Empfindung gut auszudrücken ꝛc.

Drey und vierzigſter Brief *).

Nachdem ich in dem Zwang der Höfe gelebt habe, ſo tröſte ich mich, daß ich mein Leben in der Freyheit einer Republik vollenden kann, wo zum wenigſten nichts zu befürchten iſt, wenn man auch nichts zu hoffen hat. Wann man jung iſt, ſo würde es unanſtändig ſeyn, ſich nicht in der Welt zu verſuchen, mit dem Vorſatze, ſein Glück zu machen: Wann wir unſer beſtes Alter zurückgelegt haben, ſo ruft uns die Natur wieder zu uns ſelbſt; und in der Umkehrung von den Empfindungen des Ehrgeizes nach dem Verlangen unſerer Ruhe, finden wir, daß es angenehm ſey in einem Lande zu leben, wo die Geſetze uns vor dem Eigenſinn der Men=

*) Von eben demſelben, als er wieder nach Holland gegangen war, an den Marq. de CREQVI T. II. p. 397.

Menſchen verwahren, und wo wir nur vor uns ſelbſt brauchen ſicher zu ſeyn, wenn wir vor allem ſicher ſeyn wollen.

Setzen Sie dieſer Annehmlichkeit noch dieſes hinzu, mein Herr, daß die Obrigkeiten für das Beſte des gemeinen Weſens ein großes Anſehen haben, aber durch beſondere Vorzüge an ihren Perſonen wenig Aufſehens machen. Sie ſehen alſo, da keine verhaßte Unterſchiede, dadurch ehrliche Leute beleydiget werden; keine unnütze Würden, keine beſchwerliche Rangordnungen, keine von denen verdrüßlichen Hoheiten, welche nur die Freyheit zwängen, ohne etwas zum Glücke beyzutragen. Hier beſorgen die Obrigkeiten unſere Ruhe, ohne Erkenntlichkeit, noch ſelbſt einmal Ehrerbietung gegen die Dienſte zu erwarten, die ſie uns leiſten. Sie ſind ſtrenge in den Anordnungen des Staats, ſtolz in den Angelegenheiten ihres Landes mit den fremden Nationen, ſanft und bequem mit ihren Bürgern, umgänglich mit allen Gattungen von Privatperſonen. Der Grund der Gleichheit beſtehet allemal ohngeachtet der Macht; und dadurch wird das Anſehen niemols ſtolz, die Lebensart niemals hart.

Was die Steuern betrifft, ſo ſind ſie freylich groß; Aber ſie betreffen nur das gemeine Beſte, und laſſen einem jeden den Troſt, daß er nur für ſich ſelbſt Steuern giebt. Man muß ſich alſo nicht

über die Liebe verwundern, die man für das Vaterland hat, weil es eigentlich eine wahrhafte Selbſtliebe iſt. = =

Die geiſtlichen Sachen werden mit einer gleichen Mäßigung geleitet. Der Religionsunterſchied, welcher ſonſt ſo viele Verwirrungen erreget, verurſachet hier nicht die geringſte Unruhe in den Gemüthern. Ein jeder ſuchet den Himmel durch ſeine Wege; und die, welche man für verirret hält, mehr beklagt, als gehaſſet, ziehen ſich eine chriſtliche Liebe zu, die rein und von der Unbeſcheidenheit des falſchen Eifers, abgeſondert iſt.

Wie nichts in der Welt iſt, das uns nicht noch etwas zu wünſchen übrig läßt, ſo ſehen wir auch hier nicht ſo viel ehrliche als geſchickte Leute, mehr guten Verſtand im Handel und Wandel, als Zärtlichkeit im Umgange. Die Damen ſind da ſehr höflich, und die Männer nehmen es nicht übel, daß man ihrer Geſellſchaft den Umgang ihrer Weiber, vorziehet: ſie ſind geſellſchaftlich genug, um uns die Zeit zu vertreiben; aber allzuwenig beſeelet, um unſere Ruhe zu ſtöhren. Nicht, als ob es keine unter ihnen gäbe, die ſehr liebenswürdig wären; aber man hat nichts von ihnen zu hoffen, entweder wegen ihrer Keuſchheit, oder wegen einer Froſtigkeit, die ihnen ſtatt der Tugend dienet. Dem ſey, wie ihm wolle, man ſiehet in Holland eine gewiſſe Mode von Sprödigkeit, die überall eingeführet iſt, und

ich weiß nicht was für eine alte Tradition von Enthaltſamkeit, die von der Mutter auf die Tochter kömmt, wie eine Art von Religion.

Man findet in der That nichts wider die Galanterie der Mädchen einzuwenden, die man ſie ganz gutherzig anwenden läſſet, als eine unſchuldige Hülfe, ſich Männer zu ſchaffen. Einige beſchließen dieſe Galanteriezeit mit einer glücklichen Heirath: einige Unglückliche unterhalten ſich mit der eitlen Hoffnung eines Standes der immer aufgeſchoben bleibt, und niemals kömmt. Dieſe langen Verzögerungen darf man nicht einer vorſetzlichen Untreue zuſchreiben. Man wird ſich einander mit der Zeit müde, und der Ueberdruß gegen die Liebſte kömmt dem wohlgeſetzten Entſchluß zuvor, ſie zu heirathen. Alſo aus Furcht, für einen Betrüger gehalten zu werden, getrauet man nicht zurückzugehen, wann man nicht ſchließen will; und halb aus Gewohnheit, halb aus einer einfältigen Ehre, die man ſich daraus macht, beſtändig zu ſeyn, unterhält man ſchmachtend die elenden Ueberreſte einer abgenutzten Leydenſchaft. Einige Exempel von der Art geben den jüngſten Mädchen zu ernſthaften Ueberlegungen Anlaß, welche die Heirath als eine zufällige Begebenheit anſehen, und ihren natürlichen Stand, als den wahren Zuſtand, worinn ſie bleiben ſollen.

Was die Weiber betrifft, die ſich einmal verbun-

bunden haben, ſo glauben ſie allen Willen über ſich ſelbſt verlohren zu haben, und indem ſie weiter nichts als die Einfalt der Pflicht kennen, ſo würden ſie ſich ein Gewiſſen daraus machen, die Freyheit der Zuneigungen zu behalten, die ſich ſonſt die frömmſten und ſprödeſten vorbehalten, ohne einiges Abſehen auf ihre Unterwürfigkeit. Hier ſcheinet alles Untreue; und die Untreue, die ſonſt das galante Verdienſt der angenehmen Höfe ausmacht, iſt bey dieſer guten Nation das gröbſte Laſter, die ſehr weiſe im Wandel und in der Regierung, aber wenig gekehrt in den zärtlichen Vergnügungen und höflichen Sitten iſt. Die Männer bezahlen dieſe Treue ihrer Weiber mit einer großen Unterwerffung; und wenn einer wider die Gewohnheit ſich ſtellete die Herrſchaft im Hauſe zu haben, ſo würde die Frau als eine Unglückliche von jedermann beklagt, und der Mann als ein ſehr böſer Menſch, beſchrien werden. = =

Ich will Ihnen nichts von dem Haag ſagen, mein Herr; es iſt genug, daß die Reiſenden davon gereizet werden, wenn ſie auch ſchon die Koſtbarkeiten von Paris, und die Seltenheiten von Italien geſehen haben. Von der einen Seite gehet man am Meere, durch einen Weg, der der Gröſſe der Römer würdig iſt: von der andern geht man in das angenehmſte Gehölze, das ich in meinem Leben geſehen habe. An eben dem Orte findet man Häuſer genug,

die eine groſſe und prächtige Stadt vorſtellen können; und Wald und Alleen genug, die eine köſtliche Einöde machen. In den beſondern Stunden findet man daſelbſt die Unſchuld der Landvergnügungen: in den öffentlichen Stunden ſiehet man daſelbſt alles, was die Menge der volkreichſten Städte darbringen kann. Die Häuſer ſind daſelbſt zu den Beſuchzeiten offener, als in Frankreich; verſchloſſener als in Italien, wenn eine allzugenaue Ordnung die Fremden entfernet, und die Familie wieder auf wenige Hausgenoſſen ſetzt. = = Wenn ich alles ſagen wollte, ſo würde ich Wahrheiten ſagen, die man nicht glaubte; und durch eine heimliche Bewegung der Eigenliebe will ich lieber verſchweigen, was ich weiß, als nicht glaublich genug ſeyn in dem, was Sie nicht kennen ꝛc.

Vier und vierzigſter Brief.

Sie können kaum glauben, gnädiger Herr, mit wie vielem Vergnügen ich die Schuldigkeit beobachte, Dero letztere Zuſchrift zu beantworten. Sie verlangen von mir einige Nachrichten von dem gegenwärtigen Zuſtande unſerer Univerſität, weil Sie darnach Ihre Entſchlieſſung wegen des Herrn Sohns einrichten wollen, und ich freue mich, daß ich ſeit meinem vierjährigen Aufenthalte

allhier die richtigſten Nachrichten habe ſammlen können, um Sie zu vergnügen.

Helmſtädt iſt eine mittelmäßig große Stadt, die in einer ſehr angenehmen Gegend liegt, rund umher mit einem Walde eingeſchloſſen. Man ſollte ſagen, daß die Gegend mit Fleiß wäre ausgeſucht worden, einen Muſenſitz aufzurichten, ob ſie gleich zuerſt nur einem Benedictinerkloſter gewidmet ward. Doch, ich bemerke eben, daß ich mich in eine lange Beſchreibung einlaſſen möchte, wann ich die Geſchichte und Geographie von Helmſtädt machen wollte, und Sie verlangen keine Chronik zu leſen. Ich will alſo nur von der Akademie und ihrer gegenwärtigen Verfaſſung reden.

Es fehlet in allen Wiſſenſchaften nicht an den berühmteſten und geſchickteſten Lehrern, wodurch die Akademie ſchon von alten Zeiten her ein beſonderes Anſehen in der gelehrten Welt behauptet hat. Durch die Vorſorge ihres großen Beſchützers werden die Lehrſtühle in allen Facultäten mit den würdigſten Männern beſetzet, und man kann mit gutem Grunde ſagen, daß hier die Muſen wohl verpfleget werden. Außer den ordentlichen Lehrern befindet ſich auch noch eine ziemliche Anzahl von Privatdocenten hier, die ſich der akademiſchen Jugend nützlich zu machen ſuchen. Die Vorleſungen werden ſehr fleißig gehalten; die vielen Ferien ſind abgeſchafft, und man macht im ganzen Jahre kaum vier

Wochen

Wochen Feyertage, welches in der Oſtern- und Michaelismeſſe wegen der Studentenwanderung zu geſchehen pflegt. In allen Wiſſenſchaften werden Disputirübungen und Examinatoria gehalten und die Lernenden gewinnen durch dieſe Anſtalten ſehr viel, weil ihnen dadurch die Wahrheiten meiſtentheils erſt lebendig werden. Die Lehrer haben viele Leutſeligkeit, und ein wohlerzogener Menſch, oder den man ihnen beſonders empfohlen hat, iſt auch von ihrem Umgange nicht geſchieden, und kann noch außer den Leſeſtunden Nutzen von ihnen ſchöpfen.

Was die Sprachen und Leibesübungen betrifft, ſo fehlet es auch daran nicht, ſich hier von den geſchickteſten Meiſtern unterrichten zu laſſen. Man kann hier ſehr gut Franzöſiſch, Italiäniſch und Engliſch lernen, ſo daß man dieſe Sprachen nicht blos an und für ſich, ſondern auch ihre Schönheiten ſich bekannt machen kann.

Beſonders iſt zur Uebung in der deutſchen Sprache, und in den ſchönen Wiſſenſchaften überhaupt, eine vortreffliche Gelegenheit vorhanden. Dieſe Sachen werden in einer eigenen öffentlichen Geſellſchaft getrieben, die ſich wöchentlich einmal verſammlet. Sie hat viele geſchickte Mitglieder und es nehmen auch viele auswärtige Gelehrten Theil daran. Dieſe Anſtalt iſt für die Bildung des guten Geſchmacks überaus nützlich.

Es iſt auch ein Seminarium für eine gewiſſe Anzahl von ſolchen Studierenden errichtet worden, die ſich der Theologie und der Kirche widmen wollen. Sie werden unter dem Vorſitze ihres berühmten Directors in den geiſtlichen Wiſſenſchaften geübt, und müſſen alle Sonntage in der akademiſchen Kirche eine Predigt halten.

Auſſerdem giebt es noch verſchiedene kleine gelehrte Privatgeſellſchaften, welche nützlich ſind, und woraus man den Fleis und den Eifer im Guten unter den hieſigen Studierenden ſchätzen kann.

An jedem Mittwoche wird das öffentliche Collegium Muſicum gehalten, welches hier ſo gut beſetzt, und ſo ſchön angeordnet iſt, als mans nur wünſchen kann. Es wird vom Frauenzimmer, von Profeſſoren und allen denen beſucht, die an dieſem würdigem Vergnügen Geſchmack finden. Man kann ſagen, daß die Muſik in hieſigen Ländern überhaupt hoch getrieben wird, und man wird unter zehn Studenten kaum einen antreffen, der nichts darinn verſtünde, oder wenigſtens keinen Geſchmack daran bezeigte.

Wir haben hier keine öffentliche Schauſpiele; Allein es iſt eine Geſellſchaft von guten Freunden unter den hier Studierenden zuſammen getreten, welche für ſich und nur für diejenigen, die ſie beſonders dazu einladen, von Zeit zu Zeit ein theatraliſches Stück vorſtellen. Es iſt wahr, daß die

Stücke

Stücke allemal auserleſen ſind, und daß man den ſpielenden Perſonen nie den Beyfall verſagen kann, deſſen ſie ſich ſo würdig machen. Auch dieſe Erfindung zeuget von dem guten Geſchmack, der ſich hier ausbreitet.

Von den akademiſchen Gebäuden, gnädiger Herr, kann ich Ihnen verſichern, daß ſie ungemein ſchön und anſehnlich ſind. Man urtheilet gleich beym erſten Anblicke von der Gröſſe ihres unſterblichen Stifters; und dieſer Tempel, den man den Wiſſenſchaften geheiliget hat, iſt vielleicht nebſt dem Collegio zu Gieſen, das Schönſte, ſo man von dieſer Art in Deutſchland antrifft. Sie werden es einigermaßen aus dem beygelegten Kupferſtiche erkennen. Es iſt in eben dieſem Gebäude ein Convictorium angelegt, wo durch die milde Vorſorge des Fürſten, täglich über hundert Studenten geſpeiſet werden. Die Bibliothek, die auf einem Flügel dieſes Gebäudes ſtehet, iſt ebenfalls ſowohl wegen der Büchermenge, als wegen ſeltener Werke und Handſchriften, ſehenswerth. Sie wird zum Nutzen der Studierenden wöchentlich zweymal geöfnet.

Der botaniſche Garten, welcher durch die unermüdete Sorge des großen Heiſters blühet, iſt etwas, das dieſer Univerſität vor vielen andern eine vorzügliche Zierde giebt. Es wachſen hier ganze Nationen von Kräutern und Gewächſen auf, die

aus den entlegenſten Welttheilen hieher verpflanzet ſind, und die ſeltenſten Stücke werden hier nicht vergebens geſuchet. Dieſes und die guten Anſtalten in der Anatomie, machen den Aufenthalt für die Arzeneybefliſſenen ſehr nützlich und angenehm, deren ſich auch allemal eine ziemliche Anzahl hier befindet.

Man hat hier einen ſehr wohl eingerichteten Buchladen, wo den Bücherliebhabern mit aller Gefälligkeit begegnet wird; und man drucket hier mit ſo gutem Geſchmack, als an einem Orte in Deutſchland.

Es fehlet auch nicht an öffentlichen Häuſern, wo man ſpeiſet, ſpielen, in Geſellſchaften ſeyn kann, und wo um der guten Ordnung willen ſelten Ausſchweifungen vorzufallen pflegen.

Es ſind Spatziergänge um die ganze Stadt herum angeleget, die ſie zu einer neuen Lindenſtadt machen können, denn alle dieſe Gänge ſind mit Linden beſetzt, und werden dadurch gedoppelt angenehm.

Die Lebensart, die jetzt unter den Studierenden herrſchet, iſt ganz und gar derjenigen nicht ähnlich, die ehedem hier ſoll geweſen ſeyn. Man trifft unter den meiſten ein geſittetes und wohlerzogenes Weſen an, und überall ſiehet man Proben des Fleiſſes, den man hier in Ehren hält; Ich habe bemerkt, daß viele Auswärtigen mit Vorurtheilen und falſchen Nachrichten wider dieſe Univerſität eingenommen

ſind, und ich bin ſelbſt von dergleichen Irrthümern nicht frey geweſen, ehe ich hieher kam; Allein nichts iſt ſo unrichtig, gnädiger Herr, als das, was Ihnen von der rauhen und niedrigen Lebensart auf der hieſigen hohen Schule iſt erzählet worden. Auch das iſt falſch, was man von den Streitigkeiten zwiſchen den Studenten und der Garniſon geſagt hat: man findet ſeit vielen Jahren kein Exempel, daß auf dieſer Seite die geringſte Uneinigkeit vorgefallen wäre.

Man hat vorgegeben, daß es hier theuer wäre. Allein man muß niemals in Helmſtädt geweſen ſeyn, um dieſes zu glauben. Alle Dinge haben ihren proportionirten Werth; und es iſt wahr, daß eine ſchöne Stube mehr koſtet als eine ſchlechtere, daß man für zwey Thaler die Woche beſſer ſpeiſen kann, als für einen Thaler. Aber iſt es nicht an allen Orten ſo? Es kömmt auf die Einrichtung an, die man machen will, und man kann mit einer mäſſigen Summe hier leben, ohne am Nothwendigen und an den Hauptbequemlichkeiten des Lebens Mangel zu leyden, ſo wie hergegen auch ein anderer des Jahrs zweytauſend Thaler hier ſo gut als an einem andern Orte verthun kann, wenn er Luſt zu verſchwenden hat. Es iſt genug, wenn ich Ihnen ſage, gnädiger Herr, daß ein jeder hier nach Proportion ſeiner Umſtände leben kann.

Sollte es Ihnen alſo gefallen, den Herrn Sohn auf

auf künftige Oſtern hieher zu ſchicken; ſo wünſchte ich, daß er einen guten Hofmeiſter mitbrächte, oder daß man ihm auch hier einen ausſuchen müßte, und daß er bey Herrn ‥‥ zu wohnen käme. Bey dieſem Manne würde er ſehr gut aufgehoben ſeyn; er könnte vielleicht auch da ſpeiſen, und viel Nutzen von ſeinem Umgange haben. Er ſoll ſich auf die Rechtswiſſenſchaft, die Mathematik und ſchönen Wiſſenſchaften legen, wie Sie ſchreiben, und er findet hier die beſten Anweiſungen dazu, wie Sie aus beyliegendem Lectionsverzeichniſſe ſehen werden. Fürchten Sie nichts von der weiten Entfernung für ihn, gnädiger Herr: es iſt gewiſſermaßen für ihn gut, daß er die Welt außer ſeinem Vaterlande kennen lernt, und man wird hier für ſeine Wohlfahrt ſo ſehr beſorgt ſeyn, daß Sie allemal mit Zufriedenheit an ihn werden denken können.

Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Bl. schwarz gestochen 64/139
424 rth schön
[illegible]
[illegible] gi/435 [illegible] [illegible]

gestochen

von Vorschein
420 rth schön
460 –
401

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stockhausen, Johann Christoph,

Johann Christoph Stockhausens Sammlung vermischter Briefe

Bd.: [1]

Helmstädt 1758

Epist. 870-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10404081-6
VD18 80152465-001